
C 8041 C
Heft Nr. 25 · 15. Jahr · Hamburg, 24. Juni 1962 · 60 Pfennig
stern
Schweiz: 80 Rappen · Schweden: skr 1,00 inkl. oms.
Heidi
mit der dunklen
Haut
Für das farbige Besatzungskind
beginnt jetzt der Ernst des Lebens
Natalie Wood

BRIEFE AN DEN STERN

Vergleichs-Weise

(Zu Alexander Spoerls Vergleich zwischen dem VW 1500 und Fiat 1500; Stern Nr. 19)

Ich war empört über diesen Artikel, denn ich weiß aus Erfahrung, daß der VW 1500 aus bedeutend besserem Material besteht als der Fiat 1500. Jeder der beiden Wagen hat seine Vor- und Nachteile, wie auch alle anderen Wagen; aber daß soviel gegen VW und soviel für Fiat geschrieben ist, finde ich ungerecht.

Mersch/Luxemburg EDITH FANDEL

Ich hatte Gelegenheit, den Fiat 1500 mehrere Tage über eine weite Strecke zu fahren, und konnte mich überzeugen, wie sehr dieses rassige Fahrzeug in vielen Punkten weit größeren – und teureren Wagen überlegen ist. Millionen Hausfrauen verwenden bestimmte Waschmittel, darum *müssen* sie gut sein! So ist es auch beim VW, wenigstens nach Meinung der Masse, die größtenteils noch nie ein anderes Fahrzeug zu fahren Gelegenheit hatte. Sie haben in Ihrem Vergleichstest ganz offensichtlich nach negativen Punkten für Fiat gesucht.

Ebersbach (Fils) KARL MEZGER

Warum verschweigt Herr Spoerl schamhaft die zahlreichen Mängel, die sich an den ersten Serien des VW 1500 zeigten? Hatte es Wolfsburg nötig, den Wagen technisch so unzulänglich auf den Markt zu bringen? Borgward litt wegen solcher Fehler unter dem Spitznamen „Gauner im Frack" bis zum bitteren Ende. Gegenüber Wolfsburg scheinen aber solche Vorwürfe tabu zu sein. Oder hat Spoerl etwa auch VW-Aktien?

Koblenz SIEGFRIED WERNER

Konstrukteuren, die heute noch so seitenwindempfindliche Wagen bauen wie den „Käfer" und den VW 1500, sollte man aus Gründen der Verkehrssicherheit sehr heftig auf die Finger klopfen.

Hamburg GERD LENZ

Allround-Händler

(Zum Bericht über die Bemühungen der SPAR-Handelskette, ihren Kunden nunmehr auch Versicherungspolicen zu verkaufen; Stern Nr. 15)

Bei der SPAR-Organisation scheint ein Fehldenken vorzuliegen: Seit Jahren predigt sie den ihr angeschlossenen Einzelhändlern die Sortimentsverkleinerung zur rationellen Abwicklung des Verkaufsvorganges, um der angespannten Personallage im Lebensmitteleinzelhandel gerecht zu werden.
Plötzlich hat man durch die bisherigen Maßnahmen dem Einzelhändler so viel freie Zeit geschaffen, daß er in der Lage ist, die Ware Versicherung, eine anerkannt erklärungsbedürftige Ware, zu verkaufen. Und da die Hausfrau

Versicherungen normalerweise nicht allein abschließt, wird der Einzelhändler den Alpdruck nicht los, daß eines Abends nach Geschäftsschluß alle seine Kundinnen mit ihren Ehemännern dastehen, um endlich ihre Police kaufen zu können. An einem Abend mit schlechtem Fernsehprogramm vermutlich.

Jetzt warte ich nur auf den Gegenstoß der Versicherung. Sicher richten die jetzt all ihren Agenten kleine Stubenlädchen ein.

Frankfurt/Main KLAUS DEY

Guter Rat

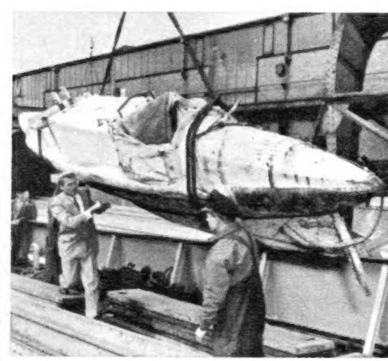
(Zu Eva Windmöllers Ratschlägen zur Verlängerung des Lebens der Ehemänner; begonnen im Stern Nr. 16)

Mir als Fachmann, dem die Vermittlung bzw. Wiedervermittlung der naturgewollten Vollatmung berufliches Anliegen ist, bedeuten diese Ausführungen Ihrer Mitarbeiterin Eva Windmöller sehr viel. Ich darf Ihnen versichern, daß mir ein so richtiges und fundiertes Wissen um die körperlichen und darüber hinaus seelisch-geistigen Vorgänge, die der Begriff „Atmung" umschließt, bis heute nicht begegnet ist, vor allem in einer Form, die gleichzeitig für jeden Laien faßlich und dabei anmutig und humorvoll geschrieben ist.

Hamburg ALBERT STEFFAHN
staatl. anerk. Schauspiellehrer

An dem lobenswerten und humorvollen Artikel von Frau Windmöller möchte ich einige Kleinigkeiten beanstanden. So haben zum Beispiel Selleriewurzeln keinen größeren Eiweißgehalt als Kartoffeln; Selleriegrün enthält soviel Eiweiß wie grüner Salat.

Vitamin D wird nicht in der Haut gebildet, sondern auf der Hautoberfläche und erst dann absorbiert. Vitamin E ist nennenswert nur in Weizenkeimen und Pflanzenölen enthalten. — Dr. Hutchin wußte damals nicht, daß die Beri-Beri eine Vitamin-B-Komplex-



Einbaumfahrer Dr. Lindemann

Mangelkrankheit und nicht allein eine Vitamin-B1-Mangelerscheinung ist. Hätte er B-Komplexe zur Verfügung gehabt, wäre die Beri-Beri bei den Gefangenen selbstverständlich geheilt worden. Dennoch ist es richtig, daß künstliche Vitamine häufig nicht so wirkungsvoll sind wie natürliche: So verzögert Vitamin E in synthetischer Form im Körper nicht die Zerstörung des Vitamins A, wie es das natürliche tut.

Flüssigkeitsmangel führt nicht zur Ermüdung: Auf meinen Atlantiküberquerungen in Einbaum und Faltboot war ich häufig bis zur Grenze des Möglichen dehydriert, jedoch mit dem Durst vermehrte sich niemals das Schlafbedürfnis. Das gleiche ergibt sich auch aus Berichten Schiffbrüchiger.

Bonn DR. MED. HANNES LINDEMANN

Dr. Hannes Lindemann berichtete über seine abenteuerlichen Ozeanüberquerungen in den beiden Büchern „Allein über den Ozean" und „Ein Mann – ein Boot – zwei Kontinente". – Red.

Sie schreiben leichtfertig: „Frische Luft ist das billigste Lebensmittel." Wo leben Sie, bitte? Sind Sie von dieser Welt und unserem Jahrzehnt? No? Leben Sie mal in Köln! Von frischer Luft kann hier keine Rede sein. Chemische Fabriken, Autos, Haus- und Industriekamine verpesten hier Tag und Nacht die Luft. Man wagt kaum zu atmen! Bazillen, wo man geht und steht! Wie aber sollen wir da durchatmen? Und was?

Köln H. BÄSSLER

Ihre Ratschläge sind gut. Sind Sie aber sicher, daß allen Ehefrauen daran liegt, das Leben ihrer Partner zu verlängern? Wann schreiben Sie eine ähnliche Reihe unter dem Titel „Wie bringe ich meinen Mann (unauffällig) um?"

Essen K. H.

Nicht weidgerecht

(Zu dem Bericht „Jägers Pein"; Stern Nr. 22)

Der Bericht über den „Weidmann" hat mich zutiefst empört. Ich bin kein Jäger, habe aber für die Anschauungen echter Jäger, nämlich alte und kranke Tiere für den Abschuß freizugeben, Verständnis. Kein Verständnis habe ich dafür, daß man einem weidwund geschossenen Tier den Gnadenschuß verweigert und das Verenden noch mit Interesse beobachtet.

Wer aus Geltungsdrang ein solches Tier mordet, wer dazu noch angeberische Fotos von seiner Strecke machen läßt, dem muß die zuständige Behörde den Jagdschein unverzüglich entziehen.

Hanau a. M. HEINZ R. KÖHLER

In Ihrem Bericht „Jägers Pein" wird fälschlicherweise auch auf die Binding-Brauerei in Frankfurt angespielt. Um weitere falsche Schlußfolgerungen zu vermeiden, möchten wir Ihnen mitteilen, daß der von Ihnen zitierte Dr. jur. Binding mit der Binding-Brauerei in keiner irgendwie gearteten Verbindung steht.

Ein Telefonanruf in unserem Hause hätte Ihren Reporter davor bewahrt, aus der Nähe der Taunusgemeinde Anspach und der Namensgleichheit einen solchen Zusammenhang zu konstruieren. Und wenn Sie schon unseren Werbeslogan bringen: Er heißt nicht „Mir und dir — ein Binding-Bier", sondern „Dir und mir — Binding-Bier".

Frankfurt BINDING-BRAUEREI AG.

Telefonitis

(Zum Bericht über die Schwierigkeiten der Bundespost, den Anforderungen nach neuen Telefonanschlüssen nachzukommen; Stern Nr. 18)

Sie druckten unter dem Stichwort „Telefonitis" einen Bescheid des Herrn Bundespostministers an einen Bundesbürger ab, der glaubte, auf die Leistungen dieses Monopolunternehmens einen verbrieften Anspruch zu haben und für das Versagen der Bundespost Schadensersatz verlangen zu können. Das natürliche Rechtsempfinden gibt diesem Mann recht, solange die Bundespost niemand anderen an die Errichtung von Fernsprechanlagen heranläßt; aber das natürliche Rechtsempfinden und Rechtsprechung sind ja zweierlei . . .

Die Materiallieferung für den Fernsprechbau stützt sich auf die Leistung deutscher Weltfirmen, die sich aber ihrer Stellung als alleinige Lieferanten für die Bundespost so bewußt sind, daß sie gemeinsam mit dieser den Bundesbürgern lieber Wartezeiten von einem Jahr und noch länger zumuten, als ihre Telefonleistungen mit den tatsächlichen Anforderungen in Einklang zu bringen. Möglicherweise würde sich eine Besserung sehr schnell herbeiführen lassen, wenn man etwa auf die Lieferkapazitäten amerikanischer Firmen zurückgriffe, die Kabel, Telefonapparate, Verteileranlagen in jeder Menge ständig anbieten. Die Fernsprechmisere gehört zu den Grundübeln unserer Dienstleistungsbetriebe. Eine Radikalkur ist unausweichlich.

Bonn DR. WERNER WOLFF



Natalie Wood

hat große Chancen, der jetzigen Hollywood-Königin Elizabeth Taylor den Rang abzulaufen. Sie ist die Hauptdarstellerin des neuen amerikanischen Films „Westside Story"

FOTO: WILLY RIZZO

stern

erscheint im Verlag Henri Nannen GmbH Hamburg 1, Pressehaus, Telefon: 32 10 91 Fernschreiber: 021 11 83, Telegrammadresse: sternillus, Postscheckkonto: Hamburg 84 80

CHEFREDAKTEUR
Henri Nannen

STELLVERTRETER DES CHEFREDAKTEURS
Reinhart Holl, Karl Heinz Krüger

REDAKTEURE
Wilfried Achterfeld, Gisela Bischof-Elten, Ulrich Blumenschein, Günter Dahl, Heinz Hartmann, Werner Hildenbrand, Johannes Kayser, Jürgen von Kornatzki, Erhard Kortmann, Wolfgang Löhde, Robert Pendorf, Hans Reichardt, Gerd Scharnhorst, Christoph Troll, Egon Vacek, Kurt Wolber

STERNREPORTER
Chefreporter: Joachim Heldt

Claude Deffarge, Michael Friedel, Rolf Gillhausen, Ernst Grossar, Dieter Heggemann, Fred Ihrt, Gerd Heidemann, Hartmut Jetter, Robert Lebeck, Stefan Moses, Carl-Heinz Mühmel, Rudolf Rossberg, Max G. Scheler, Eberhard Seeliger, Gordian Troeller, Lothar K. Wiedemann, Kurt Will

LEITER DER TEXTREDAKTION
Victor Schuller

Dokumentarberichte: Niklas von Fritzen
Romane und Feuilleton: Günther Wolf

Redakteure: Anton Geldner, Dr. Doralies Hüttner, Arnim v. Manikowsky, Ernst Petry, Leo Sievers

Vertragsautoren: Dieter Bochow, Henry Kolarz, Marion von Möllendorff

BILDERDIENST
Günther Beukert

IMPRIMATUR
Kurt Bacmeister

GRAPHISCHE GESTALTUNG
Franz Kliebhan, Herbert Suhr

Illustrationen: Martin Guhl, Günter Radtke
Farbatelier: Walter Scevola

LEITER DER NACHRICHTENABTEILUNG
Rolf Bernd

Dokumentation und Archiv: Ernst-Artur Albaum, Lieselotte Dröge, Eberhard Fehringer, Paul Walter

KORRESPONDENTEN INLAND

BERLINER REDAKTION: Harold Kosel, Berlin-Charlottenbg., Wilmersdorfer Str. 42, Tel. 32 43 77

BAYERN: Otto von Loewenstern, München 2, Arcostr. 5, Tel. 55 53 63, Fernschreiber: 052 32 04

NORDRHEIN-WESTFALEN: Sepp Ebelseder, Düsseldorf, Heinrichstr. 106, Telefon 62 63 85

RHEIN-MAIN-GEBIET: Gerhard F. Baatz, Frankfurt/Main, Feyerleinstraße 9, Telefon 55 70 67

SÜDWESTDEUTSCHLAND: Reinhard Ueberall, Stuttgart-Bad Cannstatt, Brenzstr. 14, Tel. 54 23 95

KORRESPONDENTEN AUSLAND

LONDON: Peter G. Wichman, North London, 5 Latimer Road, Barnet, Tel. BARnet 9946

MAILAND: Hans Hausmann, Via Pellegrino Strobel 8, Tel. 29 17 06

NEW YORK: Yvonne Spiegelberg, New York 28, N. Y., 1349 Lexington Avenue, Tel. SA 2 77 00

PARIS: Edmond Lutrand, Paris VIe, 15 rue de l'Echaudé-Saint-Germain, Tel. MEDicis 09-10

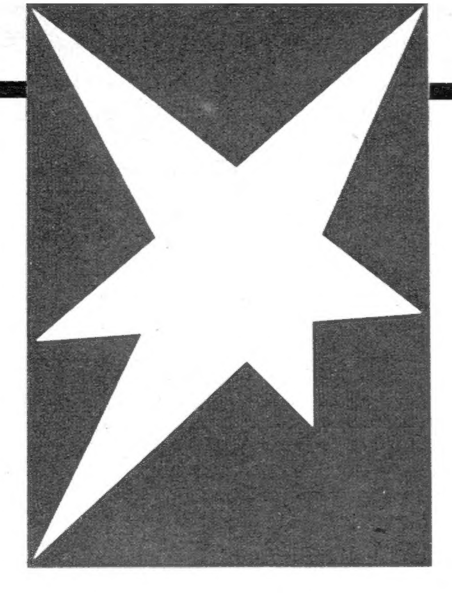
ROM: Klaus Ruehle, Associazione della Stampa Estera, Via della Mercede 55, Telefon: 67 48 54

Verantwortlich für Bilder: Günther Beukert, für Serien: Victor Schuller, für den übrigen Inhalt: K. H. Krüger, für Anzeigen Karl Hartner, sämtlich in Hamburg. Preis des Heftes 0,60 DM zuzügl. ortsüblicher Zustellgebühr. Bei Abonnements durch Verlag und Post Bezugspreis 2.71 DM im Monat plus Zustellgebühr. Stern darf nur mit Verlagsgenehmigung in Lesezirkeln geführt werden. Anzeigenpreisliste Nr. 24 vom 1. 10. 61. Bank: Brinkmann, Wirtz & Co, Hamburg 1, Satz: Gruner Druck GmbH, Hamburg, Tiefdruck: Gruner & Sohn, Itzehoe in Holstein. Printed in Germany.



AUSLANDSPREISE:

Belgien	bfrs. 9,–	Portugal	Esc. 8,50
Dänemark	dkr. 1,50	Spanien	Pts. 20,–
Griechenland	Dr. 9,–	Schwed.	skr. 1,– i. oms.
Großbritannien	sh 2/0	Schweiz	sfr. 0,80
Frankreich	N. F. 1,–	Südafr. Union	Rand 0,20
Italien	Lit. 120,–	Australien	austr. sh 2/6
Luxemburg	lfrs. 9,–	Asien	US $ 0,30
Niederlande	hfl. 0,75	USA + Kanada	US $ 0,30
Norwegen	nkr. 1,40	restl. Übersee	US $ 0,30



Heft Nr. 25 im 15. Jahr
19. Juni
bis 25. Juni 1962

STERN IN DIESER WOCHE



Die Reportage der Woche

Heidi mit der dunklen Haut. Sie heißen Heidi oder Peter, sie sprechen Hochdeutsch oder Dialekt, sie schwärmen wie ihre Freundinnen und Freunde für Freddy oder Uwe Seeler – und doch sind sie anders: Sie haben eine dunkle Haut. Mit diesem Erbteil ihrer Väter müssen in der Bundesrepublik 7000 farbige Besatzungskinder fertig werden. Mit welchen Problemen sie es dabei zu tun haben, lesen Sie auf **Seite 32**



Der Star der Stunde X soll der umstrittene „Super-Starfighter" der Bundeswehr werden: Die Maschine wird im Ernstfall den Atom-Gegenschlag führen. Der Stern sprach darüber mit Luftwaffenchef Kammhuber **Seite 8**



Der Boxkampf des Jahres findet in Berlin statt: Der Weltmeister im Halbschwergewicht, Harold Johnson, verteidigt seinen Titel gegen Bubi Scholz. Max Schmeling besuchte für den Stern die beiden Gegner beim Training **Seite 14**



In fünf Minuten entschied sich das Schicksal des russischen Tänzers Rudi Nurejew, der heute auf allen Bühnen der westlichen Welt Triumphe feiert. Zum erstenmal schildert er selber, wie es zu seiner dramatischen Flucht kam **Seite 20**



Mit leichtem Gepäck in einen unbeschwerten Urlaub kann jede Frau fahren, die ihren Koffer mit Überlegung packt. Sein wichtigster Inhalt sollte das kleine unempfindliche Waschkleid und ein Kombinationsanzug sein **Seite 30**

Im Stern steht mehr

Romane und Serien

Der Stern am nächsten Dienstag

Stefan Olivier schreibt jetzt für den Stern wieder einen großen Roman aus dem Deutschland unserer Zeit



André Robert, 48, hünenhafter Gemeindepfarrer des französischen Städtchens Bry-sur-Marne, brachte auf eindrucksvolle Weise einen Dieb zur Strecke. Gegen Abend entdeckte Pfarrer Robert einen Mann, der gerade den Opferstock plünderte. Voller Zorn ergriff Robert eine große Meßweinflasche, schwang sie über dem Haupt des Diebes und drohte, ihn kurzerhand zu erschlagen, sofern er nicht sofort das Geld wieder hergäbe. Der Dieb brach erschreckt in die Knie, steckte die 35 entwendeten Francs in den Opferstock zurück, bat um Gnade und erbot sich in seinem Schrecken sogar, alle seine übrigen Sünden zu beichten. Pfarrer Robert jedoch blieb unerbittlich. Die Gerechtigkeit Gottes mache die der Menschen nicht überflüssig, erklärte er und übergab den Delinquenten der Polizei.

Prinzessin Yasmin, 12, Tochter des Ali Khan und der Rita Hayworth, hat den Handelsvertreter Charles Buchaton auf 15 000 Mark Schadensersatz verklagt. Die Prinzessin verlangt diese Summe als Entschädigung für den Tod ihres Vaters, den Buchaton am 12. Mai 1960 bei einem Autozusammenstoß verursachte.

Josef Hermann Dufhues, 54, neugewählter Chefmanager der deutschen Christdemokraten, sah sich während des CDU-Parteitages in Dortmund einem peinlichen Angriff ausgesetzt. Als die Parteidelegierten in den umliegenden Gaststätten ihren Durst löschen wollten, sahen sie sich bitter enttäuscht, weil sämtliche Restaurants und Gaststätten in den Streik getreten waren. Zielscheibe des Streiks war Dufhues in seiner Eigenschaft als nordrhein-westfälischer Innenminister, weil er dem Landtag ein neues verschärftes Getränkesteuergesetz vorgelegt hatte.

Horace Moulds, 59, Vorarbeiter aus Newark in England, setzte seinem Leben aus Kummer um 52 Mädchen ein Ende. Bei der Totenschau sagte der Werksarzt aus: „Eines Tages führte mich Moulds durch seine Abteilung. Er zeigte mir, daß dort, wo früher 52 Mädchen tätig waren und Musik bei der Arbeit erklang, zwei große Maschinen standen. Er konnte nachts nicht mehr schlafen, obwohl er selbst seinen Arbeitsplatz behalten hatte."

Antony Lord Snowdon, 32, Ehemann, ist um eine weitere Möglichkeit bereichert worden, sparsam zu wirtschaften. Tony, gewesener Armstrong-Jones, hat das Angebot der „Snowdon - Bergbahngesellschaft" angenommen, ihn und seine Erben auf unbegrenzte Zeit auf den Gipfel des Berges Snowdon und zurück zu befördern, nach dem er den Titel „Earl of Snowdon" führt.



Gustave, leichtverrückter Maler-Schriftsteller aus dem Pariser Existentialistenviertel Saint Germain des Prés, wurde bei einem Gala-Abend im „Lido" von Paris von der Garde des französischen Staatspräsidenten mit Präsentiergriff geehrt. Anschließend verursachte Gustave, der sich mit muselmanischer Staatstracht und dem Großkreuz der Ehrenlegion geschmückt hatte, unter den Gästen längeres Rätselraten, wer denn der muselmanische Potentat nun eigentlich sei. Schließlich erinnerte sich der Manager des Lido, Gustave schon einmal gesehen zu haben, stellte fest, daß außer dem Bart nichts echt an Gustave war, und warf ihn hinaus.

geschichten

Roger Kettle, 17, Jungarbeiter aus Overton-on-Dee in England, wurde beklagenswertes Opfer seines Reinlichkeitsdranges und der peinlichen Genauigkeit der britischen Justiz. Roger pflegte, da er kein Badezimmer besitzt, sich nachts heimlich in das Städtische Krankenhaus zu schleichen, um dort zu duschen. Ein Nachtwächter erwischte Kettle, die Krankenhausverwaltung zeigte ihn wegen Diebstahls an. Text der Anklage vor Gericht: Diebstahl einer Menge Wasser, deren Wert auf 1/2 Penny geschätzt wird und die dem Straßenbauamt gehört. Zeugenaussage des zuständigen Polizeiinspektors: „Es handelt sich einwandfrei um Diebstahl, da das



Wasser ja nicht wiedergefunden wurde." Das Gericht folgte diesem bündigen Schluß und sprach Kettle schuldig.

Kaiser Hirohito, 61, Beherrscher Japans, avancierte zum prominentesten Bestseller-Autor seines Landes. Die ersten 5000 Exemplare seines neuen Buches „Die Flora von Nasu", in dem der Herrscher 1000 von ihm allerhöchstselbst gesammelte und klassifizierte Pflanzen beschreibt, war sofort nach Erscheinen vergriffen. Ebenso erging es den 25 000 Exemplaren der zweiten Auflage. Die Umschlagillustration stammt von einer gleichfalls prominenten Amateurin: der Sonntagsmalerin Nagako, Kaiserin von Japan und Ehefrau Hirohitos.



700 Maschinen vom Typ
„Super-Starfighter F 104 G“ soll die Luftwaffe
in den nächsten Jahren bekommen.
Ist diese Maschine zu kostspielig?
Wird der auf deutschen Wunsch umkonstruierte
amerikanische Starfighter veraltet sein,
wenn er endlich bei der Truppe ist?
Um diese Fragen wird im Bundestag, in Zeitungen,
zwischen technischen Experten und Militärs
seit drei Jahren erbittert gestritten.
Aber nicht um den Kern der Sache.
Denn nie wurde bisher klar ausgesprochen,
welche entscheidende Aufgabe
dem Starfighter zugedacht ist:
Die Maschine soll im Ernstfall als Atombomber
den ersten Gegenschlag führen.

Diese Einsicht gewann der Stern nach
gründlichen Recherchen und einem
Gespräch mit Luftwaffenchef Kammhuber

DER STAR DE



EIN BERICHT
VON SEPP EBELSEDER
UND ROBERT PENDORF

R STUNDE X



Das Streitobjekt: Der Lockheed „Starfighter F 104“ — hier die einsitzige Ausführung

Stern-Interview mit General Kammhuber

Super-Pleite“ lautete die Überschrift eines Artikels im Stern Nr. 21. Der Bericht war das Ergebnis gründlicher Nachforschungen. Er besagte, die Standard-Maschine der Luftwaffe, der Super-Starfighter, erbringe nicht die erwarteten Leistungen, seine Entwicklung dauere länger als erwartet, er werde teurer als erwartet, und wenn er endlich einsatzbereit bei der Truppe sei, dann werde der „Super-Starfighter“ durch Neuentwicklungen überholt und veraltet sein.

Prompt schrieb uns der Bundestagsabgeordnete Schäfer (SPD), als Mitglied des Haushaltsausschusses wohlinformiert, der Bericht sei „durchaus zutreffend.“

Ebenso prompt schrieb Presse-Oberst Schmückle vom Verteidigungsministerium, der Stern sei einer „Super-Ente“ aufgesessen, nichts an dem Bericht stimme, alles sei ganz anders, nämlich in bester Ordnung. Und, bitte, der Stern möge mit der umstrittenen Maschine fliegen und mit Luftwaffenchef Kammhuber reden — dann werde es sich schon erweisen.

Wir machten uns auf den Weg. Erst nach Fürstenfeldbruck. Auf die Schulbank. Zwei Tage Unterricht über Unterdruck, Sauerstoffmangel, Fallschirme, Schleudersitze — über alles, was man tun oder lassen muß, falls ein moderner Düsenjäger nicht so will, wie er soll — und man drin sitzt und raus muß. Dann noch eine Stunde simulierter Höhenflug — in der Unterdruckkammer — bis auf reichlich 14 Kilometer Höhe, in Zivil und ohne Druckanzug. Wer das überstanden hat, nebst einer theoretischen Prüfung, der darf mitfliegen in so einer Rakete mit Stummelflügeln. Wir durften nun.

Vorher aber stellte sich der Inspekteur der Luftwaffe, General Kammhuber, zweieinhalb Stunden lang für ein aufklärendes Gespräch zur Verfügung. Nicht alle Fragen konnten in diesem Gespräch geklärt werden. Eine wichtige, die des Preises, gehörte nicht zu Kammhubers Ressort. Sie wurde hinterher geklärt, verblüffend einfach: Bei den 8 Millionen pro Stück, die der Stern nannte, sind Ersatzteilkosten, Lizenzgebühren, Entwicklungskosten mitgerechnet, bei den 5 Millionen, die das Verteidigungsministerium nennt, aber nicht.

Doch diese Preisfrage und manches andere Starfighter-Problem wurden unversehens und unerwartet zweitrangig angesichts der Schlußfolgerungen, die sich aus dem Gespräch mit dem General Kammhuber ergaben.

Der General begann das Gespräch mit mindestens zwei überraschenden Eröffnungen. Erstens: Als er den Starfighter zum ersten Male gesehen habe, sei er entsetzt gewesen und habe spontan erklärt, die Maschine käme für die deutsche Luftwaffe nie in Frage. Zweitens: Als man sich 1957 nach geeigneten Flugzeugen für die Aufgaben umsah, die der Luftwaffe von der NATO gestellt sind, also nach Abfangjägern, Jagdbombern und Aufklärern, habe es in jeder dieser drei Kategorien Maschinen gegeben, die dem Starfighter eindeutig überlegen waren.

Stern: Warum ist dann ausgerechnet der hochgezüchtete, ausschließlich als Schönwetter-Abfangjäger konstruierte Starfighter gewählt worden?

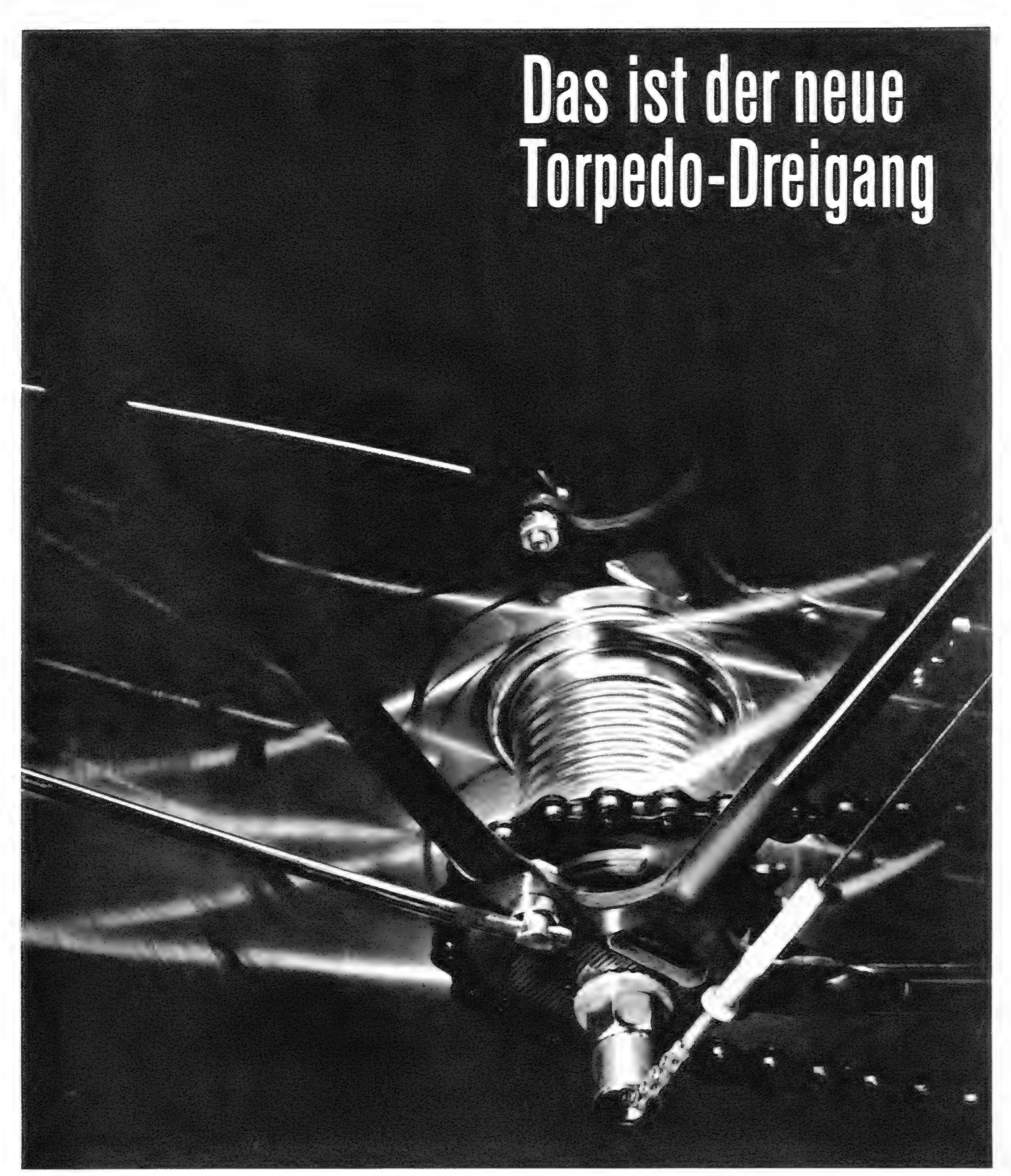
Gen. Kammhuber: Es war unmöglich, für die der deutschen Luftwaffe übertragenen Aufgaben des Jagd-, Jabo- und Aufklärer-Einsatzes drei verschiedene Flugzeugtypen zu kaufen, denn das wäre dem deutschen Steuerzahler viel zu teuer gekommen. Er hätte dafür den 4- bis 5-fachen Preis für die Erstausstattung bezahlen müssen. Außerdem hätten Piloten und technisches Personal für mehrere Ausbildungsgänge an verschiedenen Waffensystemen ausgebildet werden müssen, ganz zu schweigen von den dann sehr schwierigen Nachschub- und Versorgungsproblemen. Somit kam nur ein Grundtyp als Mehrzweckflugzeug für die deutsche Luftwaffe in Frage. Die einzige damals einsatzreife Maschine, die alle drei Aufgaben erfüllen konnte und den taktisch-technischen Forderungen am besten entsprach, war der Lockheed-Starfighter F 104.

Stern: Die Maschine gilt bei Experten als extrem hochgezüchtet, wenn nicht überzüchtet, als Rekordflugzeug mit allenfalls mäßiger Eignung für kriegsmäßigen Einsatz. In Amerika waren die Starfighter-Einheiten von Unfällen geplagt, die Maschine wurde nach nicht ganz zwei Jahren bis auf eine Einheit aus dem Truppendienst gezogen. Das

Weiter auf Seite 106



General Kammhuber und Sternredakteur Pendorf während des Interviews im Dienstzimmer des Luftwaffenchefs



Leichter, eleganter, noch sicherer! Die beste F&S-Dreigangnabe gehört zum Fahrkomfort des modernen Fahrrades. Die Vorzüge sind zu spüren: besser starten, schneller und bequemer auf den Straßen, müheloser am Berg, bei Gegenwind oder auf schweren Wegen. Und auf die Rücktrittbremse ist immer Verlaß. Mit dem neuen Torpedo-Dreigang um Längen voraus!

Torpedo
DREIGANG

F & S - Fortschritt und Sicherheit

FICHTEL & SACHS AG SCHWEINFURT

1.115

Natalie wird halbstark

Romeo und Julia heute: im Film „West Side Story"





Ein Filmkind ist meist unausstehlich und eben kein richtiges Kind, weil es trotz aller guten Absichten durch die Welt des Films seiner eigenen Welt entrückt ist. Natalie Wood, 1938 geboren, war als Achtjährige „einfach süß" und brachte der Familie 5000 Dollar Wochengage ein. Als Achtzehnjährige wollte sie kein Filmregisseur mehr beschäftigen

Wenn der Film „West Side Story" in unsere Kinos kommt, dann wird dem Publikum eine ganze Menge geboten. Zehn „Oscars" – das ist der begehrteste Preis der Welt – wurden dem Film um den Hals gehängt. Abgesehen von der Halbstarken-Story ist die Hauptdarstellerin Natalie Wood (unser Titelbild) bemerkenswert: Sie begann als Kinderstar in Hollywood, geriet, als sie ein Teenager wurde, in Vergessenheit und gilt heute als echte Rivalin der Elizabeth Taylor. Ein neuer Star ist geboren worden. Wer heute Hollywood sagt, meint Natalie Wood.







Ein Star hat mehr zu sein als nur sexy und mehr zu können, als durch Skandalgeschichten von sich reden zu machen. Natalie Wood fasziniert durch ihre Figur ebenso wie durch ungewöhnliches schauspielerisches Talent. Hier die klassische Balkonszene des Romeo-und-Julia-Konfliktes in der „West Side Story". Natalie spielt das portorikanische Mädchen, Richard Beymer ist der Mann auf der Seite der Weißen. Ihre Liebe entfacht den Haß der feindlichen Banden



Wofür kämpfen sie eigentlich, gegen wen sind sie? Die „Gang" der Weißen gegen die der Portorikaner. Gleich blitzen die Messer

Also da sind sie wieder mal, die Halbstarken. Der einzelne gilt nichts, aber zusammen, in einer Horde, da fühlen sie sich ganz stark und sicher. Die Halbstarken des Films „West Side Story" gedeihen auf der Westseite von New York, in jener Gegend, wo der Bürger am Abend keinen Rasenmäher durch seinen Garten schiebt; denn hier wächst kein Gras; hier wächst bloß Mief zwischen Mülltonnen, und der Geruch von Armut hängt über den Höfen. Hier machen sich die Einwanderer aus Puerto Rico breit und leben verhaßt und selber hassend neben den Einheimischen. So gibt es zwei halbstarke Cliquen hier, die Weißen, die Ansässigen, und die Braunen aus Puerto Rico, die Eindringlinge. Ein Junge von den Weißen liebt ein Mädchen der Braunen; es kommt zum Kampf auf Leben und Tod. Da haben wir Romeo und Julia in Blue jeans. Es endet so düster wie bei Shakespeare; nur das eben alles heute und mitten unter uns spielt: die Liebenden, die nicht zueinander können, weil Vorurteile, Haß und Dummheit Schranken setzen, die nicht zu überspringen sind.

Hatten wir die Halbstarken-Frage nicht schon bewältigt und beinahe zu den Akten gelegt? Nun geht es wieder von vorn los.



Am 23. Juni 1962 findet zum erstenmal auf deutschem Boden der Kampf um eine Boxweltmeisterschaft statt. Im Berliner Olympiastadion trifft Gustav „Bubi" Scholz auf den Titelträger im Halbschwergewicht, den Amerikaner Harold Johnson. Wenn Scholz gewinnt, wäre er der zweite deutsche Boxweltmeister nach Max Schmeling. Aus den Berliner Trainingsquartieren der beiden Boxer berichtet für den Stern: Max Schmeling

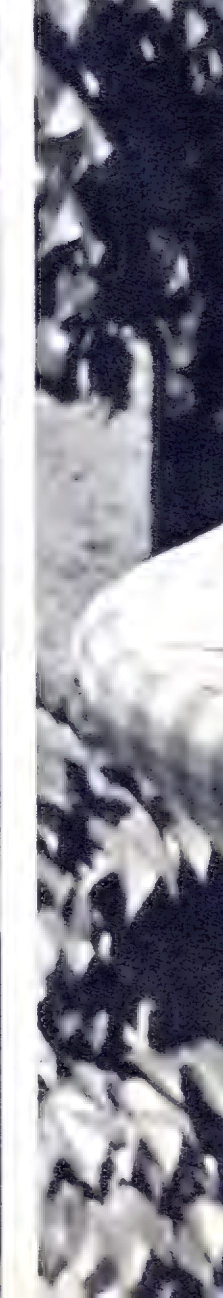


Harte Männer, weiche Mädchen









Mein Mann wird gewinnen

Helga Scholz ist hart im Nehmen – aber nur an der Kasse ihrer Parfümerie in Berlin. Wenn ihr Mann kämpft, steht sie Todesängste aus. „Oft werden dabei die drei Minuten einer Runde für mich zur Ewigkeit, und das Dumme ist, daß ich ihm da oben nicht helfen kann", erzählt Helga. „Aber er wird's schon schaffen, er hat noch immer geschafft, was er wollte!"

Mein Mann wird gewinnen

Mildred Johnson nascht gern Süßigkeiten und ißt viel Kuchen. Der Erfolg waren 20 Pfund Gewichtszunahme. Sie kann sich das leisten, im Gegensatz zu ihrem Mann, der Gramm um Gramm abtrainiert. „Nach jedem gewonnenen Kampf", berichtet sie, „bekomme ich von Harold ein Geschenk. Wenn er diesmal gegen Scholz siegt, wird es eine Nerzstola sein!"

Max Schmeling berichtet aus Berlin:



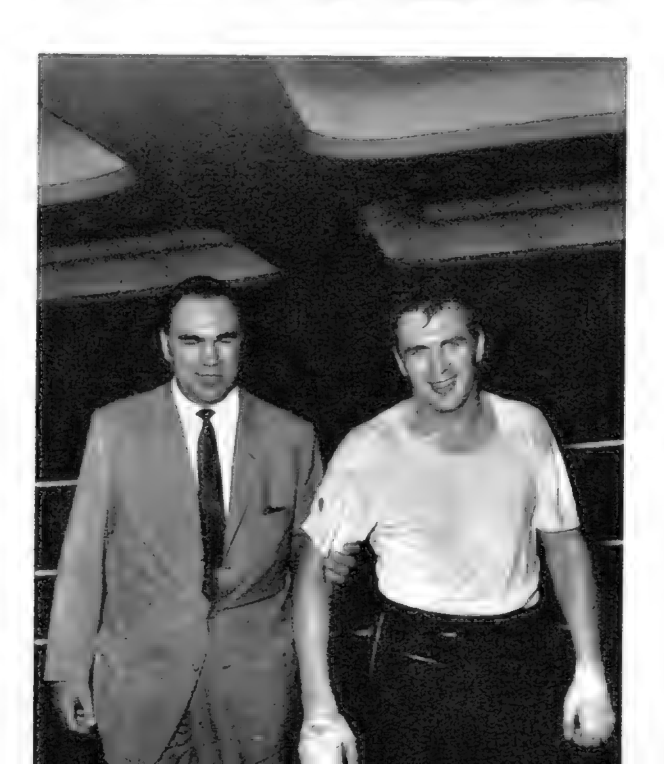
„Johnson ist ein schwerer Gegner“, sagte Max Schmeling nach seinem Besuch bei den beiden Boxern in Berlin. „Aber Bubi Scholz hat sich diesen Kampf redlich verdient, und ich wünsche ihm, daß er siegt, weil er womöglich noch in diesem Jahr die Boxhandschuhe endgültig an den Nagel hängen will. Es wäre ein schöner Abschluß für ihn!“

Der Weltmeister ...

Harold Johnson, 33 Jahre alt, geboren in Manayunk bei Philadelphia, Berufsboxer seit 1946, Weltmeister seit 1961. Er hat 76 Profikämpfe hinter sich, wobei er 68 Treffen gewann, achtmal verlor. Seit sieben Jahren ist Johnson unbesiegt

... und der Anwärter

Gustav Scholz, 32 Jahre alt, geborener Berliner, Berufsboxer seit 1948. Von seinen 92 Profikämpfen gewann er 46 durch k. o., 39 nach Punkten. Sechsmal trennte er sich unentschieden von seinen Gegnern. Er verlor einmal, und zwar 1958



Es wird der Kampf des Jahres werden, denn die 40 000, die am 23. Juni hier im Olympiastadion sitzen, sehen etwas, das es noch nie auf deutschem Boden gab — einen Weltmeisterschaftskampf im Boxen. Und wenn mein Freund Bubi Scholz siegt, wird sich darüber keiner mehr freuen als ich.

Aber ich glaube, er muß sich dafür sehr anstrengen. Ich sah ihn gerade beim Taining, er ist in guter Kondition, und er ist auch reaktionsschnell, soweit seine Sparringspartner ihn herausforderten. Doch damit bin ich schon beim springenden Punkt: Die Leute, mit denen er trainiert, sind nicht gut genug. Scholz hätte sich Partner aus dem Ausland holen müssen, gefährlichere Boxer. Natürlich kostet das mehr, er muß sie aus seiner Tasche bezahlen. Aber vorhin beim Training saßen dreihundert Menschen in der Halle, jede Eintrittskarte kostete 3 DM, da kommt doch auch wieder Geld herein.

Johnson dagegen wirkt schon völlig austrainiert. Er hat überdies noch seinen letzten Kampf in den Knochen; vor wenigen Wochen erst verteidigte er seinen Titel in Philadelphia über 15 Runden, und es ist ganz klar, daß schwere Kämpfe eine bessere Vorbereitung sind.

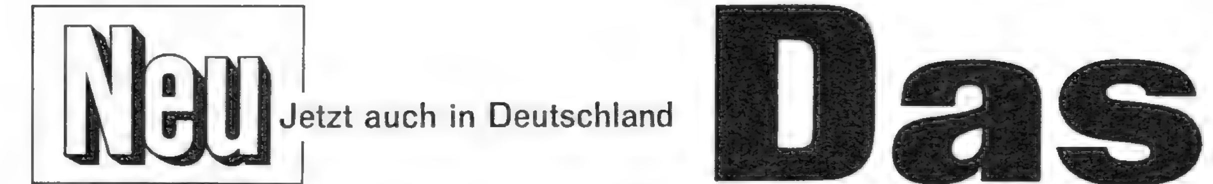
Dennoch wird es ein Kampf werden, bei dem es um Kopf und Kragen geht. Bubi Scholz ist im Gegensatz zu den meisten anderen Boxern ein Rechtsausleger, deckt sich also mit der Rechten, und schlägt mit der gefährlicheren linken Hand. Wer, wie das üblich ist, eine harte Rechte hat, kann damit zwar die Herzgegend seines Gegners treffen, denn das Herz liegt einer rechten Faust sozusagen gegenüber. Aber ein Treffer in die Leberpartie wäre weit gefährlicher. Die Leber jedoch liegt auf der anderen Seite des Körpers. Da Scholz eine gefährliche Linke hat, trifft er bei Johnson — wenn er trifft — die Lebergegend.

Ich wollte von Johnson deshalb wissen, ob er bereits gegen Rechtsausleger geboxt habe. Er sagte, einige Male schon, und er wird natürlich deshalb besonders auf die Linke von Scholz achten. Damit Sie mich richtig verstehen: Bubi Scholz ist gleichsam ein Linkshänder, und für Johnson boxt er spiegelverkehrt.

Man hat mich gefragt, wie es kommt, daß dieser Titelkampf in Deutschland stattfindet. Immerhin gibt es nicht viele Weltmeisterschaftsentscheidungen außerhalb der Grenzen der USA. Das war eine Frage der „Börse“, des Honorars, das Johnson erhält. Das Halbschwergewicht ist eine Zwitterklasse zwischen dem Mittelgewicht und dem Schwergewicht. Ein Weltmeisterschaftskampf im Schwergewicht kann dem Titelverteidiger 500 000 Dollar und mehr einbringen, und im Mittelgewicht zahlt man dafür auch bis zu 100 000 Dollar.

Für den Kampf am 12. Mai in Philadelphia, wo Johnson seinen Titel gegen Dough Jones verteidigte, bekam er jedoch nur ungefähr 20 000 Dollar. Für den Kampf gegen Scholz aber erhält er 50 000 Dollar, also 200 000 DM, unabhängig davon, ob er gewinnt oder verliert. Eine so hohe Börse ist natürlich eine Verlockung, der Johnson gern über den Atlantik folgte. Bubi Scholz als Herausforderer muß sich mit weniger begnügen; er wird ungefähr 80 000 DM ausgezahlt bekommen.

Und dafür muß er in der Form seines Lebens sein. Vielleicht siegt er, wenngleich ich Johnson etwas mehr Chancen einräume. Ich würde Bubi Scholz jedenfalls als erster beglückwünschen. Denn seit 32 Jahren bin ich nun der einzige Deutsche, der jemals anerkannter Weltmeister wurde, und da würde ich wirklich gern endlich etwas Gesellschaft haben.



erfolgreiche Haarwasser der Welt



Endlich das Richtige

Es ist nicht gleichgültig, in welchem Zustand sich Ihr Haar befindet. Ein schöner, gesunder, starker Haarwuchs verrät gesteigerte Lebenskraft und hebt das Selbstvertrauen. Vitalität, Gesundheit und Frische schenkt Ihrem Haar Silvikrin — das erfolgreiche Haarwasser der Welt.

Ob Sie nach Australien, Amerika, Finnland, England, Portugal, Holland, Österreich, Frankreich oder in die Schweiz kommen, überall erhalten Sie Silvikrin Haarwasser. Sogar in Neuseeland, Südafrika und Indien! In all diesen Ländern wurde eine sehr starke Nachfrage nach Silvikrin ausgelöst. Millionen haben Silvikrin kennengelernt und sind davon begeistert.

Warum der große Erfolg?

- Auf die Wirkung kommt es an ... und nur positive Resultate schaffen auf die Dauer das uneingeschränkte Vertrauen zum Qualitätsprodukt.
- Silvikrin Haarwasser verdient auch Ihr Vertrauen, denn es enthält als einziges Haarwasser das weltberühmte Neo-Silvikrin, die wertvolle biologische Haarnahrung mit allen 18 Aufbaustoffen, aus denen sich das Haar zusammensetzt und ohne die es nicht leben und wachsen kann.
- Die tägliche Haarpflege mit Silvikrin Haarwasser schenkt Ihnen gesundes, kräftiges, volles Haar ... frei von Schuppen ... und eine gesunde Kopfhaut ohne lästigen Juckreiz!

Nur gesundes Haar ist schön!

Einfach bei jeder Morgentoilette etwas Silvikrin Haarwasser in die Kopfhaut einmassieren, und zwar bei trockenem Haar Silvikrin Haarwasser mit Fett ... bei fettigem Haar Silvikrin Haarwasser ohne Fett. Das Resultat: Ein gesunder Haarboden ... und Haar, das alle Blicke auf sich zieht. Millionen gepflegter Männer und Frauen auf der ganzen Welt kennen das Geheimnis und die erstaunliche Wirkung von Silvikrin Haarwasser.

Silvikrin Haarwasser enthält in wissenschaftlich genau bemessener Dosis alle 18 Aufbaustoffe, aus denen sich Neo-Silvikrin, die biologische Haarnahrung, zusammensetzt. Diese Aufbaustoffe dringen nachweislich in den Haarboden ein. Sie sind Voraussetzung für die Revitalisierung und die Ernährung des Haares.



DM 4,80
(180 ccm)

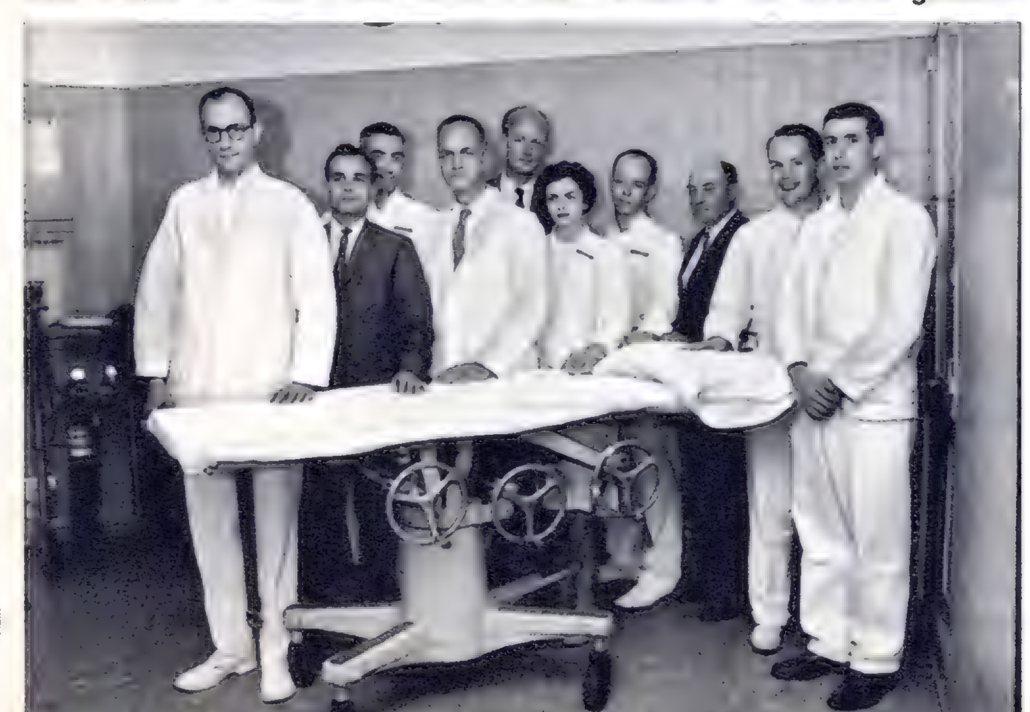
Silvikrin HAARWASSER

Auf die Wirkung* kommt es an!

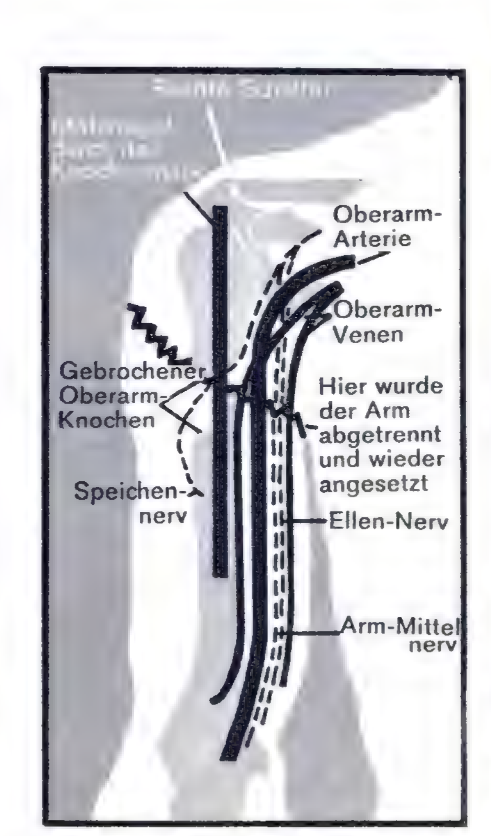
20-G-13

Sech

Eine Woche vor dem Unfall wurde diese Aufnahme von Everett gemacht



Der Schüler Everett Knowles, der munter im Bett eines Krankenhauses der amerikanischen Stadt Boston liegt, verdankt seinen wiedergewonnenen Arm vier Umständen: 1. Kurz nachdem der Arm von einem vorbeifahrenden Güterzug abgerissen worden war, lag Everett auf dem Operationstisch. 2. Der abgetrennte Arm war unverletzt. 3. Die Chirurgen des Krankenhauses verfügten über einen Gefäß-Nähapparat, den der Japaner Nakayama konstruiert hat, und der eine vollkommen exakte Wiederverbindung der getrennten Gefäße ermöglicht. 4. Es war Fibrolysin zur Stelle, das wirksamste Präparat, das es zur Zeit gibt; es bewirkt das Flüssigwerden geronnenen Blutes.



5 Zentimeter unter der Schulter wurde Everetts Arm von einem Güterzug abgerissen. Die Zeichnung veranschaulicht die Lage der Gefäße, der Nerven und des Stahlnagels, der bei der Operation oben an der Schulter durch den Knochen getrieben wurde



Diese zehn Ärzte des General Hospital in Boston retteten Everett den abgetrennten Arm

s große Stunden der Medizin

Ein 12jähriger Junge ist der erste Mensch, dem nach einem schweren Unfall ein völlig abgetrenntes Glied – der rechte Arm – in sechsstündiger Operation wieder angesetzt wurde



Everetts erste Frage war, als er aus der Narkose erwachte: „Kann ich wieder Baseball spielen?" Die Ärzte hoffen, er kann es. Wie sich der Unfall ereignete, und wie die dramatische Operation verlief, schildern wir auf Seite 100 in unserem Nachrichtenteil

DIESE WOCHE



ABSPRUNG IN PARIS

Einsam sitzt der Russe Rudi Nurejew auf der Pont des Arts in Paris. Er ist heute der erfolgreichste Tänzer der Welt. In Paris hatte sich innerhalb weniger Minuten sein Schicksal entschieden: Vor den Augen sowjetischer Geheimpolizisten verließ er nach einem Gastspiel das Leningrader Kirow-Ballett und bat um Asyl in Frankreich. Nurejew schildert dieses dramatische Geschehen hier zum ersten Male selber



4 in einer!

Für reinen, frischen Atem

Für blendend weiße Zähne

Für gesundes Zahnfleisch

Für erhöhten Karies-Schutz

goldax

die Blendax-Super

mit Arnika

Blendax Mainz

1,30

Warum sollten Sie auf eine dieser vier Wirkungen verzichten?

Erwarten Sie von der Zahnpasta, die Sie täglich benutzen, eine vollkommene Mund- und Zahnpflege? Dann muß Ihre Zahnpasta vielseitig wirksam sein. Für reinen Atem und weiße Zähne muß sie ebenso sorgen wie für gesundes Zahnfleisch und intensiven Karies-Schutz. Soll Ihre Zahnpasta keine dieser Pflichten vernachlässigen, dann wählen Sie goldax — die Super-Zahncreme von Blendax. goldax ist eine einzigartige Komposition hochaktiver Wirkstoffe. In jedem der wichtigsten Wirkungsbereiche moderner Mund- und Zahnpflege leistet goldax ganze Arbeit:

 ***Selektiva*** schaffen reinen, frischen Atem  ***Arnika*** strafft und kräftigt das Zahnfleisch

Ca-Derivate höchster Reinheit sorgen für weiße Zähne  ***Anti-Enzym BX*** bekämpft Zahnverfall

In der Erfüllung jeder dieser speziellen Aufgaben wird goldax von keiner anderen Zahnpasta übertroffen!



ABSPRUNG IN PARIS

Fortsetzung von Seite 21

An diesem Morgen geschah etwas Sonderbares. Valentin Bogdanow ging herum und gab jedem einzelnen von uns ein Flugbillett nach London. Das machte mich mißtrauisch, denn das Leningrader Kirow-Ballett war nie anders als auf Sammelschein gereist.

Es war der 17. Juni 1961 in Paris. Ganz in der Frühe, so gegen sieben Uhr. Wir saßen im Bus, der uns zum Flughafen bringen sollte. Wir waren 120 Tänzer, Tänzerinnen und was für Leute sonst noch zu einem großen Ballett gehören. Auf der Bühne waren wir Könige und Prinzessinnen, Räuber, Feen und Feuergeister, doch nun, als wir zusammengepfercht in dem Bus saßen, waren wir eine Herde von Schafen, sanft, stumm und einer wie der andere

Wir rollten durch die Straßen und sahen zu, wie an diesem durchsichtigen Sommermorgen das Leben der Stadt erwachte, die wir so liebgewonnen hatten. Wie die Markisen über den Cafés heruntergezogen wurden. Wie die Aufwarte-

Mit kraftvollen und eleganten Sprüngen hat sich Rudi Nurejew inzwischen die Bühnen der Welt erobert

Es ist da! Das neuartige Haarspray mit dem klaren Vorzug! Es hält Ihr Haar wunderbar natürlich und ist

kristallklar



ABSPRUNG IN PARIS

Fortsetzung von Seite 23

frauen die Marmortische abwischten. Wie die Sprengwagen die staubigen Straßen besprühten. Die vier Wochen in Paris waren nun vorbei. Wir waren traurig. Traurige Schafe.

Und da ging Valentin Bogdanow durch den Bus und teilte unsere Flugscheine aus. Er machte ein undurchdringliches Gesicht dabei und lächelte maskenhaft, wie alte Statisten lächeln, wenn das Rollenbuch es ihnen vorschreibt.

Ich war der erste, dem Valentin Bogdanow den Schein gab. Er lächelte in dieser beklemmenden Weise und sagte: „Da ist dein Billett, Rudi Nurejew! Freust du dich auf London?"

Was sollte ich sagen? Ich mußte an die Stadt denken, in die ich mich verliebt, an die vielen Menschen, die ich hier kennengelernt hatte, an das bunte, unbeschwerte Leben. Vor allen Dingen mußte ich an Clara denken, mit der ich so manche Nacht durch die Stra-



Den Tataren liegt der Tanz im Blut. Nurejew ist Tatar. Selbst bei den Proben tanzt er bis zur Erschöpfung

Wenn's regnet,
trägt die Rose Perlen...

Wassertropfen sind wie von einer Haut umgeben – sie werden vom wachsüberzogenen Rosenblatt abgestoßen und perlen ab. – Ein ganz natürlicher Vorgang aus dem Alltag der Natur.
Im Alltag der Hausfrau aber soll das Wasser nicht über Fett und Schmutz rollen, sondern im Handumdrehen alles blitzsauber machen. – Hier hilft Pril auf wunderbare Weise...

Die Hausfrauen haben recht, wenn sie sagen

Das Spülwunder Pril



Babyflaschen können mit normalem Wasser nur sehr schwer hygienisch einwandfrei gereinigt werden. Denn Wasser rinnt über Milchfett weg.



Pril-entspanntes Wasser dagegen löst im Nu alle fettigen Milchreste und schwemmt sie weg – und die Flasche trocknet von selbst glanzklar.



Alle Mütter wissen, wie wichtig peinlichste Sauberkeit für ihr Kind ist. Dabei ist Pril seit vielen Jahren ein bewährter Helfer.

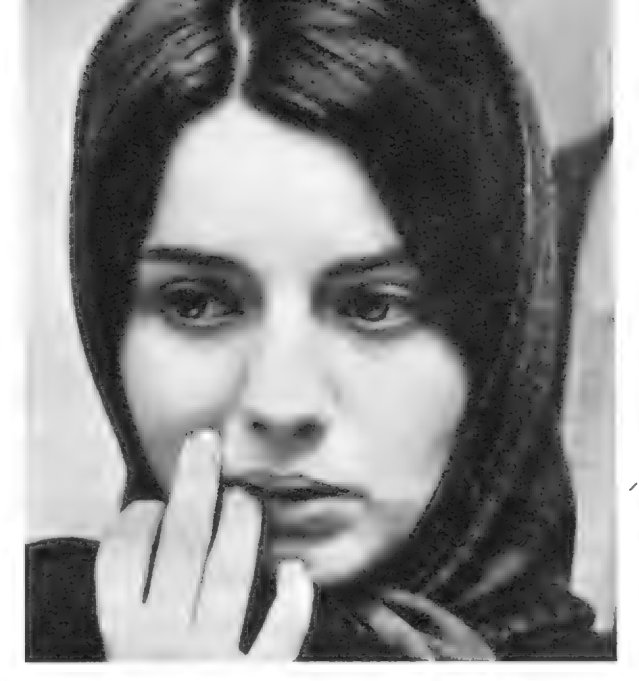


entspannt das Wasser – darauf kommt es an!

R 13/62

ABSPRUNG IN PARIS

Fortsetzung von Seite 25



Eine schwarze Madonna zeigte Nurejew den Zauber der Pariser Nächte: Die Millionenerbin Clara Saint aus Chile. Sie gab ihm die Kraft zu fliehen

ßen gebummelt war, durch Kneipen, Bars und Schlemmerlokale. Clara Saint war eine junge Chilenin, die ich sehr verehrte.

Paris hatte mich gefangen, wie es jeden fängt. Aber das konnte ich Valentin Bogdanow nicht sagen. Er hatte keinerlei Sinn für Sentimentalitäten. Ich nahm den Schein, dankte und wunderte mich, daß ich ihn bekam.

Ich wollte wissen, ob meine Kollegen sich vielleicht ebenso wunderten wie ich. Aber sie schienen sich nichts dabei zu denken. Sie schienen überhaupt nichts zu denken. Sie sahen zum Fenster hinaus.

Ich wußte, daß ich in dieser Herde das schwarze Schaf war. Zu oft war ich in Paris meiner eigenen Wege gegangen. Zu oft war ich später als vorgeschrieben ins Hotel zurückgekehrt, zu intensiv hatte ich den Kontakt mit Franzosen und Französinnen gepflegt. Ich hatte mir auf meine Weise eine neue Welt zu erschließen versucht, und damit hatte ich mich in sowjetischen Augen verdächtig gemacht.

Der Trick mit den Flugbilletts

Als wir auf dem Flugplatz angekommen waren, geschah wieder etwas Seltsames. Valentin Bogdanow führte uns durch die Sperre in den Warteraum und sammelte dann gleich die Flugscheine wieder ein. Er machte genau das gleiche Gesicht dabei wie vorhin, als er sie ausgeteilt hatte.

Auf einmal fühlte ich mich wie ein Vogel in einem Netz. Und ich spürte deutlich, wie sich das Netz immer enger um mich zusammenzog.

Ich war der letzte, dem Valentin Bogdanow das Billett abnahm. Dabei sagte er: „Rudi Nurejew, ich bin traurig! Du kannst leider nicht mit uns nach London fliegen." Er sprach sehr sanft und lächelte wieder sein einziges Lächeln, das er zur Verfügung hatte. „Aber ich bin überzeugt, daß du bald wieder bei uns bist. Wir haben gerade ein Telegramm bekommen. Du sollst im Kreml tanzen. Da drüben steht deine Tupolew. In zwei Stunden fliegt sie nach Moskau."

Ich folgte mechanisch seinem Fingerzeig und sah draußen auf dem Flugfeld die riesige Maschine mit dem Hoheitszeichen meines Vaterlandes stehen.

Ich war unfähig, einen Schritt zu tun. Ich stand da, und die anderen standen um mich herum. Sie beachteten mich nicht. Ich war ausgestoßen. Plötzlich gehörte ich nicht mehr dazu.

Gab es wirklich keinen Menschen mehr, der zu mir hielt?

Clara war nicht zum Abschied gekommen. Sie wollte am nächsten Tag nach London hinterherfliegen. Sollte ich sie nie wiedersehen?

Ich durfte mich nicht verdächtig machen. Ich bat rasch einen Freund, Clara anzurufen.

Bis zum Start der Londoner Maschine waren es nur noch wenige Minuten. Ich sah Valentin Bogdanow nach, wie er die Halle verließ. Ich sah, wie die anderen ihm folgten und zur Maschine hinübergingen, wie sie über die Gangway in das Flugzeug kletterten. Einer nach dem anderen.

Als ich mich umsah, bemerkte ich die beiden russischen Geheimpolizisten, die uns während der ganzen Gastspielreise unauffällig bewacht hatten. Der eine stand jetzt genauso unauffällig zwei Schritte hinter mir. Der andere hatte sich neben der Sperre aufgebaut, durch die wir gekommen waren.

Ich begriff, daß sich das Netz um mich schon geschlossen hatte. Es war aus. Es gab kein Entkommen mehr.

Ich hatte auch gar nicht den Willen zu entkommen. Ich hatte überhaupt keinen Willen. Mir war auf einmal, als hätte ich ein schweres Gift in den Adern, das jede Empfindung in mir lähmte, außer einer grenzenlosen Angst.

Da sah ich Clara.

Es war nur ein Gesicht zwischen sehr vielen Gesichtern hinter der Barriere, aber es stand so deutlich vor mir, als sei es keine drei Meter entfernt.

Clara winkte. Sie stand da, ein Kopftuch eng ums Gesicht geschlungen, und winkte. Sie konnte nicht wissen, was sich inzwischen ereignet hatte. Und sie konnte auch nicht wissen, was ihr Anblick in mir auslöste.

Auf einmal war ich wieder ein Mensch. Ich hatte einen Willen, und ich hatte die Kraft, das Netz zu zerreißen, das sich so fest um mich zusammengezogen hatte.

Ich winkte nicht zurück. Ich tat, als sähe ich sie nicht. Ich beobachtete, wie der russische Polizist, der an der Sperre Posten gefaßt hatte, ebenfalls den Warteraum verließ und langsam zu der Londoner Maschine ging. Er war der letzte, der die Gangway hinaufstieg, und hinter ihm schloß die Stewardeß die Tür.

Ein Geheimpolizist ist zu wenig

Der andere Bewacher stand immer noch dicht hinter mir. Er kramte sich eine Zigarette aus der Tasche und kniffte das Pappmundstück. Jede seiner Bewegungen wirkte sehr zufällig und gelangweilt. Aber er ließ mich in dem quirligen Betrieb des Warteraums nicht aus den Augen.

Ich warf mich herum und machte einen Satz auf die Sperre zu. Darauf war er nicht gefaßt. Springen konnte ich. Und laufen konnte ich. Ich sah nahe bei Clara zwei französische Polizisten stehen. Ich lief zu ihnen und sagte: „Ich will hierbleiben!"

Der russische Bewacher war nur wenige Schritte hinter mir hergelaufen. Jetzt hielt er, zögerte und kehrte um, wie ein zerstreuter Mann, der etwas Wichtiges vergessen hat.

Ich drängte mich dicht an die französischen Beamten heran und sagte noch einmal: „Ich will hierbleiben!" Ich sagte es sehr laut. Vielleicht schrie ich es auch. Ich war voller Angst. Ich sah, daß alle Gesichter in dem großen Raum mit den vielen Glasscheiben auf mich gerichtet waren.

Die französischen Beamten sagten kein Wort. Sie nahmen mich in die Mitte und führten mich auf einen Raum zu. Es war ein kleiner, schmuckloser Raum mit einem Tisch und einigen Stühlen.

Sie schlossen die Tür hinter uns. Dann sagte einer von ihnen: „Wir lassen Sie jetzt fünf Minuten hier allein. Wir sind im Nebenzimmer. Überlegen Sie sich noch einmal genau Ihren Entschluß. Der Raum hat zwei Türen. Sie können sich ganz frei entscheiden. Wenn Sie nach Rußland fliegen wollen, dann gehen sie in die Halle zurück und begeben sich zur Tupolew. Kein Mensch wird Sie hindern. Wenn Sie aber darauf bestehen, in Frankreich zu bleiben, dann gehen Sie durch die andere Tür. Dahinter ist unser Büro. Wir bringen dann die Sache in Ordnung."

Entscheidung zwischen zwei Türen

Sie verließen den Raum durch die zweite Tür. Ich war allein.

Ich ging um den Tisch herum. Zweimal, fünfmal. Ich setzte mich auf einen der Stühle und sah auf die Tür, die mich vom Büro der französischen Beamten trennte.

Und ich sah auf die Tür, die hinaus-



Prominente Freunde in Paris: Nurejew zwischen dem Marquis de Larrain und der Comtesse de Ribes bei einem Stadtbummel nach der geglückten Flucht

ABSPRUNG IN PARIS

Fortsetzung von Seite 27

führte in die Halle. Zum Flugfeld. Zur Tupolew. Nach Rußland.

Rußland ist meine Heimat, und ich liebe meine Heimat, aber ich bin in dieser Heimat immer schon ein Außenseiter gewesen.

Jeder ordentliche Mensch kommt in einem Bett zur Welt, oder, wenn er arm ist, auf einer Strohschütte. Ich aber wurde in einem Zug geboren. Dieser Zug rollte langsam am Ufer des Baikalsees entlang, an der Grenze der Äußeren Mongolei, Richtung Wladiwostok. Dort war mein Vater stationiert. Meine Mutter wollte ihn besuchen, und sie hatte mit mir noch nicht gerechnet. In russischen Zügen gibt es zum Glück immer noch genügend freundliche Bauersfrauen, die in solchen Situationen zu helfen wissen.

Das geschah am 17. März 1938.

Mein Vater war politischer Kommissar bei einem Artillerieregiment. Ein strenger Mann mit ehernen Gesichtszügen. Aber er soll doch ein leichtes Erstaunen gezeigt haben, als meine Mutter mit mir ankam.

Meine Eltern waren keine richtigen Russen, sondern Baschkiren, Tataren also. Meine Mutter stammte aus Kazan, mein Vater aus einer kleinen Stadt bei Ufa. Sie sind auch keine Christen, sondern Muslim.

Ich kann nicht genau sagen, worin der rassische Unterschied zwischen Russen und Tataren besteht, aber ich habe immer deutlich gefühlt, daß es diesen Unterschied gibt. Der Tatar ist stets ruhig und gelassen, aber unter der Oberfläche fließt sein Blut rascher, und es genügt ein kleiner Anlaß, es zum Kochen zu bringen. Und noch eine Eigenschaft ist typisch für ihn: seine Liebe zum Tanz, die man schon fast Besessenheit nennen könnte.

Ich habe früh angefangen. Zuerst waren es Volkstänze. Jede Schule hatte eine Tanzgruppe.

Als ich acht Jahre alt war, sagte ich meinem Vater, daß ich mein ganzes Leben lang nur tanzen wollte. Aber mein Vater lachte nur einmal kurz.

„Du wirst Artillerist, mein Junge!" sagte er. „Aus der Artillerie sind fast alle großen Feldherren hervorgegangen."

Auch bei den Pionieren hatten wir eine Tanzgruppe. Die Pioniere sind eine Jugendorganisation der Kommunistischen Partei.

Eines Tages brachte mich die Leiterin dieser Tanzgruppe zu einer alten Dame. Zu einer sehr, sehr alten Dame. Es war die Udeltsowa. Vor vielen, vielen Jahren hatte sie in Diaghilews Corps de ballet mitgewirkt.

Die Udeltsowa setzte sich hinter das Klavier und sagte: „So, nun tanz mir mal einen Gopak vor."

Ich war sehr verlegen und brauchte viele Takte, bis ich meine Befangenheit überwunden hatte. Ich hatte nicht den Eindruck, daß sie mir zusah. Nach einer Zeit hörte sie auf zu spielen und sagte: „So, Rudolf Nurejew, nun will ich dir mal etwas sagen: Du hast die Pflicht, den klassischen Tanz zu lernen. Du gehörst in das Mariinski-Theater!"

Die Udeltsowa konnte sich nicht abgewöhnen, das Leningrader Theater mit seinem alten Namen zu nennen: „Kaiserliches Mariinski-Theater von St. Petersburg."

Ich wurde blutrot vor Stolz. Aber als ich zu Hause begeistert von dieser Prüfung erzählte, war das einzige Ergebnis, daß mich meine ganze Familie damit aufzog.

„Geh nach Petersburg!" wurde eine ständige Redensart, mit der man jeder-

zeit mühelos mein Tatarenblut zum Kochen bringen konnte.

Die Udeltsowa gab mir unentgeltlich Ballettunterricht, und ich merkte von Woche zu Woche, wie ich Fortschritte machte.

In dieser Zeit wurde eine Gruppe von Baschkirenkindern zusammengestellt, die nach Leningrad reisen sollte, um dort zu tanzen. Die besten von ihnen sollten für die Leningrader Ballettschule ausgewählt werden. Ich sollte mitkommen und bat meinen Vater um Erlaubnis, aber mein Vater sagte nur: „Du wirst Artillerist! Alle großen Feldherren sind aus der Artillerie hervorgegangen!“

Es traf sich auch schlecht, daß gerade in diesen Tagen ein Brief meines Lehrers bei meinem Vater eintraf. Darin stand: „... Rudolf arbeitet nicht mehr. Er kann nur eines: wie ein Frosch in der Gegend herumhopsen.“

Es wurde nichts aus der Reise nach Leningrad. Ich mußte brav die Schule zu Ende machen, aber dann durfte ich eine Stellung bei der Oper in Ufa annehmen. Da bekam ich 10 Rubel pro Abend. Das war nicht viel, und ich hatte nichts anderes zu tun, als gelegentlich von links nach rechts über die Bühne zu gehen, als Page, als Bettler, als römischer Soldat.

Die meisten meiner jungen Kollegen nahmen nebenbei Unterricht in Schauspiel oder Tanz. Aber wie sollte ich das bei 300 Rubel Monatsgehalt bezahlen?

Ich bot mich verschiedenen Arbeiter-Kollektiven als „Künstler der Ufa-Oper“ an und gab ihren Tanzgruppen Unterricht im Volkstanz. So brachte ich es immerhin auf zusätzlich 200 Rubel im Monat.

Glänzender Tänzer — oder völliger Versager?

In dieser Zeit bekam ich die große Chance meines Lebens. Die Baschkirische Republik stellte eine Tanzgruppe zusammen, die auf einem großen Fest in Moskau baschkirische Tänze zeigen sollte. Ich kam mit. Die Reise wurde ein großer Erfolg, und, was das Wichtigste war, ich hatte ein Empfehlungsschreiben der Udeltsowa an den großen Messerer bei mir.

Messerer war Tänzer am Bolschoi-Theater und Lehrer einer Tanzklasse. Er examinierte mich auf Herz und Nieren, und dann sagte er mir, daß er meine Einstellung in die Bolschoi-Ballettschule befürworten wolle.

Aber wie sollte ich das Geld aufbringen, um in dieser teuren Stadt zu leben? Es gab nur eine Möglichkeit. Ich mußte versuchen, nach Leningrad zu kommen, denn dort erhalten die Ballettschüler auch Verpflegung und Unterkunft.

Ich kratzte alles Geld zusammen, das ich in Ufa verdient hatte, und kaufte mir eine Fahrkarte nach Leningrad. Für die Rückfahrt reichte es nicht mehr. Nicht einmal für eine Übernachtung in Leningrad.

Sobald ich dort angekommen war, ging ich zur Ballettschule an der Rossistraße. Hier hatte die Karriere der größten russischen Tänzer und Tänzerinnen begonnen: der Pawlowa, Karsawina, Nijinski, Ulanowa, Balanchine und vieler anderer.

Immer in den ersten Tagen des Jahres strömten hier Tänzer aus ganz Rußland zusammen, um sich prüfen zu lassen. Um vielleicht sogar ein Stipendium zu erhalten.

Die Costravitskaja nahm mich persönlich unter die Lupe, die bedeutendste Ballettlehrerin Rußlands.

Als ich fertig war, verkündete sie vor der ganzen Klasse: „Junger Mann, entweder werden Sie ein glänzender Tänzer oder ein völliger Versager.“ Sie machte eine kleine Pause, und dann setzte sie hinzu: „Und ich tippe darauf, daß Sie ein Versager werden.“

Das Kirow-Theater in Leningrad ist nicht nur ein gewaltiges Bauwerk, sondern auch eine weltberühmte Pflegestätte des klassischen Balletts. Ich war stolz, hier nun einziehen zu dürfen. Die Unterkunft war spartanisch einfach. Ich schlief mit zwanzig Eleven zusammen in einem Raum. Wir arbeiteten elf Stunden am Tag. Auf dem Lehrplan standen außer zwei Stunden klassischem Tanz am Vormittag und zwei Stunden Charaktertanz am Nachmittag noch Kunstgeschichte, Literaturgeschichte und Musikgeschichte, Physik, Chemie und Geographie. Die Schule legte größten Wert darauf, daß die Balletteleven eine umfassende Bildung erhielten.

Ich war gern auf dieser Schule, obgleich hier eine eiserne Zucht herrschte. Ich hatte es schwer, mich unterzuordnen. Ich bin immer ein Außenseiter gewesen, und hier war ich es schon am ersten Tage.

Mein erster Lehrer war Chelkow. Ich hatte sofort Streit mit ihm, weil ich den Eindruck hatte, daß er mir nichts mehr beibringen konnte. Ich bestand darauf, in eine höhere Klasse zu kommen.

Ich erreichte es, daß Puschkin mich aufnahm, und Chelkow entließ mich mit einigen bösen Wünschen.

Puschkin war ein ausgezeichneter Lehrer, aber seine Klasse war nun wirklich viel weiter, als ich es sein konnte. Als es um die Zulassung zum Examen ging, hatte ich die anderen noch nicht eingeholt. Aber ich hatte mir einen eigenen Tanz einstudiert, und der beeindruckte Puschkin so sehr, daß er mich doch zum Examen zuließ.

Ich bestand die Prüfung, aber ich blieb ein Außenseiter. Es zeigte sich immer wieder. Mal gab es Auseinandersetzungen in künstlerischen Fragen, mal in politischen. Ich war überzeugter Kommunist, aber ich weigerte mich, Komsomolze zu werden. Der Komsomol ist die Jugendorganisation der Kommunistischen Partei. Ich fand, daß alle Komsomolzen gleich aussehen, gleich reden und gleich denken. Das war nichts für mich. Mit meiner Weigerung machte ich mir neue Feinde.

Ich bekam ein Angebot, als Solotänzer zum Moskauer Bolschoi-Theater zu gehen. Ich wollte es annehmen, weil ich glaubte, daß meine Stellung in Leningrad unhaltbar war. Aber Puschkin bestimmte mich, beim Kirow-Theater zu bleiben.

Ich blieb also, und ich fügte mich der notwendigen Disziplin, aber den Widerwillen gegen jeden sinnlosen Zwang konnte ich nie überwinden.

Fünf Jahre war ich in Leningrad. Dann kam die Gastspielreise nach Paris.

Und nun saß ich in dem kleinen schmucklosen Raum und mußte entscheiden, was ich lieber opfern wollte: mein Vaterland oder meine Freiheit.

Die sowjetische Botschaft greift ein

Als ich so auf dem Stuhl saß, aufgewühlt und hilflos, hörte ich aus dem Nebenzimmer eine Stimme. Es war ein Russe, der französisch sprach. Ich kannte die Stimme. Das war Michail Klemenow, Sekretär an der russischen Botschaft in Paris. Er sagte: „Nurejew ist sowjetischer Staatsbürger. Sie müssen ihn mir übergeben!“

Einer der französischen Beamten antwortete höflich: „Wir sind hier in Frankreich, mein Herr, und Herr Nurejew hat sich unter unseren Schutz gestellt.“

„Dann geben Sie mir Gelegenheit, mit ihm zu sprechen!“ forderte Klemenow.

„Ich bedaure“, sagte der Beamte. „Herr Nurejew wünscht im Augenblick nicht gestört zu werden.“

Noch eine Weile wurde heftig weiterverhandelt, dann war es endlich wieder still nebenan. Da stand ich auf und drehte der Tür, die mich zur Heimat führte, den Rücken. Ich ging hinein in das Zimmer, in dem die Freiheit für mich begann. ●

Mode für den

Ein festliches Kleid gehört in den Ferienkoffer. Nur darf die duftige Pracht nicht zu empfindlich sein. Deshalb ist dieses kleine Abendkleid aus hauchzartem Chiffon-Imprimé gerade das Richtige. Ein taillenlanges Bolero mit Rückenverschluß bedeckt das großzügige Dekolleté.
Modell: Uli Richter

Bequem und luftig, aber trotzdem elegant sollen die „kleinen Kleider" für Ausfahrten unter südlicher Sonne sein. Dieses schmale hochsommerliche Kleid aus Seiden-Imprimé mit dem blusigen, ärmellosen Oberteil ist für viele Gelegenheiten der richtige Anzug.
Modell: Oestergaard



FOTOS: RICO PUHLMANN

Urlaubskoffer

Diese anspruchslosen sportlichen Waschkleider sollten in keinem Feriengepäck fehlen. Sie wirken immer frisch und adrett und vor allem – man kann sich darin bewegen ohne Angst vor Flecken und Falten. Ein hübscher modischer Gag: die runden Hütchen mit passenden Tüchern. Modelle: Lindenstaedt & Brettschneider





Je nach Laune und Gelegenheit läßt sich dieser vierteilige Ferienanzug aus orangefarbenem Trevira-Gabardine verwandeln. Er besteht aus Corsage, Bluse, Kniehose und einem Glockenrock mit weißer Abseite, der auch wie eine Capestola um Kopf und Schultern drapiert werden kann. Ein Brosda-Modell aus dem Trevira-Studio





Eine von 7000: Carola Meier aus München fühlt sich wohl in einer Welt, die längst die ihre geworden ist. Manchmal aber trifft sie ein fremder

Heidi mit der dunklen Haut



Sie heißen Heidi oder Günther, Ruth oder Willy. Sie wohnen unter uns, sie sprechen Hochdeutsch oder Dialekt, und sie schwärmen für Freddy oder Uwe Seeler. Vor zehn Jahren noch waren sie kleine Mohren-Kinder, und man fand sie „einfach süß". Jetzt aber beginnen sie zu merken, daß sie anders sind als die anderen: Sie haben eine dunkle Haut. Mit diesem Erbteil ihrer Väter müssen 7000 westdeutsche Besatzungskinder fertig werden. Wie schaffen sie es? Und wie helfen wir ihnen? Stern-Reporter Lothar Wiedemann ging einigen dieser 7000 Schicksale nach

Blick, der die sechzehnjährige Verkäuferin an den Weg erinnern mag, den sie vor sich hat



Heidi mit der dunklen Haut

Fortsetzung von Seite 33

Zurück nach Deutschland kam Jungauswanderer Robert Jenkins, 12, der mit Vater und Mutter nach Washington (USA) übergesiedelt war. Frau Jenkins war eine der wenigen, die von dem Vater ihres Besatzungskindes geheiratet wurden. Als der Telegrammbote Tom Jenkins und wenig später auch Roberts zweiter Vater, ein Weißer, in Washington gestorben waren, schickte Frau Jenkins ihren Sohn nach München zurück. Sie wird binnen kurzem ebenfalls heimkehren. Robert lebt jetzt im Münchner Schülerheim St. Wolfgang, wo er mit seinen Klassenkameraden bei der Messe Ministrantendienste versieht und als beliebter und intelligenter Schüler gilt. Robert: „Schwierigkeiten habe ich hier nie gehabt. Die habe ich nur in Washington gemerkt, da war ich eben ein Nigger.“ Und Schwester Marie-Bertha empört sich: „Na, gengans, Schwierigkeiten wegen der Hautfarb – naa, naa, net bei uns“



Aller Anfang war schwer. Als Frau Helga Gercken in Wedel bei Hamburg die kleine Virginia aus einem Heim heraus adoptierte, gab es erst nur Schwierigkeiten. Sie verlor ihre Stellung als Verkäuferin, weil ihr Chef seinen Kunden nicht „zumuten“ wollte, mit der Adoptivmutter eines Mischlingskindes zu verhandeln, und Virginia stand in den Schulpausen einsam auf dem Hof: „Niemand wollte mit mir spielen.“ Gerade dieser Fall scheint jedoch zu beweisen, daß Rassenvorurteile nur der Dummheit oder Unwissenheit Vereinzelter entspringen. Als der Fall bekannt wurde, erhielt Frau Gercken eine wahre Flut von Zustimmungen und Angeboten, und die 12jährige Virginia ist heute mit ihrer Umgebung gut Freund. Man hat eingesehen, daß sie sich nur in der Hautfarbe von ihren Freundinnen unterscheidet





Zwischen Schwarz und Weiß machen meine Freundinnen keinen Unterschied", freut sich Ruth Eberle, 16, in München. Ruth lebt bei ihrer Mutter und hat gerade ihre staatliche Prüfung als Hausgehilfin abgelegt. Auch sie steht vor dem Problem der meisten Mischlingskinder in Deutschland: Ihre nächste Umwelt hat sie als gleichwertig anerkannt und aufgenommen. In fremder Umgebung aber, in der Schallplattenbar etwa oder auf dem Rummelplatz, fühlt sie immer wieder jene Zurückhaltung, oft nur eine kleine Geste, die vielleicht nur der Neugier entspringt, von dem sensiblen Mädchen aber häufig als heimliche Ablehnung gewertet wird

Lesen Sie bitte weiter auf der nächsten Seite

Heidi mit der dunklen Haut

Fortsetzung von Seite 35



Mit Freundin und Fahrrad in Frankfurt

Heidi am Notenpult: „Beethoven ist für mich Gebet"



Das große Los unter den 7000 farbigen Besatzungskindern zog Heidi Goldschmidt, 16, die 1956 von dem Zeitungsherausgeber Leopold Goldschmidt als eigenes Kind ins Frankfurter Haus genommen wurde. „An diesem Tag (Tag der Adoption) ist mein eigentlicher Geburtstag", schwärmt Heidi von dem jüdischen Ehepaar, das nach Kriegsende nach Frankfurt zurückkehrte. Hier wächst das hochbegabte Mädchen in einer Umgebung auf, die seiner geistigen Kapazität gerecht wird. Heidi ist erstaunlich selbstbewußt; ob im Kleid oder in bordeauxrotem Pulli und goldfarbenen Lastexhosen – jeder Zoll eine junge Dame. Nach dem Abitur wird sie in Paris Philosophie, Literatur, Germanistik und Geschichte studieren, um dann nach Israel auszuwandern. Denn: „Es geht ja gar nicht um die Hautfarbe an sich, sondern um das Anderssein. Und das ist hier so viel, wie weniger wert sein. Die Schwierigkeiten liegen mehr im Atmosphärischen, nicht so sehr in direkter Aggression. Aber das ist deprimierend genug"

Lesen Sie bitte weiter auf der nächsten Seite

Heidi mit der dunklen Haut

Fortsetzung von Seite 36



Zum Vater auf Besuch fährt Carola Meier bald in die USA, nachdem der ehemalige Besatzungssoldat seine Tochter schon mehrfach in München besucht hatte. Der 16jährigen Carola blieb das Schicksal von 900 anderen Besatzungskindern, das Leben in einem Heim, erspart. Sie lebt bei ihrer Mutter, die inzwischen einen Deutschen geheiratet hat. Carola ist kaufmännischer Lehrling in einem Sportgeschäft und will Kontoristin werden. In Abendstunden lernt sie Englisch, um mit ihrem Vater sprechen zu können. Obwohl sie täglich mit neuen Menschen zusammenkommt, hat sie wegen ihrer Hautfarbe nie Schwierigkeiten gehabt



„Der Junge ist prima", sagt Frankfurts Obermagistratsrat Bohse von Thorsten Marhenke, 16, Schwimmeister - Lehrling im Stadtbad Mitte. Seines Chefs weiteres Zeugnis: „Aufgeweckter, höflicher und begabter Bursche. Es gibt keinerlei Schwierigkeiten." An Thorsten zeigen sich zwei Sonderheiten der Besatzungskinder: Beruflich neigen die meisten zu pflegerischen oder ähnlichen Berufen, die meisten Mädchen wollen Krankenschwestern werden. Außerdem sind auffallend viele sportlich hervorragend begabt. Carola Meier sprintet 100 m in 13 Sekunden, und Gillev Bischoff, 16, Feinblechner und Hessens Jugend-Boxmeister (Halbweltergewicht) gilt als künftiger deutscher „brauner Bomber"

Lesen Sie bitte weiter auf der übernächsten Seite

Glassturz fürs Baby?

Früher standen die wertvollsten Erinnerungsstücke unter einem Glassturz auf dem Büfett. (Und sicher trifft man es auch heute hier und da noch an.) Solch ein Glassturz war eine feine Sache: er schützte, und dennoch konnte man die Kostbarkeit von allen Seiten betrachten. Außerdem geriet sie nie in Gefahr, durchs Saubermachen oder Staubwischen beschädigt zu werden.

Aber für das Kostbarste wäre selbst damals – als sie modern waren – ein Glassturz nicht geeignet gewesen: für das Baby. **Damals wie heute, wie überhaupt zu allen Zeiten, war und ist die Babypflege eine Aufgabe der Mütter, eine sehr verantwortungsvolle Aufgabe, an deren Sinn sich nie etwas geändert hat.** Nur die Art der Babypflege hat sich im Lauf der Zeiten gewandelt.

Denn wie auf allen Gebieten der Medizin und Hygiene, ist auch auf dem so unendlich wichtigen Gebiet der Babypflege immer wieder und immer weiter geforscht, untersucht und geprüft worden. **Wissenschaft und Industrie haben inzwischen Produkte entwickelt, die voll und ganz den neuesten Erkenntnissen entsprechen.** In gemeinsamer Arbeit wurden Babypflegemittel geschaffen, auf die sich die junge Mutter verlassen kann – die ihr zwar nicht die Verantwortung abnehmen, wohl aber die Furcht nehmen, sie könne ihr kostbarstes Gut falsch behandeln.

Nehmen Sie zum Beispiel babyfein. **Zur babyfein-Kinderpflege gehören Öl, Creme, Puder und Seife.** Sie haben also alles, was dazugehört, nichts fehlt, und nichts ist zuviel. Besonders wichtig ist, daß alles zueinander paßt. **Alle Wirkstoffe in diesen vier verschiedenen Babypflegemitteln sind fein aufeinander abgestimmt.** Was bei verschiedenartigen Produkten nicht immer der Fall zu sein braucht. **Alle vier babyfein-Teile harmonieren miteinander und unterstützen sich in ihrer Feinheit. Deshalb ist babyfein eine vierfachfeine Kinderpflege.** Nebenbei: die babyfein-Erzeugnisse bekommen Sie in Ihrem Fachgeschäft natürlich auch einzeln.

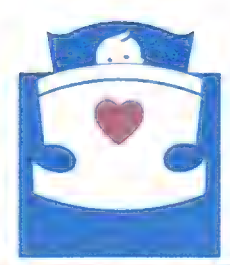
babyfein Kinderöl dient zur Reinigung, beseitigt Creme- und Puderreste, **macht die Haut geschmeidig und widerstandsfähig.** Es enthält das Vitamin A, Euzerit, einen hautverwandten Wirkstoff, und Silikon, das die Feuchtigkeit abweist.

babyfein-Kindercreme ist eine „weiche" Creme. Sie läßt sich leicht und ganz dünn verreiben, schützt die empfindliche Haut des Babys und heilt, wo es not tut, denn auch sie enthält das Vitamin A, den Wirkstoff Euzerit und außerdem das wasserabweisende Silikon. babyfein-Kindercreme **verfärbt nicht die Windeln und hinterläßt keine Spuren in der Wäsche.**

babyfein-Kinderpuder ist sehr gleitfähig, locker und weich. Er klumpt nicht, er haftet gut und staubt nicht. Auch der Puder schützt und heilt durch Vitamin A und Euzerit. Die leicht antiseptische und kühlende Wirkung ist sehr angenehm, der zarte, milde Duft wird Ihnen gefallen.

babyfein-Kinderseife reinigt durch den sahnigen, milden Schaum auf sanfte Art und ergänzt durch ihren Fettgehalt das der Haut entzogene Fett. Am besten, Sie waschen sich selbst einmal damit. Dann werden Sie spüren, wie gut diese Seife ist – gut nebenbei auch für Sie.

Sie sollten babyfein einmal versuchen. Sie werden staunen, wie leicht und angenehm die Babypflege damit wird und wie es Ihrem Kind bekommt. Das ist bestimmt einen Versuch wert.



Wir sind uns einig: babyfein pflegt Babys fein



b 2102









Man könnte neidisch werden. Soviel Gesundheit und Freude! Doch es kommt nicht ganz von ungefähr. Nur richtige Pflege bewahrt dieses Glück. Mütter wissen das – erfahrene Mütter nehmen babyfein zur Babypflege. babyfein ist zart wie die Haut des Kindes. Diese vierfachfeine Pflege gefällt den Babys. Auch Ihrem!

puder ab -,50 DM, creme ab -,90 DM, öl 1,80 und 3,– DM, seife 1,– DM



Heidi mit der dunklen Haut

Fortsetzung von Seite 38

Wenn ich nicht schon 66 wäre ich täte es morgen noch einmal." Der Mann mit dem gewichtigen Ben-Gurion-Schädel und dem offenen weißen Hemd legt väterlich seine Rechte auf die Schulter des Mädchens neben ihm. „Und nennen Sie uns bitte nicht Adoptiveltern. Wir sind Heidis Eltern, und Heidi ist unser Kind."

Das farbige Besatzungskind Heidi Goldschmidt also ist seit sechs Jahren das Kind des Leopold Goldschmidt und seiner Frau. Damals war Leopold Goldschmidt aus der Emigration heimgekehrt und hatte das Frankfurter Jugendamt um ein Adoptivkind gebeten. Ein jüdisches Kind, wie er und seine Frau es sich gewünscht hatten, konnten sie nicht bekommen. Eines Tages saß Herr Goldschmidt dann endlich einer Fürsorgerin des Jugendamtes gegenüber. „Wir haben ein hübsches kleines Mädchen für Sie", sagte die Beamtin. „Allerdings – es hat einen Haken." Leopold Goldschmidt, Mitherausgeber einer Frankfurter Zeitung und Intellektueller mit Herz und Verstand, runzelt noch heute die breite Stirn, wenn er an diese Szene zurückdenkt. „Was für einen Haken?"

„Das Kind ist braun."

Woraufhin Goldschmidt knapp erwiderte: „Na, nach der Farbe habe ich eigentlich nicht gefragt."

So kam es also, daß Heidi Goldschmidt – eines der 2000 farbigen Besatzungskinder, die nicht bei ihren deutschen Müttern bleiben konnten – statt in einem Heim in dem Reihenhaus am grünen Rand von Frankfurt aufwuchs. In einem Haus mit Bücherwänden, Beethovenbildern an der Wand und Beethovenplatten in der Musiktruhe, einem Haus, in dem die Beschäftigung mit geistigen Dingen an der Tagesordnung ist.

Vielleicht hat eben darum die braune Heidi früher und intensiver als ihre 7000 Schicksalsgefährten gemerkt, was es mit dem „Haken" auf sich hat. Sie erzählt: „Nur am ersten Schultag, als ich sechs Jahre alt war, rief mir ein anderes Kind ‚dreckiges Negerweib' hinterher. Und heute – natürlich spürt man sehr oft dieses Angestarrtwerden wie ein Affe im Käfig. Die dauernden Witzzeichnungen mit dem Neger und dem Missionar im Kochtopf bleiben natürlich nicht ohne Auswirkung. Aber ich glaube, das entspringt mehr der Dummheit oder Neugierde der Mitmenschen als einer Aggressivität. Niemand scheint sich dieser Taktlosigkeit bewußt zu sein." Sie erzählt weiter. Sie beklagt sich nicht, sie registriert. Man muß schon sehr genau hinhören, um in ihrer Stimme einen Unterton von Trauer zu finden oder von Resignation. Sie sagt: „Freundinnen erzählen mir manchmal, daß sie gefragt werden, ob ich nicht nach Schweiß rieche, Neger sollen doch so unangenehme Ausdünstungen haben. Und auf der Straße fange ich manchmal Wortfetzen auf, so im Vorübergehen: ‚Na ja, das arme Kind kann ja nichts dafür' oder aber ‚mein Sohn sollte sich unterstehen, mir mit so was anzukommen'."

Heidi ist nur eine von 7000. Vielleicht ist sie nicht typisch für alle Besatzungskinder, weil sie sensibler ist und empfindsamer. Aber sie ist das



Im Nachbarhaus geboren wurde Gerd Liebau aus Frankfurt. Seine Adoptivmutter, Maria Klein, leistete damals, vor 16 Jahren, bei seiner Geburt nachbarliche Hebammendienste und nahm den Jungen zu sich, weil die leibliche Mutter arbeiten mußte und Gerd nicht behalten konnte. Über „rassische Gesichtspunkte" haben sich seine Adoptiveltern nie Gedanken gemacht. Auch die Umgebung des Schlosserlehrlings – er wuchs in einer ausgesprochenen Arbeitergegend auf – hat ihn das „Anders-Sein" nie fühlen lassen



Kind, das uns deutlicher als alle anderen sagen konnte, wo der Schuh sie drückt.

Gerd Liebau dagegen, ebenfalls 16 Jahre alt, ist das Paradebeispiel dafür, wie unangefochten ein Besatzungskind bei uns aufwachsen *kann*. Ein Junge, der fast völlig vergaß, daß er eine braune Haut hat. Und den auch niemand daran erinnert.

Gerd ist bei seiner Adoptivmutter in einer ausgesprochenen Arbeitergegend in Frankfurt aufgewachsen. Nach anfänglichem kurzem Erstaunen über die ungewöhnliche Hautfarbe ging die Nachbarschaft zur Tagesordnung über. Man hat sich daran gewöhnt. Farbige Fremdarbeiter und Studenten gibt es ja genug, und seit der braune Gerd keine Sensation mehr ist, gehört er einfach dazu. Also: „Ich habe nie Schwierigkeiten gehabt." In der Schule war er Klassensprecher, im Fußballklub Nied spielt er aktiv, und seine Verwandten haben sich längst daran gewöhnt, daß einer in ihrer Familie zwar anders aussieht – aber nicht anders ist.

Beide, Heidi und Gerd, gehen jetzt auf den 17. Geburtstag zu, und damit nähern sie sich einer kritischen, vielleicht gefährlichen Zeit. Jetzt treten sie ins Leben, sie werden selbständig in einer neuen Umwelt, der die braune Haut vielleicht noch etwas Ungewohntes ist. Und sie werden beginnen, sich für das andere Geschlecht zu interessieren.

An diesem Lebensabschnitt ist schon einmal eine ganze Generation deutscher Besatzungskinder gescheitert. 800 Mischlinge, Kinder französischer Negersoldaten im Rheinland, wuchsen nach dem Ersten Weltkrieg in Deutschland auf. Sie sind, soweit sie nicht auswanderten, zum überwiegenden Teil in einer gleichgültigen oder abweisenden Umwelt untergegangen.

Nur Optimisten können behaupten, daß so etwas den heutigen Besatzungskindern nicht mehr geschehen kann. Immer noch gibt es bedrohliche Zeichen genug. 900 farbige Kinder leben in westdeutschen Heimen; für sie fanden sich keine Pflegeeltern, obwohl das Adoptivkind in Westdeutschland begehrte Mangelware ist. Es gibt heute noch Pädagogen, die die Mischlinge als „Kinder aus dem Urwald" oder sogar als „Orang-Utan-Bastarde" bezeichnen. Es ist immer noch üblich, daß auf Dorfbällen ein farbiger Junge keine Tänzerin findet, und westdeutsche Arbeitsämter erleben immer noch, daß sie von bestimmten Industriezweigen oder aber fragwürdigen Artisten- und Tingeltangel-Betrieben gebeten werden, Besatzungskinder als farbige Attraktion zu vermitteln. Mischlinge werden auch heute noch häufig als Produkt eines asozialen Milieus empfunden, obwohl die Mütter ihrer Herkunft nach etwa der Sozialpyramide der Bundesrepublik entsprechen – die Skala reicht von der Prostituierten bis zur Medizinstudentin aus behütetem Haus.

Alle die Vorurteile werden sich dem Besatzungskind in dem Augenblick besonders kraß zeigen, wenn er als Schwiegersohn in einer „weißen" deutschen Familie aufgenommen werden möchte.

Heidi wird nie in diese Lage kommen. Sie wandert nach Israel aus. Sie glaubt, in der dortigen „farbigen Welt" weniger Vorurteile zu treffen.

Aber was wird mit Gerd?

Irgendwann in den nächsten Jahren wird vielleicht Ihre Tochter oder Ihr Sohn zu Ihnen kommen und Ihnen sagen: „Ich möchte einen Mischling heiraten."

Was werden Sie dann tun?

Für alles, was Sie waschen

Für Ihre große Wäsche (die nächste Woche fällig ist), für Ihre kleine Wäsche (wollten Sie nicht heute ...?), für die weiße, die bunte, die feine – nur Persil 59. Ist es nicht angenehm zu wissen: Sie müssen nicht besonders einweichen ... nicht heiß spülen! Und sehen Sie Ihre Wäsche: blendend weiß (Ihr Mann wird sich auf die Hemden freuen), fühlen Sie: Alles ist weich und echt gepflegt (das verlangt die Haut des Babys!) – Ihre Nylon-, PERLON-Sachen, so frisch, wie neu! Wenn Sie heute einkaufen ... greifen Sie nach der rasengrünen Packung, nach der Packung, die so frisch aussieht, so frisch duftet ... nach Persil 59!

— Oft wurde diese Frage gestellt: —

Warum ist Persil 59 das beste Persil, das es je gab?

Wußten Sie, daß bei Henkel Hunderte von Wissenschaftlern arbeiten? ... daß bei Henkel viele Zentner Wäsche in Laborversuchen gewaschen werden, in weichem und hartem Wasser, bei 30°, 60°, 95° ... daß die Versuchswäsche bei Henkel laufend untersucht wird auf Weiße, auf Sauberkeit, auf Haltbarkeit, Saugfähigkeit? ... daß Henkel in jahrzehntelanger Arbeit tausendfach Wissen und Erfahrung gesammelt hat? Das alles trug dazu bei, daß Sie heute Persil 59 haben, daß Sie so leicht, so einfach, so bequem waschen, daß Ihre Wäsche so wunderbar weiß, so echt gepflegt wird. Das alles trug dazu bei, daß Persil 59 das beste Persil ist, daß es je für Sie gab!



das beste Persil, das es je gab! 

P 13/62



William S. Schlamm vertritt in der Kolumne „Zur Sache" seine unabhängige Meinung. Der Stern stellt sie zur Diskussion, auch wenn sie sich nicht mit der Meinung der Redaktion deckt. Denn nur eine freie Aussprache hilft unsere Lage klären.

Weil es den Verbrecher immer wieder an den Tatort zurückzieht, kommen die UN – die „United Nations" oder, auf deutsch, die „Vereinten Nationen" – vom Kongo nicht los. Daß dieser schwarze Name nicht täglich auf der ersten Seite Ihrer Zeitung aufscheint, ist dem traurigen Umstand zu verdanken, daß Berlin sich dort festgesetzt hat. Die Welt kann anscheinend nur je eine Krise ertragen, und der Bedarf ist im Augenblick mit Berlin gedeckt. Sonst würden Sie täglich vom Kongo hören.

Nach zwei Jahren UN-Wirksamkeit im Kongo ist das Chaos dort nämlich viel schlimmer denn je. Robert Gardiner, der Chef der UN-Mission im Kongo, hat kürzlich in New York wissen lassen, daß er „seinen Auftrag nicht mehr viel länger ausführen kann". Das steht in einem Bericht der „Newsweek" zu lesen, dem amerikanischen Nachrichtenmagazin, das von intimen Freunden des Präsidenten Kennedy redigiert wird und seine Informationen mit entsprechender Vorsicht und respektabler Autorität serviert. Was „Newsweek" über den Kongo zu berichten hatte, ist selbst im beispiellosen Katastrophenjahr eine beispiellose Katastrophe.

„Kongo schliddert ins Chaos zurück", meldet Kennedys „Newsweek" ohne weitere Schnörkel. „Und mehr noch: Es zieht mit sich die UN-Truppen, die ursprünglich dorthin geschickt wurden, Gesetz und Ordnung zu bewahren. Es handelt sich nicht mehr darum, daß die Sowjets in Stanleyville Fuß fassen oder daß Tschombé mit seinen Kupfersäcken aus dem Kongoverband ausscheiden möchte. Das Problem des Augenblicks ist weniger dramatisch – und bei weitem ernsthafter: Der Kongo geht an galoppierender Schwindsucht zugrunde."

„Die kongolesische Regierung", setzt „Newsweek" fort, „ist nicht länger in der Lage, ein einziges wesentliches Staatsgebiet zu kontrollieren: Nicht nur Katanga, sondern auch die Provinzen Kasai, Kivu und Oriental lehnen es einfach ab, ihren Anteil der Regierungskosten zu bezahlen, und sogar Bas-Kongo, einst die persönliche Machtstätte des Präsidenten Kasavubu, hat eine separatistische Regierung eingesetzt, die gewöhnlich die Befehle des Ministerpräsidenten Adoula ignoriert."

„Newsweek", ich wiederhole, wird von intimen Freunden des Präsidenten Kennedy redigiert. Wenn „Newsweek" einen solchen Alarmschrei ausstößt, dann handelt es sich um hohe Politik: Kennedy hat das Schicksal seiner Regierung an die „Vereinten Na-

William S. Schlamm: Zur Sache

UN-Tat im Kongo

tionen“ gebunden, und wenn nun sein Privatorgan den Kongo, dieses UN-Patenkind, fallen läßt, dann hätte die Welt allen Grund, sorgfältigst aufzuhorchen. Bricht nämlich die UN-Aktion im Kongo zusammen, dann ist es mit den UN vorbei.

Aber die deutsche Presse, die „Newsweek“ gewöhnlich gründlich liest und noch gründlicher zitiert, hat (soweit ich es merken konnte) vom sensationellen „Newsweek“-Aufschrei überhaupt keine Notiz genommen. Warum wohl? Weil die deutsche Presse eine heiße Liebesaffäre mit den UN hat. Sie bringt es einfach nicht über sich, ein UN-Fiasko zu notieren. Und das wäre denn auch noch schöner! Bleibt es nicht eine stille Hoffnung eines Großteils der deutschen Presse, daß die UN eines Tages das leidige Berlin übernehmen wird? Und da sollte man die deutschen Leser mit Berichten über die UN-Tat im Kongo erschrecken?

Ja, man sollte! Nichts könnte wichtiger sein, als die Deutschen – solange es noch Zeit ist – vor dem Verhängnis zu warnen, das eine „Teilnahme“ der UN an der Verwaltung Berlins bedeuten würde. Was diese Organisation anrührt, verfault – nicht etwa, weil ein geheimnisvoller Fluch sie belastet, sondern weil die UN selbst an unheilbarer Fäulnis erkrankt ist: In Wahrheit von einer Koalition zwischen dem Sowjetblock und den zahllosen großen und winzigen „neutralistischen“ Ländern regiert, sind die UN nur noch einer einzigen Initiative fähig: den Westen zu stechen und zu stutzen.

Wer sagt das? Kennedys „Newsweek“ sagt das. Ihre Bilanz der UN-Aktion im Kongo – eines Eingriffs, mit welchem die UN ihre ganze Reputation und ihre Existenz bewußt aufs Spiel gesetzt haben – ist eindeutig. „Kongos Kaffee-Export“, zählt „Newsweek“ auf, „fiel von 60 000 Tonnen im Jahre 1960 auf 30 000 Tonnen im Jahre 1961. Der Verkauf von Baumwolle von 42 000 auf 17 000, der von Palmöl von 169 000 auf 140 000 Tonnen. Das Ergebnis ist ein nationales Defizit, das jeden Monat um 20 Millionen anwächst. Und eine rasende Inflation setzt ein.

Aber haben denn die UN nicht eben eine internationale Anleihe von 200 Millionen Dollar aufgelegt, um dem Kongo zu helfen? Haben denn die Vereinigten Staaten nicht eben die Hälfte dieser Anleihe gezeichnet? Das Unglück ist nur, daß diese 200 Millionen Dollar für die Zahlung des vorjährigen Defizits bestimmt sind. „Und niemand kann ernsthaft glauben“, fügt „Newsweek“ ominös hinzu (und „Newsweek“ spricht für Kennedy!), „daß Amerika Jahr für Jahr damit fortfahren wird“ (nämlich mit einer jährlichen UN-Sonderspende von 100 Millionen Dollar).

Der Ausweg? Hier erst kommt die wahre Sensation: Kennedys „Newsweek“ tritt öffentlich dafür ein, daß Belgien wieder die Verantwortung für den Kongo übernehmen soll! „Es hat schon seltsamere Purzelbäume in der modernen Geschichte gegeben“, tröstet das Nachrichtenblatt. „Je weiter der Kongo den Abhang zum Bankrott hinunterrutscht, desto stärker wird der Druck in den UN und dem Kongo wachsen, daß die früheren Imperialisten ohne viel Aufsehen zur Rettung ihrer früheren Kolonie eilen.“

Zur gleichen Zeit fordert Lord Russell of Liverpool, Verfasser autoritativer Berichte über nationalsozialistische und japanische Kriegsverbrechen, die Einsetzung einer internationalen Untersuchungskommission, die sich mit den Kriegsverbrechen von UN-Soldaten im Kongo befassen soll. Lord Russell, der vor kurzer Zeit aus dem Kongo zurückgekehrt ist, versichert, es gäbe eine Fülle von Beweisen, „daß vor allem die von den UN-Truppen in Katanga angewandten Methoden über jedes Maß hinausgegangen sind.“

Die UN-Tat muß also ungeschehen gemacht werden. Geben wir den Kongo an Belgien zurück (sagt Kennedys „Newsweek“), und machen wir so, als ob wir nie etwas vom Kongo und den UN gehört hätten! (Die Toten von Katanga, soweit sie nicht ordnungsgemäß begraben wurden, sind bereits von den Dschungelgeiern gefressen.) Das Ganze war nur ein böser Traum.

So, und jetzt wollen wir also sehen, ob wir nicht auch noch Berlin an die UN abtreten können . . .

star kasten

Ihr Papa filmte ein Haus weiter

Dieses gutgewachsene Mädchen mit den schönen Augen ist Jane Fonda, die Tochter des Hollywoodstars Henry Fonda. Der Zufall wollte es, daß beide zur gleichen Zeit bei der Metro-Goldwyn-Mayer-Filmgesellschaft in Hollywood drehten, allerdings in verschiedenen Filmen. Vater und Tochter besuchten sich kein einziges Mal; denn keiner wollte dem anderen ins künstlerische Gehege kommen. „Wir sehen uns ja beim Abendbrot", sagte Jane, „und dann fragen wir uns gegenseitig unsere Texte für den nächsten Drehtag ab. Papa hat mir nur eins voraus: Er muß viel mehr Autogramme geben als ich."







Paßt besser auf die Kinder auf!

Die kleine Martine hält 15 Aspirin-Tabletten, zugänglich in einem unverschlossenen Schrank, für Bonbons. Wie Leichtsinn und Gedankenlosigkeit bis dicht an den Tod führen können, zeigt der französische Film „Telefon BOL 63–29". Arzt – Unfallwagen – 130 km nach Paris – Krankenhaus – Hoffnung und Verzweiflung: Gibt es nicht überall so eine kleine Martine, die Tabletten für Bonbons hält?

Nach seiner Scheidung von der Filmschauspielerin Gudula Blau (Stern Nr. 21) muß Karlheinz Böhm von nun an jeden Monat 6000 DM an seine zwei geschiedenen Ehefrauen und seine vier Kinder bezahlen. Li Zonewa und Töchterchen Sissi und Gudula Blau mit Christine, Michael und Daniela warten darauf, daß die Gelder pünktlich fließen. Daneben wird ihm seine neue Liebe, die polnische Schauspielerin Barbara Lass, auch noch Geld kosten. Herr Böhm wird also alles tun müssen, damit er von der Filmkrise nicht betroffen wird. Vorerst ist er international gut im Geschäft. Ende dieses Monats wird er in London den Film „Champagne-Flug" beginnen. Seine Gage wird kaum unter 200 000 DM liegen.

Der Komponist und Hubschrauberbesitzer Peter Kreuder ließ sich auf einem Schweizer Friedhof vorsorglich einen herrlichen Grabstein errichten. Professor Kreuder hatte allerdings nicht damit gerechnet, daß dieser Grabstein ein Anziehungspunkt für neugierige Touristen werden könnte. So blieb ihm nichts anderes übrig, als einen Mann zu engagieren, der zumindest diejenigen vertreiben soll, die gleich mit einem Fotoapparat ankommen.

Ein Gastwirtssohn aus Dornbirn in Österreich hat dem Schauspieler und Oscar-Preisträger Maximilian Schell die Tour bei der heißblütigen Eurasierin Nancy Kwan vermasselt. Peter Pock heißt der junge Mann, 22 Jahre alt und dunkelblond. Bevor Nancy Kwan das Schellsche Herz höher schlagen ließ, hatte es ihr Marlon Brando angetan. „Wir haben uns ineinander verliebt. Ich hoffe, es wird bald Hochzeit sein", verkündete der Dornbirner Gastronom. Maximilian Schell hatte Nancy Kwan bereits in seine Familie eingeführt ...

Der französische Filmregisseur Léonide Moguy, der zum viertenmal zum Präsidenten des französischen Autoren- und Regisseur-Verbandes gewählt wurde, hat die Gründe der Filmkrise in Frankreich in vier Punkten zusammengefaßt. Es sind:

1. Der merkwürdige Geist gewisser Regisseure der sogenannten neuen Welle;
2. die merkwürdige Auswahl der auf Festspielen preisgekrönten Filme;
3. die hohen Kinoeintrittspreise (etwa 3 bis 6 Mark);
4. Die Konkurrenz des Fernsehens.

Nach Moguys Meinung glauben die Vertreter der Neuen Welle gut daran zu tun, morbide und intellektuelle Filme zu drehen, obgleich doch der Film vor allem etwas fürs Volk sein sollte. Der französische Bürger gehe nur zu gern mit der ganzen Familie ins Kino. Aber seine Kinder könne er heute kaum noch mitnehmen. Hinzu komme, daß sich die meisten preisgekrönten Filme nur an eine winzige Publikumsminderheit wenden und die Masse verwirren, die gar nicht in der Lage ist, solche Filme zu verstehen. Petronius fürchtet, wer eine solche Meinung in unserem Land äußern würde, müßte es sich gefallen lassen, sofort als Kulturbanause ausgepfiffen zu werden.

Nach dem Schauspieler Gino Cervi hat sich nun auch Gina Lollobrigida als Kandidatin für das römische Stadtparlament aufstellen lassen. Sie ist Vertreterin der Christlichen Demokraten.

In dem neuen Pariser Restaurant Bistroquet gab es an einem einzigen Abend nacheinander drei Kräche. Zuerst erschien Curd Jürgens mit seiner Frau Simone. Da er Diät leben muß, war sie außer sich, als er sich ein pompöses Menü bestellte. Ihr verging daraufhin der Appetit, und sie sprach kein einziges Wort mehr. Dann erschienen Marlene Dietrich und Raf Vallone. Hier war es umgekehrt: Herr Vallone schien mundfaul zu sein. Marlene gab sich alle Mühe, aber es fruchtete nichts. Sie schrie ihn aus Zorn darüber so an, daß der Wirt einschreiten mußte. Schließlich erschienen Brigitte Bardot und Samy Frey. Sie sagte: „J'en ai marre" (was auf gut deutsch etwa heißt: „Es kotzt mich alles an") und weinte still vor sich hin – so jagte an diesem Abend in diesem Lokal eine Sensation die andere.

Bis zum nächstenmal Ihr





LORD-EXTRA

aromareich im Geschmack
nikotinarm im Rauch

Lord Extra
CIGARETTEN
KRISTINUS
Lord
EXTRA
IM RAUCH NIKOTINARM

FILTER
KING SIZE

20 STÜCK DM 1.75

Ein Erzeugnis der Cigarettenfabrik Kristinus

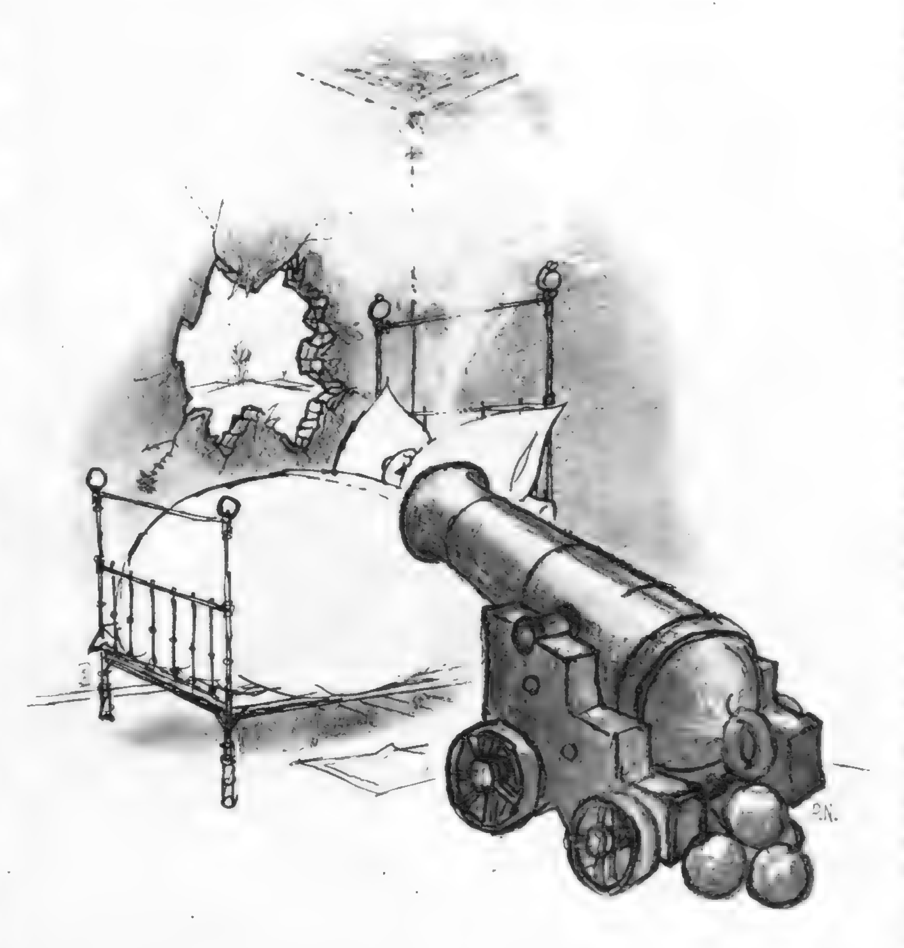
Eva Windmöller fragt, was jede Frau sich einmal fragt:

Viele Frauen verwenden ihren ganzen Scharfsinn darauf, den Mann fürs Leben zu finden. Haben sie ihn erst, hört die Überlegung auf. Sie verwöhnen und hegen den Auserwählten. Sie hegen ihn oft zu Tode. Sie wissen es nur nicht. Aber jede Ehefrau kann lernen, das Leben ihres Mannes zu erhalten

Wie bringe ich meinen Mann nicht um?

ZEICHNUNGEN: P. NEU

Schlafen kann man lernen



Es ist ein Jammer: Ein Drittel seines Lebens verschläft der Mensch. Ist Ihr Mann erst einmal 60, dann hat er also seiner Umwelt ganze 20 Jahre seiner Schaffenskraft entzogen. Was hätte er in dieser Zeit alles anfangen können! Das geben fortschrittliche Kräfte der modernen Medizin zu bedenken, die auf dem Weg der Forschung zu dem Schluß gekommen sind: Wir schlafen zuviel!

Englische Wissenschaftler führten Versuche mit Studenten von Cambridge durch, die mehrere Nächte nur zwei bis drei Stunden schliefen und trotzdem kaum erschöpft waren. Der Durchschnittsbürger komme gut und gern mit der Hälfte seines Schlafes aus, schlossen die Professoren daraus. Allerdings müsse man damit rechnen, tagsüber gelegentlich einzunicken, aber das schade ja nichts.

Seit Jahrtausenden gilt als erwiesen, daß der Schlaf zur Erhaltung des Lebens notwendiger ist als die Nahrung. Der Mensch kann vier bis fünf Wochen fasten, so heißt es, ohne bleibende körperliche Schäden davonzutragen. Ohne Schlaf dagegen kann er nur wenige Tage überdauern.

Aus dem alten China wird die raffinierte Todesart überliefert, Gefangene dadurch umzubringen, daß man sie konsequent am Einschlafen hinderte. Nach neueren Erkenntnissen müssen die Chinesen nicht nur grausam, sondern vor allem sehr geduldig gewesen sein. Der schwedische Professor Soederlund von der Universität Stockholm machte vor einiger Zeit ein Experiment mit zehn Studenten und zehn Studentinnen, um zu erforschen, wie lange der Mensch ohne künstliche Hilfsmittel wach bleiben könne. Das Ergebnis: Ein Student schaffte es fünf Tage und fünf Nächte, eine Studentin drei Stunden weniger. Danach schliefen sie 26 Stunden ohne Unterbrechung.

Auf ähnliche Rekorde brachten es gegen Ende des Krieges Angehörige der amerikanischen Marine; da allerdings mußten Zwang und seelische Belastung berücksichtigt werden. Bei Besatzungsmitgliedern von Zerstörern, die sich vier Nächte wach gehalten hatten, blieben Gleichgewichts- und Gehörsinn ausgezeichnet, die Sehschärfe ließ etwas nach. In ihrem Verhalten machten sich jedoch wesentliche Veränderungen bemerkbar. Einige Männer klagten über akustische Halluzinationen, andere wurden schwermütig oder bekamen einen Lachkrampf. Nach zwölf bis vierzehn Stunden Schlaf war alles wieder in Ordnung.

Bei Studenten, die für Experimente wach blieben, änderte sich dagegen überraschend wenig. „Die objektive Untersuchung des Blutes, des Kreislaufs, der Atmung, der Ausscheidungen, des Stoffwechsels ergab nichts besonders Bemerkenswertes", berichtet der Physiologe Professor Dr. Hans Winterstein in seinem Buch „Schlaf und Traum", „und viele zeigten sogar beim Lösen einfacher Aufgaben und Probleme – wie Nennung von Wörtern mit entgegengesetzter Bedeutung, Benennung von Farben, Kopfrechnen und dergleichen – nach tagelanger Schlaflosigkeit keine nennenswerte Verschlechterung gegenüber dem normalen Verhalten."

Das Schwierige war nur, sie wach zu halten: „Wenn sie sich nach längerer erzwungener Schlaflosigkeit hinlegten, dann war ihnen ein Wachbleiben vollständig unmöglich, und selbst wenn sie saßen, bedurfte es ständiger Kontrolle, um sie am Einschlafen zu hindern. Am leichtesten war es, wenn sie sich bewegten, obwohl sie auch da mitunter von einem schlafartigen Zustand überwältigt wurden. Dieser konnte sich bei weit geöffneten Augen darin äußern, daß sie plötzlich nicht mehr wußten, was mit ihnen geschah, daß sie mitten in einer Beschäftigung, wie beispielsweise Rechnen, Sätze sagten, die in gar keinem Zusammenhang standen, oder daß sie Traumphantasien hatten, die mit einem plötzlichen ‚Erwachen' endeten."

Damit zeigte sich wieder einmal, daß es im Organismus irgend etwas gibt, das den Menschen selbst gegen seinen Willen zwingt, Pause zu machen. Was aber ist dieses Etwas? Merkwürdig, derart selbstverständliche Lebensvorgänge wie die Bewegung oder das Schlafen, liegen für die Wissenschaftler immer noch im Dunkel. Einige nehmen an, der Mensch falle in Schlaf, weil die elektrische Spannung zwischen den Zellen nachlasse, andere sehen Stoffwechselschlacken in den Organen als Ursache an. Wieder andere sagen, der Schlaf gehe allein vom Gehirn aus, das den Organen den Befehl erteile, nicht mehr oder jedenfalls weniger zu arbeiten. Diese Theorie hat die meisten Anhänger.

Der Wiener Psychiater Konstantin von Economo entdeckte 1917 nach einer grippeähnlichen Seuche, bei der viele Kranke durch Gehirnentzündung in eine Art Dauerschlaf fielen, daß es im Zwischenhirn ein Schlafzentrum gebe, von dem aus das höher liegende Großhirn mit seinen Denkfunktionen einfach außer Betrieb gesetzt werden könne.

Forschungen der letzten Jahre haben gezeigt, daß man dieses Schlafzentrum – genauer: Schlafsteuerungszentrum – elektrisch beeinflussen kann. Der Zürcher Professor Hess, der für seine Arbeit auf diesem Gebiet mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurde, sandte durch Reizelektroden Stromstöße in das Gehirn von Katzen, und zwar dorthin, wo er vom Menschen her das Schlafzentrum vermutete. Fast augenblicklich hörten die Katzen auf zu fressen oder zu spielen. Sie gähnten, suchten sich ein stilles Plätzchen und rollten sich zum Schlafen zusammen. Manche wachten nach Abschalten der Stromreize auf, manche schliefen eine Weile weiter.

Die Russen kamen darauf, daß elektrische Schwingungen den Schlaf nicht nur herbeiführen, sondern wesentlich verbessern können. Sie erfanden die „Schlafmaschine", die den Menschen in einen Tiefschlaf versetzt, wie ihn die Natur so schnell und so gründlich nicht herbeiführen kann. Nach zwei Stunden ist der Genosse Tiefschläfer so munter wie sein Kollege, der die ganze Nacht geschlafen hat.

Die „Schlafmaschine" vernichtet im Blitztempo „Ermüdungsstoffe", die sich im Gehirn angesammelt haben. Die Müdigkeitsgifte lassen sich nachweisen: Normal ausgeruhte Hunde, denen man das Serum von tagelang wachgehaltenen Hunden einspritzte, legten sich nach einer halben Stunde nieder und begannen zu schlafen.

Wir wissen zwar noch nicht, wie der Schlaf zustande kommt, wir wissen aber glücklicherweise, was er bewirkt.

Im Schlaf erneuert sich Ihr Mann. Alle seine Lebensfunktionen werden auf kleinsten Gang gestellt: Die Atmung geht langsamer, die Temperatur

Nichts wäscht besser als Seife!

Nichts reinigt so gründlich und dabei so pfleglich wie Seife – das fühlt man, wenn man seine Hände wäscht, sein Gesicht oder seinen Körper.

Auch für die Wäsche gilt das gleiche, für die große und die kleine, für die weiße und die bunte und ganz besonders auch für Wäsche aus Nylon, Perlon usw. Seit 4 Jahren verwenden deshalb alle, die es kennen, so gern DALLI WÄSCHEBAD, das Waschmittel aus Seife.

Vor kurzem ist auch ein Spezialwaschmittel aus Seife für die moderne Waschmaschine auf den Markt gebracht worden, DALLI SPEZIAL. Unsere Fachleute halten es für geradezu vorbildlich gut, die Waschmaschinenhersteller empfehlen es, und jede Hausfrau, die etwas vom Waschen versteht, ist - ohne Übertreibung gesagt - begeistert! Darum wird ja auch DALLI SPEZIAL, das Waschmittel aus Seife, von Tag zu Tag mehr verlangt.

Der Schaum von DALLI SPEZIAL ist dichter, reiner Seifenschaum - für die moderne Waschmaschine genau richtig bemessen. Das Waschergebnis ist verblüffend: blütenweiße, wohlig weiche - also auf das sorgsamste gepflegte Wäsche!



Doppelpaket 1.65
Riesenpaket 2.40

Aus reiner Seife

Dalli

Spezial

für die moderne Waschmaschine

Für das Waschen in der Maschine

Für die Güte dieser beiden Waschmittel bürgen die DALLI WERKE in Stolberg im Rheinland und ihre Erfahrung mit Seife „Seit über 100 Jahren"

Wie bringe ich meinen Mann nicht um?

sinkt, das Herz schlägt ruhiger, die Verdauungstätigkeit läßt nach – deshalb ist es gar nicht gut, sie vor dem Schlafengehen durch Pillen anzukurbeln. Die Muskeln entspannen sich, zuerst die Augenmuskeln, was man daran merkt, daß die Buchstaben beim Lesen anfangen, wegzuschwimmen. Die Tränendrüsen stellen ihre Arbeit ein – daher das brennende Müdigkeitsgefühl in den Augen, das oft auch morgens nach dem Erwachen noch da ist, so daß Ihr gähnender Gatte sich die Lider reibt, um die Drüsen schneller wieder anzuregen.

Auch die Speichelabsonderung verringert sich im Schlaf, der Mund wird trocken. Die Nasenschleimhäute schwellen an, der Schnupfen läßt nach. Die Muskeln des Gaumens verlieren ihre Kraft, und von der vorbeistreichenden Luft des Atems in Schwingungen versetzt, erzeugt das Gaumensegel die häßlichen Geräusche des Schnarchens.

Sie können Ihren Mann noch so lieben, wenn Sie eine Stunde seinem Rasseln gelauscht haben, ist es verständlich, daß Sie darauf sinnen: Wie bringe ich ihn wirklich um. Es braucht ja nur bis zum Morgen zu sein. Beliebte Gegenmaßnahmen sind: pfeifen, seinen Namen rufen, ihn von der typischen Rückenschnarchlage auf die Seite drehen. Doch die Stille währt erfahrungsgemäß nur kurz. Im Grunde kann man da wenig tun. Manche Männer schnarchen eben. Oft haben sich die Nasenwege verengt, da hilft ein Gang zum Arzt. Meistens jedoch schnarcht Ihr Gatte, weil er mit offenem Mund schläft; seine entspannten Backenmuskeln lassen den Unterkiefer fallen.

Unsere Großväter kannten noch sogenannte „Schnarchbinden". Sie sind aus der Mode gekommen, doch Sie könnten ja eins Ihrer lustigen Halstücher dazu verwenden, sein Kinn hochzubinden. Knaurs Gesundheitslexikon rät sogar, allerdings als Notlösung, den Mund mit einem breiten Streifen Leukoplast zu überkleben. Doch das alles sind Gewaltanwendungen, die ein gutartiger Ehemann nicht schätzt.

Trotzdem, Schnarchen ist kein Scheidungsgrund. Am besten, Sie nehmen still Ihr Plumeau und legen sich im Nebenzimmer auf die Couch, wenn Sie nicht ohnehin eine feste zweite Schlafmöglichkeit haben, was manchmal ganz praktisch ist.

Über die erholsamste Schlafdauer gehen die Meinungen der Ärzte noch weit auseinander. Die Experimente der Angelsachsen und Russen haben zwar gezeigt, daß man den Schlaf drastisch kürzen kann. Es ist aber noch keineswegs bewiesen, daß sich dabei auf die Dauer nicht doch nervöse Schäden bemerkbar machen.

Die Franzosen halten es mit der alten Regel, acht Stunden pro Nacht „den Geist vom Körper trennen". Professoren von der Sorbonne stellten durch Untersuchungen fest, von 100 Menschen seien 45 das ganze Jahr über „urlaubsreif", weil sie das gesunde Maß überschritten.

Überraschenderweise neigt auch der Deutsche zu der Ansicht, ausgiebiger Schlaf sei nur gesund. Die konservative Einteilung der Schlafzeiten für die verschiedenen Lebensalter hat durchaus noch ihre Gültigkeit. Hier ist sie:

Lebensjahr	durchschnittliche Schlafdauer
1.	18 Stunden
2.–5.	14 „
5.–6.	12 „
7.–14.	10 „
15.–50.	8 „
50.–60.	5–6 „

Menschen über 60 kommen mit noch weniger Schlaf aus, dafür legen sie mit zunehmendem Alter immer größere Ruhepausen während des Tages ein. Die vieldiskutierte Acht-Stunden-Grenze für den erwachsenen berufstätigen Menschen richtet sich im übrigen mehr nach denen, die nicht so ausgezeichnet schlafen. Wer gut schläft, braucht sich nicht daran zu halten.



Der Mensch ist keine Eule

Im „Schlaflaboratorium" der Universität Chicago ist man durch Sauerstoffmessungen – der normale Sauerstoffgehalt des Blutes beträgt 98 Prozent und sinkt während des Schlafes bis auf 86 Prozent ab – zu genauen Aufschlüssen gekommen, wie der normale Mensch sich im Schlaf verhält.

Die erste Stufe des Schlafes besteht aus drei Phasen. Es beginnt mit einem leichten Dösen, bei dem man noch im Besitz des Bewußtseins ist. Dann folgt Schläfrigkeit, bei der die Gedanken abschweifen und sich in Phantasiebildern verlieren. In dieser Phase begeben sich die fünf Sinne in bestimmter Reihenfolge zur Ruhe: zuerst das Sehen, dann Geschmack und Geruch, dann das Gehör, zuletzt der Tastsinn.

Der Mensch „desinteressiert" sich. Die Ärzte nennen das die „Reizausschaltung", mit der das Gehirn die Reaktionsfähigkeit der Nerven gegen äußere Einflüsse herabsetzt. Es ist eine Phase, die den Menschen nicht nur im Halbschlaf, sondern mit all ihren Anzeichen vorzugsweise auch bei Vorträgen oder vor dem Fernsehschirm überfällt.

Darauf folgt die Phase des leichten Schlafs mit geringer Muskeltätigkeit. Der Mensch hat dabei oft das Gefühl zu fallen, und es kommt vor, daß er durch sein eigenes Zusammenzucken in die Höhe fährt. Fast alle Schläfer, so beobachtete man in Chicago, kraulten und kratzten sich in diesem Stadium – das im übrigen als „auffallend geräuschvoll" bezeichnet wird – am meisten an der Nase.

Die Männer änderten im Laufe der Nacht etwa dreißigmal ihre Lage, die Frauen vierzigmal.

Die zweite, eigentlich wichtige Stufe ist der Tiefschlaf. Bei gesunden, vor allem bei körperlich arbeitenden Menschen sinkt die Kurve bald nach dem Einschlafen ab, erreicht in ein bis drei Stunden ihren tiefsten Punkt und steigt bis zum Erwachen langsam wieder an. Das sind die sogenannten „Kurz- oder Abendschläfer".

Bei geistig arbeitenden, nervlich reizbareren Naturen stellt sich der Tiefschlaf oft erst gegen Morgen ein. Sie gehören zur Gruppe der „Lang- oder Morgenschläfer" und hätten eigentlich ein Recht darauf, zwei bis drei Stunden später im Büro zu erscheinen, weil vorher doch nichts mit ihnen anzufangen ist.

Auch in der tiefsten Phase schläft das Gehirn nicht ganz. Seine Schlagadern weiten sich während des Schlafes, es braucht Sauerstoff, um über das Nervensystem die lebenswichtigen Funktionen weiter in Gang zu halten. Ungenügende Durchblutung oder mangelnde frische Luft verursachen schlechten Schlaf. Deshalb verordnet der Münchner Spezialist für Schlaftherapie, Dr. Kurt Weidner, seinen Patienten zum besseren Einschlafen keine Schlafmittel, sondern – vor allem bei niedrigem Blutdruck – eine Tasse Kaffee, um eine stärkere Durchblutung des Gehirns herbeizuführen. Es kommt dabei auf das Quantum an, in größeren Mengen ist Kaffee natürlich genauso ein Reizmittel wie Tee, Zigaretten und Alkohol, und schiebt den Schlaf hinaus.

Statt Kaffee hilft auch ein kräftiger Spaziergang oder eine Bürstenmassage, den Blutkreislauf vor dem Schlafengehen anzuregen. Ein kühles, dunkles Zimmer, ein nicht zu weiches Bett, flache Lage, warme Füße, nicht zu schwere Decken und ein lauwarmes Bad, das die Nerven beruhigt, sind die wichtigsten Voraussetzungen für einen guten Schlaf. Wichtig ist, daß das letzte, nicht zu reichliche, Essen zwei bis drei Stunden zurückliegt.

Während des Tiefschlafs schwächt das Gehirn nicht nur äußere Reize ab, es blockiert sie geradezu durch starke Hemmungen. Das ist das Stadium, in dem Vater auch nicht durch zwei Wecker neben seinem Bett aus dem Schlaf zu reißen ist, während drei Stunden später bei flacherer Schlafkurve schon ein sanfter Zuruf genügt.

Trotzdem läßt das Gehirn auch im Stadium des tiefsten Schlafes noch ein paar Zufahrtswege zum Bewußtsein offen, über die der Mensch gewarnt werden kann. Eine junge Mutter mag ein starkes Gewitter überschlafen, das leise Weinen ihres Babys im Nebenzimmer weckt sie augenblicklich. Auf gleichmäßige Geräusche von außen, zum Beispiel Straßenlärm oder das Vorbeifahren einer U-Bahn, stellt sich das zentrale Nervensystem schon nach kurzer Zeit ein. Als „Warnung" meldet es unvermutete Geräusche, aber auch das unvermutete Aussetzen von Geräuschen zeigt es an. So kommt es, daß der Mensch, der im Symphoniekonzert eingenickt ist, in einer Geräuschpause auffährt und instinktiv zu klatschen beginnt – manchmal zu seinem Schrecken als einziger im Saal.

Ob ein Naturgesetz dem Menschen befiehlt, im Dunkel der Nacht zu schlafen und nicht im Hellen, ist wissenschaftlich nicht restlos erwiesen. Doch es gibt mehr, was dafür spricht als dagegen. Das Auge des Menschen zum Beispiel stellt sich mit dem Ermüden ganz offensichtlich auf Dunkelheit ein. Während die meisten Muskeln erschlaffen, geht der Schließmuskel des Lides in Dauerspannung, um Lichtreize von außen nicht durchzulassen. Das gleiche gilt für den Schließmuskel der Pupille: Statt sich im Dunkeln zu erweitern, was sonst immer geschieht, wenn wir sehen wollen, verengt sich die Pupille im Schlaf, um möglichst wenig Lichtstrahlen einzulassen.

In der Praxis haben ärztliche Untersuchungen ergeben, daß Menschen, die nachts arbeiten, auf die Dauer gesundheitlich labiler werden als Tagarbeiter. Die Tabelle zeigt, für welche Beschwerden sie im Gegensatz zu den Tagarbeitern anfälliger sind.

Beschwerden	Tagarbeiter %	Nachtarbeiter %
Schlaflosigkeit	11	66
Nervosität	25	64
Magenkrankheiten	9,4	22,2
Organische Schäden	7,7	13,4
Verdauungsstörungen	9	30
Chronische Darmkrankheiten	20	33

Der Mensch ist keine Eule. Mit diesem schlichten Argument vertrat der Pädagoge Theodor Stöckmann, einer der eigenwilligsten Schlafforscher, in den dreißiger und vierziger Jahren seine vieldiskutierte Lehre vom „Naturschlaf" vor Mitternacht. Der Mensch, sagt Stöckmann, ist ein Teil des Kosmos und damit kosmischen Gesetzen unterworfen: „Steigende Sonne steigert das Leben, sinkende senkt es. Die Pflanzen öffnen sich am Morgen dem Licht und schließen sich am Abend."

In jahrelangen Eigenversuchen fand Stöckmann heraus, das Erholsamste für den Menschen sei, ungefähr mit Sonnenuntergang ins Bett zu gehen und mit Sonnenaufgang wieder aufzustehen. Nachdem er sich als Student durch Examensarbeiten lange nach Mitternacht bis an den Rand nervöser Erschöpfung gebracht hatte, versuchte er es einmal andersherum.

Er ging schon um sieben Uhr abends schlafen und wachte mit der Zeit nach immer kürzeren Abständen wieder auf, bis er in der Spanne von 19 Uhr bis genau 23.25 Uhr die ideale Schlafdauer gefunden hatte, aus der er vollkommen frisch erwachte. Gegen Mitternacht machte er einen Spaziergang und verblüffte die Nachtwächter durch Nüchternheit, dann arbeitete er fünfzehn bis siebzehn Stunden mit gelegentlichen Ruhepausen, ohne zu ermüden.

Stöckmann heilte nachweislich Hunderte von Menschen durch den „Naturschlaf" von Schlaflosigkeit, Magenbeschwerden und Nervosität.

Die Frage war nur: Was macht ein Mann, der nicht gerade im Examen ist, ab Mitternacht? Stöckmann gab selber zu, daß ein Naturzeitmensch auf gesellschaftliche Vergnügungen weitgehend verzichten müsse, ja sogar Gefahr liefe, in der eigenen Familie zu vereinsamen, wenn seine Nächsten die neue Schlafweise nicht mitmachten.

Ob der Schlaf vor Mitternacht tatsächlich der beste ist, wird heute von vielen Ärzten angezweifelt. Dr. Manfred Breuninger, Leiter der Nachtklinik für Schlafgestörte in Stuttgart-Bad Cannstatt, geht am weitesten von überkommenen Vorstellungen ab. Acht Stunden zu schlafen, bezeichnet er für einen intelligenten Menschen als spießig, infantil und ein Zeichen geistiger Unreife. Mit Ausnahme von Goethe, der regelmäßig seine acht bis neun Stunden geschlafen habe, seien die großen Geister mit wesentlich weniger ausgekommen.

Napoleon, Friedrich der Große oder Edison hätten zeitweise nicht länger geschlafen als drei bis vier Stunden pro Nacht. Wer fähig sei, intensiv zu arbeiten, sei auch fähig, intensiv zu schlafen. Es komme nicht darauf an, wie lange, sondern wie gut man schlafe. Denken Sie daran, liebe Gattin: Vier Stunden Schlaf in der Vorfreude auf einen neuen, angenehmen Tag können Ihrem Mann mehr nützen als acht nervöse Stunden vor einer Auseinandersetzung.

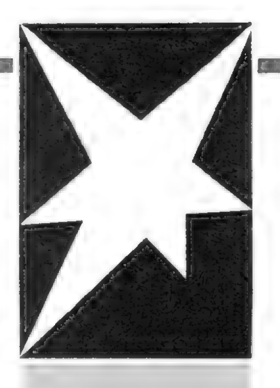
Wenn Ihr Mann ohne Tabletten nicht mehr einschlafen kann, sollten Sie ihn bei Gelegenheit zu einem Arztbesuch überreden. Nach Breuninger kommen Schlafstörungen überwiegend aus dem Seelischen. Sie sind ein Zeichen dafür, daß Ihr Mann ruhiger werden, sein Leben anders einrichten muß – aber das ist wohl leichter gesagt als getan.

Ein gutes Mittel ist, Ihren Mann daran zu gewöhnen, sich nach dem Heimkommen eine Stunde aufs Ohr zu legen, während Sie das Essen vorbereiten. So hat er die Phase der stärksten Ermüdung nach der Arbeit schon etwas abgetragen, geht ausgeruht in den Abend und ist, alles in allem, ein netter Mensch im Kreise seiner Lieben.

Im nächsten *stern*:

Wer sich langweilt, hat mehr vom Urlaub


Rauche - staune - gute Laune
Auf den Interkontinental-Flügen
der Senator-Linie
empfiehlt die Lufthansa Stewardess:
PLAYER'S
Cigaretten
PLAYER'S
P&S
PLAYER'S
VIRGINIA
No 6
20
PLAYER'S
NAVY CUT
PLAYER'S
PLAYER'S in 137 Ländern



stern motor

Opel Rekord-Luxus für fast 8000 Mark

Eine **Kombiwagenausführung** des starken neuen Hillman „Super Minx“ hat die Rootes-Gruppe herausgebracht. Der Motor leistet 66 PS, der Wagen hat aber nur eine Tragfähigkeit von 300 kg ● Seit einigen Tagen wird in Rüsselsheim der **Opel Rekord „L“** produziert. Die Standardausführung (viertürig, 1,7-Liter-Motor mit 60 PS, Vierganggetriebe, Frischluftheizung und Lenkschloß) kostet 7 935 Mark. Alle Rekordmodelle werden neuerdings auf Wunsch vorn mit Einzelsitzen ausgerüstet ● **Beschlagnahmt** werden in Paris alle Personenwagen mit abgefahrenen Reifen ● Im vorigen Jahr wurde in der Bundesrepublik 72 000 Kraftfahrern der **Führerschein** entzogen, das sind 20 Prozent mehr als 1960 ● Der Motorenfriseur Martini will den BMW 700 als **Gran Turismo-Coupé** herausbringen. Der Wagen wird eine Kunststoff-Karosserie haben, nur 106 Zentimeter hoch sein und eine Höchstgeschwindigkeit von über 200 km/h erreichen. Der Preis soll unter 10 000 Mark bleiben ● Die British Motor Corporation stellte fest, daß der **Fahrstil** ihrer Verkäufer nicht immer eindrucksvoll auf künftige Kunden wirkt. Deshalb wurden spezielle Fahrkurse für Verkäufer eingeführt, an denen auch leitende Herren des Konzerns teilnehmen sollen ● Eine amerikanische Firma hat ein Gerät entwickelt, das der **Geschwindigkeitsregulierung** dient. Es heißt Speedostat und wird am Armaturenbrett angebracht. Stellt man beispielsweise 50 km/h ein, so überschreitet der Wagen diese Geschwindigkeit nicht ● Vernünftiger Gedanke bei VW: Das Werk will irgendwann lackierte **Stoßstangen** mit Gummiüberzug einführen. Dadurch sollen Lackschäden nicht mehr so häufig vorkommen ● Seit einiger Zeit werden in Frankreich die **neuen Bestimmungen** zum Erwerb des Führerscheins angewandt. Von 100 Führerscheinaspiranten fallen seitdem 90 durch. Die restlichen zehn, die die Prüfung bestehen, können wirklich Auto fahren und wissen auch, was sie tun müssen, wenn ihr Wagen plötzlich ins Schleudern kommt oder der Motor streikt



Der alte Hansa 1100 war kein Verkaufsschlager



Gerüchte über die Produktion des neuen Hansa durch ein Frankfurter Autohaus erwiesen sich als haltlos

Auto mit Museumswert

Konsul Borgwards Geheimwaffe im Kampf gegen die Gläubiger, ein neues Modell des Hansa 1100, wurde nicht mehr eingesetzt. Die Pleite kam zu schnell. Die elegante viertürige Karosserie stammt von Frua. Der Wagen wäre wahrscheinlich ein Erfolg geworden, wenn seine Schöpfer ihn jemals hätten auf Band legen können, denn schon der alte Hansa 1100 war laut Kundendienststatistik von Borgward das reparaturunanfälligste Auto der Gruppe. Die Entwicklungskosten des neuen Modells, das nur noch Museumswert hat, beliefen sich auf rund 250 000 Mark. Für einen Bruchteil dieser Summe kaufte ein Bremer Rechtsanwalt den Prototyp. Von Autoliebhabern sollen ihm schon hohe Summen für den Wagen geboten worden sein. Bisher hat er sich nicht entschließen können, das Fahrzeug zu verkaufen. Er kann sich rühmen, ein Auto zu besitzen, das es auf der ganzen Erde nicht zum zweitenmal gibt. Solche Sonderanfertigungen konnten sich bisher nur Millionäre leisten oder reiche Ölscheichs im Nahen Osten



Noch ein Kleid für BMW

Autos aus München haben zu allen Zeiten die Phantasie der Karosserieschneider beflügelt. Ein wohlproportioniertes Coupé hat jetzt die Firma Autenrieth in Darmstadt entworfen. Diese Karosserie ist für alle Achtzylinder-Typen von BMW gedacht. Das typische BMW-Gesicht blieb erhalten, alles andere hat nur noch wenig Ähnlichkeit mit der 3,2-Liter-Limousine. Das repräsentative Fahrzeug kostet 32 000 Mark



Gesundheit – Schönheit – Lebenslust

Vitamin-Ganz-Kosmetik

badedas

vitamingeel

Hier wird mit ***badedas*** gebadet. Auf den nassen Schwamm oder Schwammhandschuh ein bißchen ***badedas*** geben (ein Fünfzehntel einer Tube oder ein Fünfundsiebzigstel einer Familienflasche), das gibt den quellend-fülligen ***badedas***-Schaum. Er öffnet die Poren so tief und macht die Haut bereit für Vitamine und Roßkastanien-Extrakt – für Durchblutung und Jugendfrische. Sein herber Duft macht munter. Sie treten unter die Menschen wie eine Siegerin – und was «er» sagen wird – das ist Ihr ganz persönliches Glück.

Bitte baden Sie mit ***badedas*** ohne Seife – dann werden seine Waschkraft und seine Hautschutzwirkung nicht beeinträchtigt. Das ***badedas***-Bad hinterläßt keine Ränder an Becken und Wannen – wie angenehm.

Die ***badedas***-Wirkstoffe kommen auch beim Dusch-Bad zur vollen Entfaltung. Das knallharte Wasser wird sofort weich, die Vitamine dringen sanft in die entschlackten Poren, und der Roßkastanien-Extrakt entwickelt seine belebenden Kräfte. Eine erquickende Wohltat – ***badedas***.

Roßkastanien-Extrakt kennt die Volksheilkunde schon seit Jahrhunderten. Im Heilmittelschatz unserer Zeit hat er einen besonderen Platz. Er fördert unter anderem den peripheren Blutkreislauf, belebt und kräftigt die Herzarbeit. Kräftigere Hautdurchblutung wirkt hautkosmetisch und fördert ihrerseits wieder die Wirkstoffaufnahme durch die Haut.



badedas erhalten Sie in 5 Packungsgrößen von DM 0,75 bis DM 30.-

badedas gibt es in 59 Ländern; in USA, Kanada und Skandinavien unter dem Namen «vitabath».

In führenden Hotels finden Sie ***badedas*** als vornehmen Kundendienst im Badezimmer vor.

vitamingeel

badedas

Hatten Sie heute schon Ihr *badedas*?

Da 813 fb

UHU-Werk
H. u. M. Fischer
Bühl (Baden)

5 Vitamine und Roßkastanien-Extrakt im Bad

Professor Horst Wetterling schreibt im Stern über Probleme der Schule und der Erziehung



Strafe muß sein

Mitunter zuckt es einem richtig in der Hand, und man möchte dreinschlagen. Daß die Gören auch nie hören können! Hundertmal hat man ihnen nun schon verboten, während der Mittagsruhe Krach zu machen und über den Gartenzaun zu steigen. Da kommt doch schon wieder der Nachbar, um sich über den Bengel zu beschweren. Jetzt setzt es aber was. Und dann hauen wir dazwischen.

„Wer nicht hören will, der muß fühlen", so entrüsten wir uns, und „Strafe muß sein", so rechtfertigen wir unseren Zorn. Daß wir uns eigentlich schämen sollten, dieser Gedanke kommt uns nur selten. Immerhin: Ganz wohl ist uns manchmal auch nicht dabei. Statt in sich zu gehen, guckt der Bub einen so merkwürdig an, als sei er beleidigt. Und der Nachbarsjunge grinst so schadenfroh, als genieße er ein amüsantes Schauspiel. Aber sogleich beruhigen wir uns wieder im Hochgefühl dessen, der eine moralische Weltordnung verteidigt. Vielleicht ist der Bengel auch noch verstockt? Das fehlte gerade noch. Was soll denn all das modische Geschwätz, Kinder bekämen Komplexe? Aus uns ist ja auch etwas Ordentliches geworden, wenn der Vater uns auch von Zeit zu Zeit übers Knie legte.

Wenn unser Zorn verraucht ist, so sind wir vielleicht zu einer Besinnung fähig:

Uns ist ein Kind anvertraut. Als es geboren wurde, begrüßten wir es mit ehrfürchtiger Freude. In dieser Freude wurde uns auch die Verantwortung bewußt, die uns übertragen wurde, die Verantwortung dafür, daß dieses Kind zu einem Menschen heranwachse, der seine Aufgaben aus eigener Kraft meistert. Dieses Kind so zu erziehen, daß es das Gute aus freiem Willen tue, ist unsere Aufgabe. Diesem Ziel muß dann doch wohl auch die Strafe dienen, eine Maßnahme, die dem Kind Leid zufügt. Ja, die Strafe kann nur den Sinn haben, dem Kind auf dem Weg zur Selbständigkeit voranzuhelfen.

Dann muß die Strafe eben abschrekken, so meinen die Leute. Das Kind muß halt lernen, daß unrechtes oder fehlerhaftes Verhalten unangenehme Folgen hat. Es muß doch die Erfahrung machen, daß es zu leiden hat, wenn es sich nicht beherrschen kann und zum Beispiel unser Verbot mißachtet. An dem Exempel, das wir statuieren, wird es schon klug werden.

Die Absicht, ein Kind durch Strafen von unrechtem Tun abzuschrecken, ist falsch und verwerflich. Ich denke, es kommt darauf an, ein Kind so zu führen, daß es das Gute aus freiem Willen tut? Dann kann die Erfahrung, daß es ihm gut geht, wenn es gehorcht und „brav" ist, oder daß es ihm schlecht geht, wenn es etwas ausgefressen hat, nichts taugen. Die Furcht vor Ungemach ist es dann, die ein Kind veranlaßt, sich zusammenzunehmen, nicht aber die Einsicht, daß es richtig und gut sei, das Notwendige und Rechte zu tun. Nichts anderes wird hier geweckt als Duckmäuserei und die Sucht nach Wohlergehen. Der Mut, auch der Mut, ein Gebot zu übertreten, sollte uns lieber sein als die Feigheit, mit der abschreckende Strafen quittiert werden. Eine Erziehung, die den Menschen feige werden läßt, ist verwerflich.

Es ist nicht nötig, mich in empörten Zuschriften darauf aufmerksam zu machen, daß man bei kleinen Kindern die Fähigkeit zur Einsicht noch nicht voraussetzen könne. Tatsächlich mag also bei Kindern im frühen Alter hier und da ein Klaps nötig sein, um sie vor Gefahren zu bewahren. Von mir aus soll dieser Klaps dann auch als Abschreckung gelten. Aber bei Kindern in so frühem Alter handelt es sich um Gewöhnung, nicht um Erziehung im strengen Sinne. Und davon erlaube ich mir, zu reden.

Aber manche Vorfälle – so denken Sie – können doch nicht „ungeahndet" bleiben. Dann muß die Strafe eben als Vergeltung aufgefaßt werden.

Uns entrüstet die Empfindung, das Kind habe eine sittlich-moralische Ordnung gestört, und sei es in Wahrheit auch nur das kleinliche Netz unserer Verbote. Nun gilt es, diese Ordnung wiederherzustellen. Dann muß das Unrecht, das es verursacht hat, wieder auf das Kind zurückfallen. „Auge um Auge, Zahn um Zahn", an diese alttestamentarische Regel erinnern wir uns und versuchen dann, unsere Rolle als rächender Erzvater damit zu begründen.

So ehrwürdig diese Überlieferung ist, so fragwürdig ist sie in der Erziehung. Ob wir – selbst schuldig – uns anmaßen dürfen, fremdes Unrecht, das

eines Kindes zumal, zu tilgen, als wären wir Gottes Stellvertreter, mögen Sie selbst prüfen.

Dennoch muß Strafe sein. Nicht, daß wir uns rächen müßten, weil wir geärgert wurden und nun verstimmt und gereizt sind. Das hieße ja, es ginge uns gar nicht um unser Kind, sondern nur um unser so sorgfältig gepflegtes Selbstbewußtsein, um unser Verlangen nach Respekt und Anerkennung. Nein, Strafe muß sein, weil das Kind danach verlangt.

Wenn Vater und Mutter das Vertrauen des Kindes gewonnen haben, so kann es nicht ausbleiben, daß es von seinem Gewissen geplagt wird, sobald es dauernd gegen die Gebote seiner Eltern verstößt. Ist es aber schon fähig, selber zwischen Gut und Böse zu unterscheiden, so kann es nicht ausbleiben, daß es von Schuldgefühl gepeinigt wird, wenn es stets das Rechte wissentlich verfehlt. Im Gewissen und mit den Schuldgefühlen regt sich gleichsam das bessere Ich des Kindes. Es verlangt selbst danach, aus dem Zwang des Bösen befreit zu werden. Es verlangt selbst nach Sühne und nach Strafe. Vielfache Beobachtungen haben erwiesen, daß ein Kind sich selbst Strafen auferlegt, um sich des Druckes der Schuld zu entledigen. Es verzichtet dann auf kleine Genüsse, die bevorzugte Speise zum Beispiel oder auf die Teilnahme an einer Geburtstagsfeier. Hier gilt es zu helfen: Diese Schuldgefühle quälen den jungen Menschen nicht nur, sondern sie weiten sich zu der durchgängigen Empfindung, minderwertig zu sein. Es versteht sich, daß eine solche Empfindung jede Aktivität lähmt, die Freude am Dasein, am Mittun, am Lernen. Sie hemmt die rechte Entfaltung eines Kindes. Und eben darum geht es, so meine ich.

In der Erziehung gewinnt die Strafe erst dann einen Sinn, wenn sie als reinigende Sühne für ein Vergehen gemeint ist und dem Kinde die Möglichkeit eröffnet, begangenes Unrecht wiedergutzumachen, und sei es auch nur durch einen Verzicht. So muß und soll sie dem Kinde Leid zufügen, soll das Kind von der Last der Schuld befreit werden. So soll und muß sie einen Verzicht fordern, soll das Kind wieder frei und zuversichtlich werden.

Um des erzieherischen Sinnes willen muß die Strafe aber an zwei Bedingungen geknüpft werden: Einmal muß das Kind einsehen, daß es sich vergangen hat. Es muß spüren, daß seine Lüge Vertrauen gebrochen hat. Es muß empfinden, daß sein Diebstahl die Gemeinschaft zerstört. Sodann muß es sein Tun bereuen. Es muß empfinden, daß seine Verfehlung nicht schlecht war, weil sie Strafe nach sich zieht, sondern weil sie seinem eigenen Gewissen widerspricht. Es kommt alles darauf an, sein besseres Ich wachzurufen, zur Trauer über das begangene Unrecht. Dann vermag die Strafe es auf den Weg zu bringen, den rechten Weg nämlich zur Mündigkeit. Ja, dann kann es sich ereignen, daß ein junger Mensch die Strafe bejaht.

Fahren wir aber als rächende Furien drein, so erfährt das Kind eine Strafe nur als Wutausbruch und als Schikane. Sie ahnen nicht, wie lächerlich wir in seinen Augen dann erscheinen können und welch heimlichen Triumph wir ihm ermöglichen, wenn es auch noch so kläglich wimmert. Tatsächlich wird es verbittert und abgestumpft gegenüber solchen Affekten. Und erst recht taugt auch die gesalzene Strafe nicht dazu, es zur Einsicht seiner Verfehlung zu bringen. Dazu taugt nur das gelassene Gespräch, dessen wir aber in solchen Augenblicken gerade nicht fähig sind. Kinder haben Anspruch auf überlegene Führung. Situationen, die Strafen heraufbeschwören, sind ein Prüfstein dafür, ob wir überlegen sind.





ZEUS WEINSTEINS ABENTEUER

88. Fall
Vier Buchstaben

Der Raum ist kahl und teilweise frisch gestrichen. Zeus Weinstein starrt verdrießlich auf vier Buchstaben unten an der Wand und wendet sich an seinen Adjunkten Saul Samson. „Diese leidige Angelegenheit ist ein typisches Beispiel dafür, daß gewisse Herren von der Polizei zu denken aufhören, wenn ihnen alles sonnenklar erscheint. Man findet Ronald F. ermordet in diesem leergeräumten Büro, von hinten erschossen und mausetot. Er liegt auf dem Bauch und hat anscheinend mit letzter Kraft den Namen seines Mörders mit einem Pinsel an die Wand malen können: Rolf – den



„Der Mörder muß gut getroffen haben", knurrt Weinstein am Tatort, „denn Ronald hatte nur noch Minuten zu leben." In dieser kurzen Zeit versuchte er, der Polizei klar und deutlich mitzuteilen, wer sein letzter Besucher war. Alles sprach gegen Rolf. Aber es gab noch eine andere Möglichkeit

---

Namen seines Bruders. Es gibt noch einen Bruder Ralf, aber hier steht Rolf, und die Polizei, die kluge, bekommt auch schnellstens heraus, daß Rolf und Ronald nicht nur verkracht, nein, sogar richtig miteinander verfeindet waren. Streit um Erbteil usw. usw. Zeugen hatten Rolf den Satz ausrufen hören: „Wenn Ronald das tut, schlag' ich ihm mit der Beethovenbüste den Schädel ein." – Na, das genügte der Polizei und vor allem Freund Musfeldt von der Mordkommission, einem Musik- und besonders Beethovennarren. Dr. Herbert Roleisen, ein Freund des Gemeuchelten und Psychiater, sagte aus, er habe noch nie so eiskalte Augen gesehen wie die von Rolf. Rolf sei zwar ein netter Kerl und auch bei ihm in Behandlung gewesen, aber er, der Doktor, habe jedesmal die Tür zum Flur offengelassen, wenn Rolf gekommen sei, und immer ein Amulett in der Hosentasche gehabt, gegen den bösen Blick. Nun, der Doktor mußte Familie und Verhältnisse kennen, er war mit allen so gut wie befreundet. Verdächtigt wurde noch ein früherer Angestellter, namens Franz Flohr. Dieser hatte ein dürftiges, Rolf dagegen gar kein Alibi.

Ich will mich kurz fassen. Ich schnappte den richtigen Mann. Mit letzter Kraft wollte Ronald der Polizei Mühe und Arbeit ersparen – allerdings ... – nun ja, so brachte ich Musfeldt den Mörder, und der Alte schenkte mir zum Dank eine Schallplatte – die „Unvollendete" von Schubert."

Frage: Was war geschehen, und wer ist der Mörder?

Bedingungen: 1. Jeder kann mitmachen, außer den Angestellten von Verlag und Redaktion des Stern. 2. Schicken Sie die Lösung mit Ihrer Adresse auf einer Postkarte an ZEUS WEINSTEIN BEIM STERN, (2) Hamburg 100. Fügen Sie den Vermerk „Preisausschreiben Nr. 426" hinzu. Einsendeschluß ist der 9. Juli 1962 (Poststempel). 3. Die Preise werden unter den Einsendern richtiger Lösungen ausgelost.

1.—5. Preis: je 1 Radio-Transistorgerät „Sabette 11" Wert je DM 275,—. 6.—10. Preis: je 1 Atlas Infra-Kleingriller Wert je DM 79,50. 11.—60. Preis: je 1 Gutschein der Firma Klingel Wert je DM 30,—. 61.—160. Preis: je 1 Pakkung Riquet Schokolade „2 × 3".

Ergebnis des Kessi-Preisrätsels Nr. 421

Lösung: Rennwagen. Das Los bestimmte die Gewinner. 1. Preis: Hedwig Dede, Wehr; 2. Preis: Heidrun Wulff, Geesthacht; 3. Preis: Anneliese Grave, Kreipke; 4. Preis: Josef Jordan, Wattenscheid; 5. Preis: Regina Honoré, Stuttgart; 6. Preis: Manfred Laschke, Wuppertal; 7. Preis: Brigitta Plaumann, Hannover; 8. Preis: Werner Berent, Wesel; 9. Preis: Martha Brack, Schotten; 10. Preis: Marianne Wiemann, Berlin. Die übrigen Gewinner werden benachrichtigt.



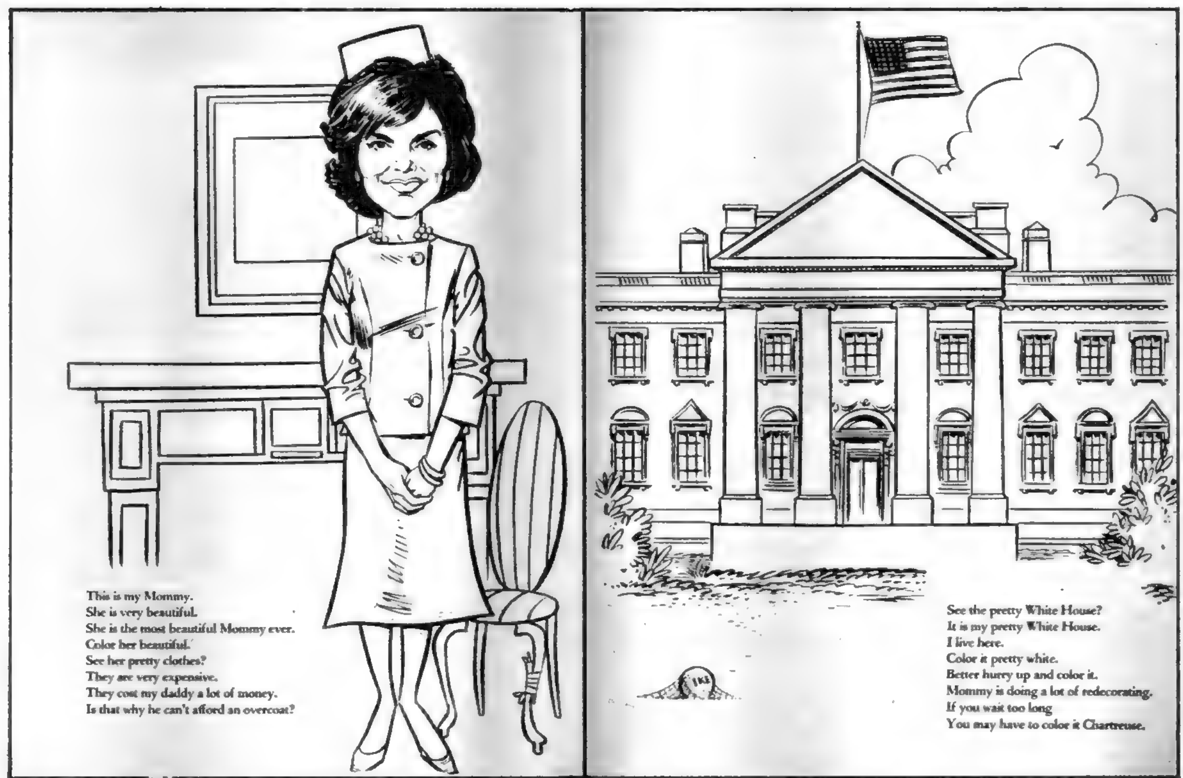
Carolines Malbuch

Für zwei Dollar können die Amerikaner ihren Präsidenten John F. Kennedy rot-weiß-blau anstreichen

Das ist Caroline. Sie ist viereinhalb Jahre alt. Sie ist die Tochter des amerikanischen Präsidenten Kennedy. Ist sie nicht süß? Sie bringt ihren Daddy manchmal in Verlegenheit. Sie plappert „Staatsgeheimnisse" aus. Sie erzählte einem Reporter: „Daddy sitzt nur ohne Schuhe und Strümpfe da und tut gar nichts." Und ein anderer hörte sie ihre Mutter fragen, als sie in Washington auf den Einzug des Astronauten Glenn warteten: „Wann kommt denn der Affe?" Und als vor dem Weißen Haus Demonstranten mit Plakaten gegen die Atomwaffenversuche protestierten, fragte sie Mammi Jackie: „Was hat Daddy denn nun schon wieder falsch gemacht?" Daddy Jack antwortete einem Abgeordneten, der ihm sagte, seine Tochter möchte nicht im Weißen Haus leben: „Das ist kein Problem. Mein Problem mit Caroline ist es, sie davon abzuhalten, Pressekonferenzen zu geben." Das kleine Mädchen, das fröhlich im Pyjama zwischen Staatsbesuchern, Ministern, Generälen und Geheimpolizisten herumkrabbelt, hat den New Yorker Verlag „Kanrom Incorporated" inspiriert, durch ihren Kindermund die neue Ära im Weißen Haus zu kommentieren. Das „Malbuch für Erwachsene" kostet zwei Dollar. Am Erscheinungstag wurden allein in New York zweieinhalbtausend Exemplare verkauft.



**Das ist mein Daddy
Er hat einen prima Posten
Er arbeitet für die Regierung
Mal ihn rot-weiß-blau an
Mein Daddy ist sehr bedeutend
Viele Leute arbeiten für ihn
Für Daddy würden sie alles tun
Mal ihre Nasen dunkelbraun an!**



**Das ist meine Mammi
Sie ist sehr schön
Sie ist die allerschönste Mammi
Mal sie schön an! Hat sie nicht schöne Kleider? Sie sind sehr teuer. Sie kosten meinen Daddy viel Geld. Vielleicht kann er sich darum keinen Mantel leisten?**

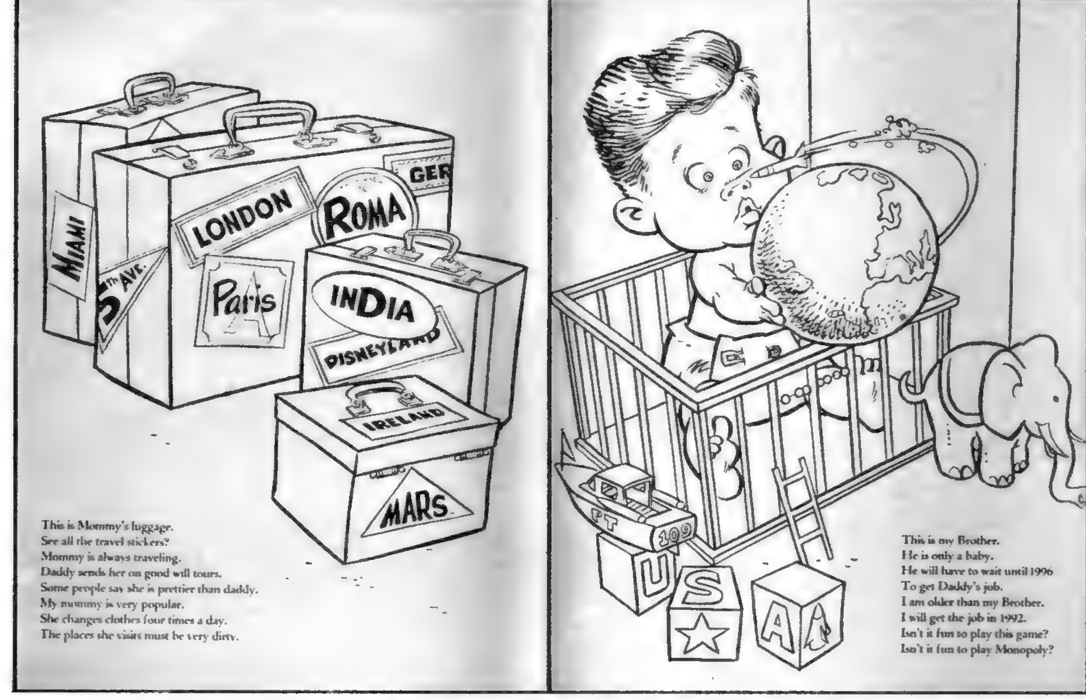
**Siehst Du das hübsche Weiße Haus?
Es ist mein „Weißes Haus"
Hier wohne ich
Mal es schön weiß an
Aber beeil' Dich mit dem Anmalen!
Mammi ändert viel
Wenn Du zu lange wartest,
mußt Du es vielleicht grün anmalen**

Lesen Sie bitte weiter auf der übernächsten Seite


Für
mich
nur
NYLON
NYLtest®
DEUTSCHE RHODIACETA
getestet und
kontrolliert
Denn das steht fest: NYLTEST-Hemden sind enorm haltbar, hautangenehm, weil luftdurchlässig, und absolut bügelfrei. Nur durchwaschen abends, tropfnaß aufhängen, und morgens haben Sie ein
frisches Hemd. Kein Kochen, kein Bügeln! Das ist wirklich Fortschritt. Was Millionen tragen, sollten auch Sie probieren. NYLTEST-Hemden und selbstverständlich auch NYLTEST-Blusen gibt es ja
überall zu kaufen. Sie haben die Wahl zwisch 2 Ausführungen: „NYLTEST mit blockiert Masche" und „NYLTEST tissu classiqu Fragen Sie danach.

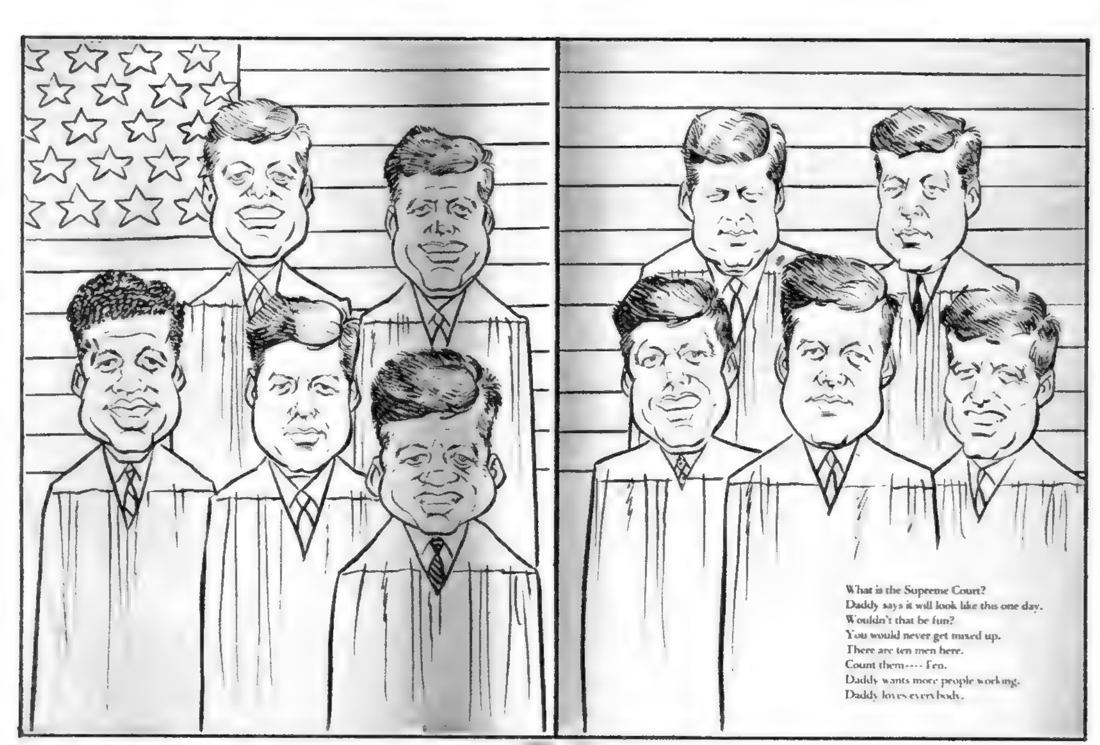
Carolines Malbuch

Fortsetzung von Seite 56



Das sind Mammis Koffer. Siehst Du die vielen Kofferzettel? Mammi reist ununterbrochen. Daddy schickt sie auf Freundschaftsbesuche. Einige sagen, sie sei hübscher als Daddy. Meine Mammi ist sehr beliebt. Sie zieht sich viermal am Tag um. Ihre Reiseziele müssen sehr schmutzig sein

Das ist mein Bruder
Er ist erst ein Baby
Er muß bis 1996 warten,
um Daddys
Posten zu bekommen.
Ich bin älter
als mein Bruder.
Ich bekomme den Posten
schon 1992.
Ist das nicht ein
lustiges Spiel?
Macht es nicht Spaß,
„Monopol" zu spielen?



Was ist ein Oberster Gerichtshof? Daddy sagt, eines Tages wird er so aussehen. Wäre das nicht lustig? Man könnte sich niemals irren. Du siehst hier zehn Männer. Zähl' sie ... zehn! Daddy will, daß mehr Leute arbeiten. Daddy liebt alle Leute



Das ist das Ende
Es ist das Ende dieses Buches
Es ist auch mein Ende
Daddy hat das Buch
soeben gesehen
Daddy sagt, ich rede zuviel
Daddy sagt,
ich verrate zuviel Geheimnisse
Daddy sagt, ich sei zu aufrichtig
Daddy sagt,
ich würde nie ein Politiker



Mit Adam fängt die Kochkunst an

Küchenmeister Adam im Stern



Gutes Würzen kann man lernen (IX)

Petersilie – ist ein bekanntes einheimisches Küchengewürz. Verwendet werden sowohl die möhrenartige helle Wurzel wie die krausen oder glatten Blätter. Die Petersilienwurzel schmeckt süßlich-würzig und ist ein wichtiger Bestandteil des Suppenkrautes.

Petersilienkraut ist das am meisten benutzte Küchenkraut. Es sollte immer so frisch wie möglich gebraucht werden und darf auf keinen Fall mitgekocht werden, weil es beim Kochen leicht bitter wird. Frisch gehackte Petersilie sollte möglichst immer erst kurz vor dem Servieren an Suppen, Saucen, Gemüse und Salate gegeben werden. Als Zusatz zu Fleischteigen ist zu empfehlen, die Petersilie mit den Zwiebelwürfeln leicht anzudämpfen.

Grüne Petersilie, die nicht nur als billige Garnierung unentbehrlich ist, enthält wichtige Vitamine, wirkt magenstärkend, appetitanregend und harntreibend.

Pfeffer – das meistverwendete Küchengewürz wird aus den Beeren des tropischen Pfefferstrauches gewonnen. Schwarzer Pfeffer entsteht aus der vollständigen, unreifen Frucht, die an der Sonne oder am Feuer getrocknet wird. Dabei werden die Pfefferkörner schwarz und runzlig. Dieser Pfeffer ist im Geschmack beißend scharf. Er wird als Trockenfrucht oder gemahlen gehandelt.

Weißer Pfeffer unterscheidet sich von dem schwarzen nur durch die Art der Gewinnung. Die ausgereiften Beeren werden von der dünnen Fruchtschale befreit, und nur die Kerne getrocknet. Die Oberfläche bleibt glatt. Weißer Pfeffer ist feiner, aber weniger kräftig im Geschmack.

Heller Pfeffer ist geschälter schwarzer Pfeffer, d. h. er wird aus den unreifen Beeren gewonnen.

Pfefferkörner, die stets hart und fest sein sollen, werden beim Zubereiten und Marinieren von Essigfrüchten, Gurken, Wurst, Sauerbraten und Heringen verwendet. Gemahlener Pfeffer würzt Saucen, Suppen, Salate und Fleisch. Pfefferzusatz macht fette Speisen leichter verdaulich und wirkt anregend auf das Nervensystem.

Piment – auch Nelkenpfeffer, Jamaicapfeffer, Englisch-Gewürz, Gewürzkörner oder Amomum genannt – sind die Beerenfrüchte des Nelkenpfefferbaumes, die kurz vor der völligen Reife gepflückt und dann getrocknet werden. Die fast kugeligen, etwa erbsengroßen Früchte sind stiellos. Die braunrote oder gelblichgraue Oberfläche ist rauh. Die kleineren Beeren sind aromatischer. Die beste Ware kommt aus Jamaica. Der Geschmack des Piments erinnert teils an Nelken, teils an Pfeffer und Zimt. Suppen, Saucen, Fleischgerichte, aber auch Lebkuchen werden mit Piment gewürzt. Außerdem benutzt man Piment bei der Senf- und Likörherstellung.



Zum Schälen, Schnitzeln und Schaben ist dieses vielseitig verwendbare Küchengerät gut geeignet. C. F. Sandberg, Köln

Leichtes Kalbsfrikassee

Zutaten:

(für 4 Personen berechnet)

- 600 g Kalbfleisch
- 1½ l Fleischbrühe
- ¼ l Weißwein
- 1 gespickte Zwiebel
- Thymian
- 6 Eßlöffel gehackte Zwiebel
- 80 g Mehl
- 60 g Butter
- 200 g frische Champignons
- 3 Eigelb
- 1 Tasse Sahne
- Saft einer halben Zitrone
- Muskat

Zubereitung:

Kalbfleisch in Stücke schneiden (pro Person etwa 4–5 Stück). In 1½ l Fleischbrühe etwa 1 Stunde lang sachte kochen, mit gespickter Zwiebel, Thymian und Weißwein würzen. **Nun die Sauce:** Zwiebeln in heißer Butter andämpfen, dazu die in Scheiben geschnittenen Champignons geben, salzen und mit Zitronensaft beträufeln. Nach 5 Minuten Mehl darüber stäuben, gut umrühren. Die durchgesiebte Kochbrühe dazuschöpfen und verrühren, bis es eine glatte, dicke weiße Sauce ergibt. 8 Minuten vorsichtig kochen. Fleischwürfel in einer Kasserolle ansetzen, mit Sauce übergießen und kurz aufkochen lassen. 3 Eigelb mit Sahne verquirlen und unter die Sauce rühren. Mit Zitrone, Muskat und Weißwein abschmecken.



Jllustrationen: Katja Hassler

Tips für gutes Gelingen:

Das Kalbfleisch sollte gut abgehangen sein und möglichst aus Schulter, Brust oder Nacken stammen.

Die Fleischbrühe wird aus Brühwürfeln zubereitet, sie ist dann kräftiger im Geschmack. Das Kalbfleisch kann aber auch nur mit Wasser angesetzt werden. Das Wasser sollte dann mit einer Möhre, Sellerieknolle, Lauch, einer gespickten Zwiebel und etwas Salz gewürzt sein und muß auf jeden Fall kochen, ehe das Fleisch hineingegeben wird.

Die geputzten und in Scheiben geschnittenen Champignons werden nicht dunkel, wenn sie gleich mit etwas Zitronensaft beträufelt werden.

Die Sauce darf auf keinen Fall mehr auf der Kochstelle stehen, wenn Eigelb und Sahne daruntergerührt werden, sonst gerinnt das Eigelb.

Passende Beilage: Spargel oder Blumenkohl und trockener Reis oder Butternudeln mit gehackten Haselnüssen.

KRAFT's VELVETA *neu*

wertvolle Kost für die ganze Familie

KRAFT's VELVETA neu

Käsezubereitung

62,5 g

KRAFT's FAMILIENPACKUNG · 250 GR.

VELVETA

DREIVIERTELFETTE KÄSEZUBEREITUNG · 33% FETT i.T.

neu

Velveta-neu in Ecke, Doppelpackung und Familienpackung

2 V 80

Alle Aufbaustoffe bester Vollmilch in jeder Packung Velveta-neu!

Velveta-neu ist richtig für jede Familie, in der man auf aufbauende Nahrung achtet. Im Velveta-neu sind alle Aufbaustoffe der Vollmilch – und darum stärkt er und hält frisch. Wie wichtig ist aufbauende, kräftige Kost für Kinder in den Entwicklungsjahren: für fußballspielende Jungen, für fröhliche Mädchen!

Velveta-neu natürlich auch für alle, die angestrengt arbeiten müssen: für gute Väter, für treusorgende Mütter. Kräftigend, bekömmlich und herrlich im Geschmack – das ist Velveta-neu!

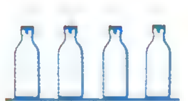
„Eine reichliche Versorgung mit Eiweiß ist notwendig, um die für die heute lebenden Menschen empfehlenswerte fettarme Ernährung zu ermöglichen."

„Eiweiß ist ein Nährstoff von königlichem Rang. Man nennt das Eiweiß auch Protein und will damit sagen, daß es sich um den **ersten** und wichtigsten Nährstoff handelt ... Das hochwertigste Protein ist das Milcheiweiß, wie es in einer bekömmlichen Form und gemeinsam mit den Eiweißanteilen der Molke in der Velveta-Käsezubereitung vorliegt."

Wissenschaftl. Archiv für Ernährung und Diätetik







A N G E L I K A   S C H R O B S D O R F F

DIE HERREN

Der Roman eines unruhigen Herzens

Sie ist noch jung — aber sie hat schon viel erlebt: Eveline Clausen, geboren in Berlin, Halbjüdin, während des Krieges vorsichtshalber mit Mutter und Schwester nach Sofia ‚ausgewichen'. Als die Russen Bulgarien besetzen, ist für Eveline und ihre Familie der Krieg aus, und alle Furcht hat ein Ende. Eveline will leben. Sie nimmt Arbeit bei der alliierten Militär-Kommission an, lernt amerikanische und englische Soldaten und Offiziere kennen. Aber jede Begegnung bleibt ein Flirt — bis Stephen Cherney, der junge US-Leutnant, auftaucht. Eveline heiratet ihn. Kurz darauf wird Cherney nach Erlangen versetzt. Eveline geht mit ihm. Aber die Heimkehr in die zerstörte Heimat ist traurig. Eveline spürt außerdem schon bald, wie ihre Ehe langweilig und leer wird. Erst das Wiedersehen mit ihrem Vater — nach langen Jahren der Trennung — gibt ihr neuen Auftrieb. Zwischen Tochter und Vater kommt es zu einem entscheidenden Gespräch.

Guten Morgen, meine Tochter." Das Zimmer war viel zu klein für ihn. Er brauchte große, hohe Räume, schwere Möbel, altes Holz. Er war ein Mann, der in ein vergangenes Jahrhundert paßte. Er war ein Mann, der in eine Zeit gehörte, in der es noch Begriffe wie Stolz und Ehre gab. Er hatte etwas, das in dieser Welt selten geworden war: Er hatte Würde.

Mein Vater war ein Herr.

„Guten Morgen, Papa."

Bei Tageslicht sah ich, wie sehr er gealtert war. Aber das Alter hatte ihm nichts anhaben können. Der Ausdruck von Güte und Klugheit in seinem Gesicht hatte sich vertieft. Man hatte das Gefühl, alles sagen zu können und immer verstanden zu werden.

Ich ging ihm entgegen, stellte mich auf die Zehenspitzen und legte meine Hände auf seine Schultern. Er küßte mich fest auf Stirn und Mund.

Ich sah, daß sein Anzug alt und abgetragen war und stellenweise glänzte. Trotzdem konnte man noch das erstklassige Material und den vorzüglichen Schneider erkennen. Das tröstete mich. Sein Hemd aus naturfarbener Seide war am Kragen sorgfältig gestopft. In der leicht verblichenen Krawatte steckte immer noch die Perle, die mich als Kind so fasziniert hatte.

Er hatte sich nicht verändert. Es waren keine fünf Jahre vergangen, seit er mich das letztemal in den Armen gehalten hatte. Ich hatte ihn nie gehaßt, nie gesagt: Ich will ihn nicht mehr wiedersehen. Ich liebte ihn, wie ich ihn immer geliebt hatte.

Er hielt mich ein Stück von sich ab und betrachtete mich lange.

„Und du bist nun also verheiratet?"

„Findest du das seltsam?"

Er nickte. „Als ich dich das letztemal sah, warst du noch ein kleines, mageres Mädchen . . ."

„Und jetzt? Bist du zufrieden mit mir?"

„O ja . . . du bist recht gut gelungen." Er fuhr mir mit der Hand in das Haar. „Nur deine Frisur . . . etwas zu wild für meinen Geschmack."

„Das kann man ja ändern." Ich strich mir eifrig die Locken aus dem Gesicht. Ich wollte ihm gefallen.

„Ist es so besser?"

Er schien meine Frage nicht gehört zu haben. „Du siehst deiner Mutter sehr ähnlich", sagte er.

„Ich weiß." Ich biß mir nervös auf die Lippen. Ich fürchtete, daß das Gespräch auf meine Mutter kommen und sich damit der erste Schatten auf mein Glück senken würde.

„Wollen wir frühstücken?" fragte ich rasch.

„Ja . . . natürlich, mein Kind . . .", sagte er, immer noch abwesend.

Ich führte ihn zum Tisch, der mit allem, was Commissary und P X zu bieten hatten, beladen war.

„Meine Kleine", sagte Papa und starrte Platten und Schüsseln ungläubig an, „ich bin das ja alles nicht mehr gewöhnt . . ."

„Dann wirst du dich wieder daran gewöhnen. Du mußt dicker werden. Den Kuchen da habe ich selber gebacken. Komm, setz dich."

„Olala", sagte mein Vater – einen Ausdruck, den er oft und gern gebrauchte – „wenn das nur gutgeht."

„Papa", fragte ich streng, „bekommst du etwa nicht genug zu essen?"

„Doch, doch . . . nur nicht gerade Hummer und Gänseleber . . ." Er schaute mich amüsiert an. „Dafür Kartoffeln in größeren Mengen."

„Widerlich . . .", sagte ich und hatte plötzlich den Geschmack von weißen Bohnen auf der Zunge. „In Bulgarien . . .", begann ich, unterbrach mich aber sofort. Auch dieses Thema wollte ich noch nicht berühren.

Ich stellte ein gekochtes Ei vor ihn hin. „Vier Minuten auf die Sekunde."

„Du hast nichts vergessen."

„Natürlich nicht."

Ich schenkte ihm eine Tasse Kaffee ein und setzte mich ihm gegenüber.

Er griff nach der Zuckerdose und schaute sich suchend um. Ich hatte den Löffel vergessen, und obgleich es Würfelzucker war, dachte er nicht daran, ihn mit den Fingern zu nehmen.

„Hier hast du einen Löffel", sagte ich und reichte ihm meinen hinüber.

„Danke, mein Kind."

Er ließ den Zucker vorsichtig in den Kaffee gleiten, goß tropfenweise Sahne dazu und rührte bedächtig in der Tasse.

„Ja, Evelinchen", sagte er währenddessen, ohne den Blick zu heben, „und nun erzähl mir mal: Bist du glücklich?"

Die Frage kam allzu unerwartet. Ich hatte keine Zeit, mich auf eine ausweichende Antwort vorzubereiten. „Glücklich . . .", fragte ich daher gedehnt und nahm nervös eine Scheibe Brot aus dem Korb.

Mein Vater schaute auf, und ein Ausdruck von Besorgnis war in seinen Augen. Ich senkte den Blick.

„Aha . . .", murmelte er und dann: „Stephen scheint mir ein großartiger junger Mann zu sein."

„Ja, das ist er."

Mein Vater betrachtete nachdenklich das Ei und köpfte es dann mit einem gut gezielten schnellen Schlag.

„Als ich erfuhr, daß du geheiratet hast", sagte er, „machte ich mir viele Gedanken . . ."

„Hältst du es nicht für richtig, daß ich geheiratet habe?"

„Ich halte dich für etwas zu jung für eine Ehe, zu unruhig und unreif . . ."

„Wenn ich nicht geheiratet hätte, wäre ich nicht mehr aus Bulgarien herausgekommen."

„War das der Grund?"

„Nein, natürlich nicht", sagte ich erschrokken, „ich liebe Stephen."

Mein Vater nahm eine Prise Salz zwischen die Fingerspitzen der rechten Hand und warf sie über die linke Schulter. Ich lächelte. Trotz Krieg und Chaos hatte er sich alle seine kleinen Absonderlichkeiten bewahrt. Sie gehörten zu ihm wie seine Höflichkeit, sein Taktgefühl, seine unerschütterliche Geduld.

„Eveline", sagte mein Vater und sah mir dabei fest in die Augen, „wenn du willst, kannst du immer und über alles offen mit mir sprechen."

„Ja, Papa, ich weiß . . ."

„Und noch eins, mein Kind. Ich bitte dich, deine Ehe nicht als Spielerei zu betrachten, sondern eine ernste und . . . unauflösbare Bindung darin zu sehen."

„Ja, Papa, natürlich . . ." Ich zerkrümelte das Brot auf meinem Teller.

„Darf ich dir eine Sardine zurechtmachen, Papa?"

„Gern, mein Kind."

Ich wollte unter allen Umständen unbequeme Themen vermeiden. Ich wollte diesen ersten, jahrelang ersehnten Morgen ungestört genießen. Ich wollte wieder sein Kind sein und die belastende Existenz gewisser Dinge vergessen. Aber ich merkte, wie sich die Vergangenheit aufdrängte, und kämpfte um Aufschub.

Mein Vater schien meine Gedanken zu erraten. „Eveline, wir müssen uns über sehr

Weiter auf der übernächsten Seite



Einen appetitlichen Makkaroni-Topf, zubereitet mit Liebe und Tomaten-Ketchup haben wir bewußt und langsam festschmoren lassen. Dann stellten wir ihn in den Miele-Geschirrspülautomaten. Ergebnis: Nach fünf Spülgängen war der Topf blitzblank gespült, hygienisch einwandfrei gesäubert und schrankfertig getrocknet. Der Grund: Die besonders intensive Reinigungskraft des einzigartigen, doppelt wirksamen Sprühsystems. Sie drücken nur auf den Knopf und der Tagesabwasch einer vierköpfigen Familie wird in 24 Minuten vollautomatisch erledigt! Unverbindliche Vorführung in jedem Fachgeschäft oder in einer der 32 Miele-Geschäftsstellen. Prospekt von den Miele-Werken, Gütersloh.

Miele
GESCHIRRSPÜLAUTOMAT

DIE HERREN

Fortsetzung von Seite 62

viele Dinge lange und ausführlich unterhalten. Zwischen uns liegen fünf Jahre, in denen sich unser Leben grundlegend verändert hat. Wenn du versuchst, dieser Tatsache aus dem Wege zu gehen, dann wirst du nicht damit fertig werden. Es gibt nur eins: die neuen Umstände zu akzeptieren und selbst im Schlimmsten noch etwas Gutes zu sehen."

„Kannst du das, Papa?"

„Ja, mein Kind. Es nicht können, hieße aufgeben."

„Und du hast nicht aufgegeben?"

„Nein. Aber ich war ein paarmal nahe daran."

„Wann zum Beispiel?"

„Zum Beispiel, als ich alle meine Bücher verlor."

Ich schaute ihn verständnislos an. Sicher, es war eine sehr wertvolle Bibliothek gewesen. Aber ...

„Ich hätte sie in Sicherheit bringen können, aber ich wollte mich nicht von ihnen trennen."

Ich hatte den letzten Satz kaum noch gehört. Mir war plötzlich bewußt geworden, daß mit der Bibliothek auch unser Haus zerstört sein mußte.

„Unser Haus ...", flüsterte ich, „das gibt es auch nicht mehr ...?"

„Nein. Ein paar Möbel und Bilder und Teppiche habe ich vorher fortschaffen lassen. Die sind übriggeblieben. Und zwei Koffer mit Kleidungsstücken."

„Das ist alles?"

Er legte das Besteck auf den Teller und schaute mich an. „Das ist alles!"

„Und Westensee?" fragte ich bestürzt, „was ist mit Westensee?"

„Westensee liegt in der Ostzone."

Westensee war mein Kindheitsparadies gewesen: ein weißes Haus mit grünen Fensterläden. Ein riesiger Garten mit Himbeersträuchern, Apfelbäumen und bunten Blumenbeeten. Ein kleiner, von hohem Schilf umrahmter See. Ein Stall, in dem mein Pony stand.

„Es ist also nichts mehr übriggeblieben vom alten Leben ...?"

„Es gibt ein neues Leben."

„Ein schönes, neues Leben kann das werden", sagte ich, „ein schönes, neues Leben ..."

„Sprich doch, meine Kleine", sagte Papa, und seine Augen waren so traurig, daß ich die Tränen nicht mehr zurückhalten konnte.

„Ich möchte nicht sprechen ... heute nicht ..."

„Doch, es wäre besser." Er stand auf, trat an meinen Stuhl und zog mich sanft zu sich empor. „Ich weiß, woran du denkst, und ich weiß, wie schwer es dir fällt, dich zurechtzufinden. Ich kann dir vielleicht helfen, Eveline ..."

„O Gott, Papa ..." Ich lehnte mich an ihn und versteckte mein Gesicht an seiner Schulter. Und die Worte brachen aus mir heraus, erst mühsam und krampfhaft, dann immer schneller, immer leichter. „Es ist so schrecklich. Ich habe geglaubt, daß eines Tages alles wieder gut werden könnte. Aber jetzt ... Mutti ist unheilbar krank, und du bist mit einer fremden Frau verheiratet, und alles ist zerstört ..."

Er schwieg.

„Warum, Papa, warum mußtest auch du noch ..."

Weiter auf der übernächsten Seite


PUSCHKIN®
FÜR HARTE MÄNNER
Frank S.Thorn: „Wann wird's warm am Bibersee?"
Sein Freund: „Gleich."
Frank S.Thorn: „Gut. Prost Puschkin!"
Sein Freund: „ . . . Präriesonne fürs Gemüt."
Frank S.Thorn: „Geht runter wie gebändigtes Feuerwasser."
Sein Freund: „Puschkin ist für harte Männer!"
1/1 Flasche 55% DM 12,50 - 1/1 Flasche 40% DM 10,50
Alleinvertrieb durch: H.C.König - Markenvertrieb
Als Geschenk vermittelt durch TELEpresent
PUSCHKIN
P 21

DIE HERREN

Fortsetzung von Seite 64

„Ich war sehr allein, und ich hatte Angst . . ."

„Angst . . .? Du hattest Angst . . .?"

„O ja, ich hatte Angst . . ."

Ich nahm meinen Kopf von seiner Schulter und starrte ihn ungläubig an.

Ich hatte ihn noch nie so gesehen. Er war jetzt nicht mehr der Halbgott, erhaben über menschliche Schwächen und Ängste, sondern ein verletzbarer Mensch, der mutig gegen Schwächen und Ängste ankämpfen muß.

„Ja, Papa", sagte ich leise, „ich verstehe dich . . ."

„Anne ist eine großartige Frau. Eines Tages wirst du sie sehr gern haben."

Ich schwieg.

„Wir haben eine kleine Tochter . . . sie ist erst ein Vierteljahr alt . . ."

Auch das noch. Ich nahm mich zusammen.

„Wie heißt sie?" fragte ich sachlich.

„Claudia."

„Ein hübscher Name."

„Sie wird dir nichts von meiner Liebe nehmen."

„Ein bißchen vielleicht doch —"

„Nein, nicht das geringste Bißchen."

•

Mein Vater wollte eine Woche bleiben. Die Woche zerrann wie Schnee an einem Frühlingstag. Ich hatte das Gefühl, als lägen zwischen Aufstehen und zu Bett gehen nur die Hälfte der Stunden, die ein Tag zu haben pflegt. Besonders ärgerte mich der Kuckuck, der mir, heiser schreiend und eifrig dienernd, jede verstrichene halbe Stunde vorzählte.

Wir waren mehr oder weniger an die Wohnung gefesselt. Papa wollte jedes Aufsehen vermeiden. Er fürchtete, Stephen könnte seinetwegen Unannehmlichkeiten bekommen. So wagten wir uns erst nach Einbruch der Dunkelheit aus dem Haus. Meinen Vater schien diese Situation sehr zu amüsieren, aber ich fand sie gar nicht komisch.

„Ich möchte mich endlich einmal mit dir zeigen", erklärte ich trotzig, „in hellem Licht und in aller Öffentlichkeit."

„Das kommt schon noch", beschwichtigte Papa, „eines Tages gehen wir zusammen tanzen, du in großem Abendkleid und ich im Smoking."

„Eines Tages . . .", sagte ich traurig.

Ich bewunderte die heitere Gelassenheit, mit der er sich über die unerfreulichen Zustände hinwegsetzte, seine Fähigkeit, in allen Dingen und Menschen positive Eigenschaften zu entdecken. Sein Glaube an das Gute war ungebrochen, und ich begriff plötzlich, daß es das war, was die Menschen zu ihm hinzog.

Es waren die ersten Tage — und wie ich damals schon ahnte, die letzten —, in denen ich meinen Vater ganz für mich allein hatte, und ich wollte nur für ihn da sein. Noch nie hatte ich mich mit solcher Selbstverständlichkeit auf einen anderen Menschen eingestellt, hatte ich versucht, jeden Wunsch zu erraten, jeden Blick zu deuten, jede Bitte zu erfüllen. Das Bedürfnis, Papa Freude zu machen, ihn zu verwöhnen und mit Zärtlichkeit zu umgeben, erfüllte mich jeden Augenblick. Das Glück, ihn glücklich zu sehen, war so groß, daß ich meine eigenen Probleme und Kümmernisse darüber vergaß. Es war eine wunderbare Woche — rund und reich in der Erkenntnis meiner eigenen Unwichtigkeit.

An einem der letzten Abende kam Stephen mit betretenem Gesicht nach Hause. Er bemühte sich vergebens um ein fröhliches Lächeln und einen munteren Ton. „Na, ihr zwei, hattet ihr einen hübschen Tag?"

Ich sah ihn beunruhigt an.

„Einen herrlichen Tag", sagte ich. Er strich mir zärtlich über das Haar und schüttelte dann Papa die Hand.

Zwischen Stephen und meinem Vater herrschte ein herzlicher, ungezwungener Ton, und unsere gemeinsamen Abende waren vergnügte kleine Feste, die meist erst nach Mitternacht endeten.

Ich schaute meinem Vater zu, wie er jetzt eine Kerze anzündete. Wenn er nur nicht geheiratet hätte, dachte ich, dann könnten wir immer so zu dritt leben.

Stephen nahm eine Flasche aus dem Schrank. „Wie wär's mit einem Whisky", sagte er, „ich habe nämlich eine Überraschung."

„Aber keine gute", sagte ich.

„Olala . . .", sagte mein Vater.

„Ich muß auf Manöver . . ." Stephen reichte Papa und mir ein Glas. „Grafenwöhr . . . vier Wochen . . ." Er hob sein Glas. „Prost", sagte er mit unglücklichem Gesicht.

„Ausgerechnet Grafenwöhr . . .", sagte Papa. „Und nun . . .?" fragte ich noch einmal, „was soll nun aus mir werden?"

Stephens Gesicht wurde noch unglücklicher. „Darling, es ist schrecklich, ich weiß . . . aber was kann ich machen?"

„Nicht gehen."

„Das ist unmöglich."

„Dann geh eben!" rief ich zornig.

„Darling . . .", sagte Stephen bittend.

„Eveline . . .", sagte mein Vater vorwurfsvoll.

Danach herrschte bedrückendes Schweigen.

Papa begann, die Hände auf dem Rücken, langsam im Zimmer auf und ab zu gehen. Ich folgte ihm hoffnungsvoll mit den Augen. Wenn mein Vater, die Hände auf dem Rücken, auf und ab ging, dann überlegte er. Und wenn er überlegte, fiel ihm auch etwas ein.

„Sweetheart", begann Stephen, „es ist ja nur für einen Monat und . . ."

„Pst . . .", unterbrach ich ihn, „Papa denkt nach . . ."

„Oh!" Stephen setzte sich ganz leise auf einen Stuhl.

Der Kuckuck fuhr heiser schreiend aus der Uhr.

„Verrückter kleiner Vogel", murmelte Stephen mit nachsichtiger Zärtlichkeit. Er hatte ein geradezu kindisches Vergnügen an dem lächerlichen Ding.

„Stephen", sagte ich kopfschüttelnd und warf ihm einen verzweifelten Blick zu, ähnlich wie meine Mutter es immer getan hatte, wenn sie mich für einen hoffnungslosen Fall hielt.

„Also . . .", mein Vater war im Zimmer stehengeblieben.

Er begann sich nachdenklich die Hände zu reiben.

„Ich glaube, ich habe eine Lösung gefunden."

Ich schaute gespannt zu ihm hinüber.

„Wenn es Stephen recht ist, Eveline, dann nehme ich dich für die vier Wochen mit nach Garmisch."

„Oh, Papa . . .", jubelte ich, „natürlich ist es Stephen recht . . ."

„Langsam, langsam. Vielleicht ist es Stephen doch nicht . . ."

„Ach was . . . natürlich . . ." Ich lief zu Stephen und warf ihm die Arme um den Hals. „Stephen, Darling . . . Du hast doch nichts dagegen, daß ich mit Papa nach Garmisch fahre, nicht wahr?"

„Na ja . . .", meinte Stephen zögernd, „na ja . . . ich weiß nicht recht . . ."

„Was weißt du nicht? Du weißt alles, was zu wissen ist: Papa lebt in Garmisch, und ich werde in irgendeinem Hotel wohnen und in seiner Nähe sein und wunderschöne Tage verbringen, und . . ."

„Du willst in einem Hotel wohnen? Ganz allein, in einem Hotel?"

„Herr im Himmel! Das Hotel scheint ihn zu stören. Als ob ich nicht alt genug wäre, allein in einem Hotel zu wohnen!"

„Wenn du dazu nicht alt genug wärst", sagte Papa, „würde es ihn wahrscheinlich nicht stören."

„Was hat dein Vater gesagt?" wollte Stephen wissen.

„Oh, nichts Wichtiges", wich ich aus, „bitte, Stephen, Darling . . ."

„Hör mal zu, Evelyn ... Garmisch ist ein Hexenkessel. Die Amerikaner gehen dorthin, um sich mit hübschen Mädchen zu amüsieren."

„Du traust mir also nicht!"

„Natürlich trau ich dir!"

„Nein, nein, nein, tu tust es nicht!"

„Was ist los?" fragte mein Vater.

Ich nahm mich sofort zusammen.

„Was sagst du dazu", wandte ich mich an Papa, „Stephen traut mir nicht, als ob ich ihm jemals Anlaß dazu gegeben hätte."

„Hm ...", machte mein Vater nur.

„Erich ... sie ist noch so jung und unschuldig."

„Unschuldig ... aha ..."

Stephen nickte zustimmend mit dem Kopf. Ich räusperte mich.

„Also, lieber Stephen", sagte Papa und legte ihm beruhigend die Hand auf die Schulter, „du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Ich werde gut auf Eveline aufpassen."

„Also gut ...", willigte Stephen mit unsicherem Lächeln ein.

„Hurra ...", schrie ich.

„Da habe ich mir was Schönes eingebrockt", sagte mein Vater.

•

Die Fahrt nach Garmisch war eine Fahrt mit Hindernissen. Sie begann damit, daß mein Vater und ich in verschiedenen Abteilen reisen mußten. Er in einem kalten, überfüllten, mit Holzbänken – ich in einem heißen, weichgepolsterten, mit johlenden Soldaten. Obgleich ich alles versuchte, gelang es mir nicht, ihn bei mir im heißen oder mich bei ihm im kalten Abteil unterzubringen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als zwischen einem Coca-Cola-trinkenden Sergeanten und einem Kaugummikauenden Gefreiten Platz zu nehmen und meinen Vater zu bedauern. Allerdings ließ man mich nicht lange mit meinen Gedanken allein. Meine Nachbarn zur Rechten und Linken und meine vier Gegenüber begannen sich intensiv mit mir zu beschäftigen. Da ich die einzige Frau in dem Abteil war, konzentrierten sie sich in Blick und Wort auf mich. Ich saß steif auf meinem Platz und hielt meine linke Hand so, daß der Ehering jedem ins Auge stechen mußte.

Der Zug, obwohl er sich Eilzug nannte, schüttelte uns aufreizend langsam durch eine flache, graue Landschaft. Er hielt in jedem Dorf, aber das Dorf konnte noch so klein sein, jedesmal stürzte sich eine Menschenmenge auf die schon überquellenden deutschen Abteile.

„Wie zum Teufel gehen die ‚Krauts' hier alle rein?" wunderte sich mein Coca-Cola-trinkender Sergeant.

„Die brauchen ja nicht viel Platz ... die sind ja sowieso nur Haut und Knochen!"

Ich hatte das Bedürfnis, meinem feisten Gegenüber, der sich gerade am Gepäcknetz zu schaffen machte und mir dabei seine Rückseite zudrehte, einen Fußtritt zu versetzen.

Wir mußten viermal umsteigen, aber niemals gelang es mir, in dem Strom von Menschen meinen Vater zu entdecken. Schließlich war ich davon überzeugt, ihn unterwegs verloren zu haben.

Mit dreistündiger Verspätung trafen wir um neun Uhr abends in München ein.

Ich stand mit meinen Koffern mitten auf dem Bahnsteig und befürchtete, den Rest der Nacht dort verbringen zu müssen. Es schneite in großen, nassen Flocken. Vor mir erhob sich die unheimliche, schlecht beleuchtete Ruine des Bahnhofs.

Als sich der Bahnsteig geleert hatte, stand eine zweite einsame Gestalt auf dem Perron und schien ebenso unschlüssig zu sein wie ich. Es dauerte eine Weile, bis wir uns erkannten, denn es war sehr dunkel, und wir waren beide kurzsichtig.

„Mein Gott, war das eine Reise! Wie hast du sie bloß überstanden, Papa?"

„Man gewöhnt sich daran. Die halbe Strecke hatte ich sogar einen Platz. Allerdings legte man mir dafür ein Baby auf den Schoß. Es war naß und schrie."

Er lachte.

„Schöne Zustände!" Ich fragte mich,

→

DIE HERREN

Fortsetzung von Seite 67

wie er darüber auch noch lachen konnte. „Und was tun wir nun?"

„Nun liefere ich dich in deinem amerikanischen Hotel ab – das ist gleich gegenüber vom Bahnhof – und dann gehe ich zu Dr. Käfer und falle ins Bett."

•

„Papa, eines steht jetzt schon mit Sicherheit fest – aus Garmisch gehe ich nicht mehr weg!"

„Und Stephen?"

„Das werde ich mir noch überlegen."

Wir fuhren in einem Pferdeschlitten durch schmale, verschneite Gassen, vorbei an niedrigen Häusern mit dunkelbraunem Holz und bemalten Fensterläden, hinein in eine samtene Dämmerung.

„So habe ich Deutschland in Erinnerung, Papa. Glitzernder Schnee und dunkle, weißbemützte Bäume und Bilderbuchhäuser und ein Vorgeschmack von Weihnachten ..."

Die Glocke einer Kirche begann zu läuten.

„Und Kirchenglocken ..."

„Ja, mein Kind."

Wir näherten uns dem Zentrum von Garmisch.

„Nanu", sagte ich, „was ist denn das?"

„Das ist Garmisch", erklärte Papa, „das Urlaubsparadies der Amerikaner."

Wir waren in die Hauptstraße eingebogen.

Ganze Kolonnen von Amerikanern, buntgekleidete Frauen am Arm, die Mützen verwegen ins Gesicht gedrückt, schoben sich über das enge Trottoir, bewarfen sich mit Schnee, lachten, schrien, johlten. Ein überdimensionales, grellfarbiges Auto nach dem anderen schlitterte an uns vorüber, während sich hinter uns eine ungeduldig hupende Schlange staute. Der Schnee, nicht mehr weiß und fest, sondern grau und matschig, spritzte unter den Rädern hervor, und Wolken stinkender Auspuffgase stiegen zum zartvioletten Himmel empor. An den Häusern prangten die üblichen Schilder: Snack Bar, PX, Information. Off limits to Germans. An den Hotels hingen amerikanische Fahnen.

Verloren war, was ich eben wiedergefunden zu haben glaubte.

Ein betrunkener amerikanischer Soldat sprang plötzlich auf das Trittbrett unseres Schlittens. „Schau mal, was ich hier gefunden habe ...", grölte er, „eine hübsche Puppe!"

Ein anderer Amerikaner zerrte ihn wieder herunter. Beide landeten im Matsch, dicht vor den Rädern eines heftig bremsenden Wagens.

„Verdammte Amis!" fluchte unser Kutscher und schlug wild mit der Peitsche um sich.

„Biegen Sie hier rechts ab", rief mein Vater.

„Das ist aber ein Umweg und kostet eine Zigarette mehr", brummte der Mann.

„Biegen Sie ab", schrie ich, „Sie kriegen Ihre Zigarette."

Der Kutscher lenkte unseren Schlitten in eine kleine Gasse. Der Lärm verebbte, der Schnee wurde weiß, eine alte Bäuerin trat zur Seite. „Grüß Gott", sagte sie.

Das war der Moment, in dem ich erkannte, daß es den Frieden, den ich suchte, nicht mehr gab. Daß er ein verlorener Kindheitstraum war.

Und plötzlich empfand ich nichts anderes als Wut. Wut gegen meine Träume und Erinnerungen, die mir vorgegaukelt hatten, was nirgends mehr Wirklichkeit war.

„Eveline, kommst du uns morgen besuchen?" fragte Papa.

Uns – das war die Wirklichkeit, das war eine fremde Frau, ein fremdes Kind.

„Ja, ich komme."

„Um vier Uhr?"

„Um vier Uhr."

Ich küßte meinen Vater. „Leb wohl", sagte ich.

Das Hotel „Post" war ganz nach meinem Geschmack. Es war ein kleines Hotel ohne die nüchterne, unpersönliche Atmosphäre eines Hotels. Man konnte dort leben, nicht nur übernachten.

Die Räume waren niedrig, die Einrichtung unzweckmäßig und daher warm und gemütlich. Es gab keine leeren Flächen, keine kahlen Ecken, keine beunruhigenden Farben. Die alten, schönen Möbel, die schrägen Wände und gewölbten Decken, die warme Beleuchtung und dunkle Holzbalken – das fügte sich alles harmonisch zusammen. Ich wanderte von einem Raum zum anderen und blieb schließlich vor einer hohen, gewichtigen Tür stehen. Die Tür war nur angelehnt, und ich schaute neugierig hindurch. Ich blickte in einen ehemaligen Tanzsaal, den man mit Strohmatten, Schilfhütten, Papierblumen, bunten Lämpchen und Lampions in ein Hawaii-Dorf verwandelt hatte. Runde Tische mit beleuchteten Platten, Korbstühle und ein girlandenumwundenes Orchesterpodium vervollständigten den Kitsch.

Ich starrte gebannt auf das geschmacklose Durcheinander, in dem die schönen Proportionen des Saales, die hohen Fenster und schlanken Säulen hilflos untergingen.

Zweifellos entsprach dieses Südseeparadies der amerikanischen Mentalität. In einer Umgebung, in der jeder Stuhl, jeder Teller ein Stück Kultur war, brauchten sie ihr eigenes Plätzchen.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, fühlte ich mich einsam und bedrückt. Ich frühstückte im Bett, ich las eine amerikanische Filmillustrierte, ich nahm ein langes heißes Bad, ich machte sorgfältig Toilette. Ich fürchtete den Besuch bei meinem Vater.

Gegen Mittag verließ ich deprimiert das Hotel und schlug den Weg zum PX ein. Es war ein grau verhangener Tag, und es taute. Ich kaufte alles, was man zu einem Kaffeebesuch brauchte – Kuchen, Kaffee, Kondensmilch. Dann kaufte ich noch einen kleinen weichen Stoffbären für Papas Baby.

Am frühen Nachmittag machte ich mich auf den Weg, den mir mein Vater aufgezeichnet hatte.

Auf halber Strecke kam mir Papa entgegen. „Ich fürchtete, du würdest den Weg nicht finden. Wie geht es dir, meine Kleine? Du siehst etwas müde aus."

„Wahrscheinlich habe ich zuviel geschlafen."

Er legte mir den Arm um die Schulter, so gingen wir weiter.

„Gefällt dir das Hotel?"

„Es ist wunderschön."

Mir war, als hätte ich Blei in den Beinen. „Ist es noch weit?"

„Nein, da ist es schon." Er deutete auf ein großes zweistöckiges Haus im bayerischen Stil.

„Das sieht ja sehr gemütlich aus."

„Von außen, aber nicht von innen. Es ist alles recht primitiv – na, du wirst sehen."

„Wenigstens ist es schön groß und ihr habt viel Platz."

„Aber Evelinchen, wir bewohnen doch nur zwei Zimmer in dem Haus."

„Zwei Zimmer ...?"

„Natürlich, und wir müssen froh sein, sie überhaupt bekommen zu haben."

Das Haus lag ziemlich weit von der Straße entfernt in einem großen Garten, und während wir darauf zugingen, hatte ich das unangenehme Gefühl, aus einem der Fenster beobachtet zu werden.

Wir betraten einen dunklen, kalten Gang und stiegen eine morsche Treppe empor. Ich blieb hinter meinem Vater zurück und hoffte, irgend etwas Unvorhergesehenes werde passieren und mir den Besuch ersparen. Papa machte vor einer dunklen Holztür halt, öff-

nete sie weit und sagte: „Komm herein, mein Kind."

Sie stand mitten im Zimmer. Eine sehr große, sehr schlanke, sehr blonde Frau. Sie war genau der Typ Frau, zu dem ich niemals und unter keinen Umständen einen herzlichen Kontakt finden konnte. Große, schlanke, blonde Frauen lähmten mich. Sie waren für meine Begriffe treue Ehefrauen, gewissenhafte Mütter, und dabei fehlte ihnen, schien mir, das Entscheidende: das Frauliche, Mütterliche. Sie waren nichts anderes als gute Kameraden.

Ich wußte mit guten Kameraden nichts anzufangen.

„Anne ... das ist meine Tochter Eveline ...", sagte Papa mit Stolz in der Stimme.

Ich rührte mich nicht von der Stelle, zwang jedoch ein Lächeln auf mein Gesicht.

Sie kam mir, wie erwartet, entgegen, denn sie hielt es für ihre Pflicht. Pflichtbewußtsein war gewiß eine weitere gute Eigenschaft großer, schlanker, blonder Frauen.

Sie gab mir ihre Hand, die schmal und trocken und – wie ich mir widerwillig eingestehen mußte – angenehm anzufassen war.

Ich fürchtete, sie werde mich meinem Vater zuliebe küssen, aber ihre angeborene Kühle und meine notdürftig unterdrückte Opposition waren zu starke Hindernisse.

„Ich freue mich, Eveline", sagte sie mit einer tiefen, glatten Stimme, die ebenso unerwartet angenehm war wie ihre Hand.

Ich wußte nichts darauf zu erwidern, und es wäre wohl eine peinliche Pause entstanden, wenn sie es darauf angelegt hätte. Sie schien jedoch nicht die Absicht zu haben, mir eine Antwort abzuzwingen, sondern fuhr in ihrer wohltemperierten Art fort: „Dein Vater hat mir so viel von dir erzählt, daß ich dich eigentlich schon genau kenne."

Es überraschte mich, daß sie „du" zu mir sagte, aber nach kurzer Überlegung wurde mir klar, daß sie nicht anders konnte. Anscheinend hielt sie mich nicht für einen erwachsenen Menschen.

„Wie schön", sagte ich, „daß Sie mich schon so genau kennen, auf diese Weise bleiben uns wenigstens unangenehme Überraschungen erspart."

Kaum hatte ich das gesagt, wurde mir die Feindseligkeit meines Tones peinlich bewußt, und ich warf einen scheuen Blick auf meinen Vater. Aber er lächelte nur nachsichtig, und ich kam mir plötzlich wirklich wie ein ungezogenes Kind vor.

Ich schaute zu Anne empor, schluckte meinen Ärger über ihre Größe herunter und erklärte: „Es ist gar nicht so schlimm, Sie werden keine unangenehmen Überraschungen mit mir erleben."

Sie sagte mit sanfter Stimme: „Evelinchen, vor allen Dingen laß bitte das ‚Sie' fallen – die eventuellen unangenehmen Überraschungen stören mich weniger."

Es klang echt und löste ein wenig den Trotz in mir.

„Kommt, Kinder", sagte Papa, der auf diesen Moment der Entspannung gewartet zu haben schien, „setzen wir uns."

Bis zu diesem Augenblick hatte ich meine Umgebung gar nicht wahrgenommen. Jetzt schaute ich mich aufmerksam um.

Es war ein sehr großes Zimmer, und es machte, obgleich es ordentlich und sauber war, einen ungepflegten Eindruck. Die Wände verlangten dringend nach einem neuen Anstrich, der fleckige Dielenfußboden nach einem Teppich und die Fenster nach geschmackvolleren Vorhängen. Es standen viel zu viele Möbel herum, und die Möbel waren unglaublich massiv, spießbürgerlich und zum Teil beschädigt. Die Decke zierte eine trostlose Milchglaskugel, und neben der Sitzecke – bestehend aus steifem Sofa, hochbeinigem Tisch und Plüschsesseln – stand ein Monstrum von einer Stehlampe. Was ich darüber dachte, mußte mir am Gesicht abzulesen sein.

„Aber Eveline", sagte Papa ganz ernst, „gefällt es dir hier etwa nicht?"

→

DIE HERREN

Fortsetzung von Seite 69

Ich schaute ihn erschrocken an, und er begann schallend zu lachen.

„Was meinst du, Kind, wie gut dieses Sofa für deine Haltung ist: Brust raus, Bauch rein, eine andere Sitzart ist gar nicht möglich. Komm, versuch es einmal."

Ich setzte mich und begann nun auch zu lachen.

„Du hättest erst mal die Bilder sehen sollen", sagte Anne, „eines schauerlicher als das andere, und davon mindestens zehn Stück."

„Und wo sind Küche und Bad?"

„Unsere Küche ist eine überdachte Veranda mit einer Heizplatte, und das Bad ist ein Eisschrank mit einer schmierigen Badewanne."

„Hat auch seine Vorteile", sagte Papa vergnügt, „auf der Veranda kann man sich im Sommer sonnen, im Bad kann man im Winter Schlittschuh laufen."

„Dein Vater hat einen unerschütterlichen Humor", sagte Anne.

„Bewunderungswürdig", stimmte ich zu.

Ich packte Kuchen, Kaffee und Milch aus.

„Oh", sagte Anne und beugte sich über die Sachen, „das ist aber wunderschön!"

„Das Zeug ist sehr billig", sagte ich mit betonter Gleichgültigkeit, „ich kann euch jeden Nachmittag etwas vorbeibringen."

„Damit kannst du Anne eine sehr große Freude machen", erwiderte Papa dankbar, „sie leidet unter chronischem Hunger."

„Das war schon immer so", lachte Anne, „auch vor dem Krieg."

Sie deckte den Tisch, brachte heißes Wasser und setzte sich dann zu uns.

Ich beobachtete sie verstohlen. Sie mußte eine Schönheit gewesen sein, und auch jetzt – ich schätzte sie auf Ende Dreißig – sah sie noch sehr gut aus. Sie hatte ein Gesicht, das man gern anschaute, ohne davon gefesselt zu werden. Es war das hübsche, gutgeschnittene Gesicht einer höheren Tochter. Sie hatte Format, aber keine Rasse.

Ich mußte an meine Mutter denken, wie ich sie als Kind in Erinnerung hatte. An ihre kleine, zierliche Figur, ihre unbezähmbaren roten Locken, ihre herrlichen Augen, an ihr explosives Temperament, ihren unwiderstehlichen Charme, ihren Witz. Ich fragte mich, ob mein Vater bewußt oder unbewußt einen so entgegengesetzten Typ wie Anne geheiratet hatte.

„Du ißt ja gar nichts, Evelinchen", unterbrach Papa meine Gedanken.

„Ich kann diesen bunten amerikanischen Kuchen nicht mehr sehen!"

„So weit kann es bei mir niemals kommen", sagte Anne und griff nach einem großen Stück Schokoladentorte, das mit gelber Creme gefüllt und mit rosa Marzipan verziert war.

Aus dem Nebenzimmer drangen weinerliche Laute.

„Claudia ist aufgewacht", erklärte mein Vater und erhob sich sofort.

Ich hatte absichtlich nicht nach dem Baby gefragt. Jetzt tat ich, als hätte ich nur auf sein Erwachen gewartet. Ich stand rasch auf und folgte meinem Vater.

Das Kind lag in einem kleinen, weißen Gitterbett und bereitete sich mit zornigen Grimassen und zuckenden Ärmchen darauf vor, zu brüllen. Als es uns sah, riß es die Augen auf und rührte sich nicht mehr. Es war ein sehr blondes Kind, weißhäutig und blauäugig. Haare hatte es kaum, dafür aber eine erstaunlich große Nase.

Ich hatte mir nie etwas aus Säuglingen gemacht. Es war mir nie gelungen, bei ihrem Anblick einen jener Entzückungsschreie auszustoßen, zu dem sich die meisten Frauen verpflichtet fühlen. Ich hatte auch nie den Versuch gemacht, sie zu berühren oder gar auf den Arm zu nehmen.

So betrachtete ich nun also schweigend diesen Säugling und sah beim besten Willen keinen Unterschied zwischen ihm und anderen.

„Das ist nun deine Halbschwester, Eveline", sagte Papa und jagte mir mit diesen Worten einen immensen Schrecken ein.

Der Gedanke, daß mein Vater außer mir noch eine Tochter haben sollte, beleidigte mich.

„Die Ähnlichkeit ist unverkennbar", versuchte ich mit einem dummen Witz zu retten.

„Na, warte mal ab. In ein paar Jahren kann das schon der Fall sein."

Ich beugte mich tiefer über das Bettchen, damit er mein bestürztes Gesicht nicht sehen konnte.

Dieses winzige, hellblonde Wesen würde größer werden, laufen und sprechen lernen, meinem Vater die Arme um den Hals legen und das gleiche Anrecht auf seine Liebe und Zärtlichkeit haben wie ich. Es würde mit meinem Vater zusammenleben und heranwachsen und zu einem jungen Mädchen werden. Es würde vielleicht hübsch und intelligent und begabt werden – hübscher, intelligenter, begabter als ich ...?

Ich richtete mich abrupt auf. Etwas würde es niemals haben: meine Augen, die Augen meiner Mutter.

„Claudia ist sehr blond", sagte ich mit einem Gefühl bissiger Genugtuung.

Sie wird immer blond bleiben, dachte ich. Blond und groß und ungraziös. Mit einer Haut, die in der Sonne krebsrot wird, und glatten Haaren, die bei Feuchtigkeit strähnig herunterhängen. Mit wasserblauen Augen, die im besten Fall eine nüchterne Intelligenz ausstrahlen, mit einer Taille, die immer um ein paar Zentimeter zu dick sein wird.

Ich starrte das Baby an, und plötzlich sah ich, daß es sich mit zuckendem Gesichtchen um ein Lächeln bemühte.

„Sie lächelt dich an ...", rief Papa freudig überrascht, „Anne, Anne ... komm schnell her ... Claudia lacht zum erstenmal ...!"

Anne stürzte ins Zimmer. „Tatsächlich ...", flüsterte sie beinahe andächtig, „sie lacht ... sie lacht Eveline an."

Meine Wangen wurden glühend. Ich schämte mich, ich schämte mich vor diesem winzigen Geschöpf, das meine bösen Gedanken mit einem Lächeln belohnte. Ich schämte mich vor Anne, die mit neidloser Freude zusah, wie das erste Lächeln ihres Kindes mir galt.

Das Baby stieß einen kurzen, krähenden Schrei aus und ruderte mit den Ärmchen in der Luft.

„Schau mal, sie will zu Eveline", sagte mein Vater.

Anne nahm das Kind aus dem Bett und legte es mir in die Arme.

Ich hielt es mit steifer Ungeschicklichkeit, und es zappelte wie ein Fisch im Netz. Der Geruch von nassen Windeln und saurer Milch stieg mir in die Nase. Ich versuchte, etwas wie Zärtlichkeit zu empfinden, aber es gelang mir nicht.

Während der ersten Garmischer Tage war ich das Muster einer guten Ehefrau und Tochter, und mir war, als hätte man mich in eine fremde Haut gesteckt.

Ich schaute weder rechts noch links, betrat den Speisesaal gesenkten Blickes und verließ ihn auch wieder so. Ich machte weite Spaziergänge, und die Nachmittage verbrachte ich bei meinem Vater und seiner Familie. Um die Hotelbar machte ich einen großen Bogen. Ab und zu las ich zerstreut in dem Stapel von Büchern, mit dem mich mein Vater zu bilden versuchte. Abends ging ich früh zu Bett.

Dann hatte ich es satt.

Ich schrieb einen langen Brief an Stephen. Ich schrieb, daß ich die weiten Spaziergänge satt hätte und die Nachmittage bei Papas Familie und die Hotelbar — die zu betreten mir ja nicht vergönnt sei — und die Bücher und die Berge und überhaupt alles. Ich schrieb, daß ich es mir ganz anders vorgestellt hätte und daß das eben dumm von mir gewesen sei, denn es wäre nichts mehr so wie es war — weder Deutschland, noch mein Vater — ja nicht einmal der Schnee. Der Schnee sei schmutzig und ich vollends verzweifelt. So steigerte ich mich Zeile für Zeile immer mehr in meinen Weltschmerz hinein, was Stephen dazu veranlaßte, den ersten besten Zug zu nehmen und zu mir nach Garmisch zu fahren.

„Darling", sagte er mit strahlendem Gesicht, „siehst du jetzt ein, daß es nicht gut für dich ist, ohne mich herumzureisen?"

Es erbitterte mich, daß er der festen Überzeugung war, die Trennung von ihm müßte der einzige Grund meiner Verzweiflung sein. Ich trat ans Fenster und blieb, den Rücken ihm zugewandt, stehen.

„Darling", sprach er in aufreizend fröhlichem Ton weiter, „morgen fahren wir nach Erlangen zurück und dann . . ."

„Ich fahre unter keinen Umständen nach Erlangen zurück", sagte ich sehr ruhig und sehr bestimmt.

Diese Mitteilung schien er nicht erwartet zu haben, denn außer einem langgezogenen „Ohhh" folgte nichts mehr.

„Wenn du glaubst, Stephen", fuhr ich, ohne mich umzudrehen, fort, „daß mein Wohl- oder Übelbefinden ausschließlich von dir abhängt, dann irrst du dich. Es hängt weitaus mehr von meiner Situation, meiner Umgebung, der ganzen Atmosphäre eines Ortes ab. Garmisch deprimiert mich, aber Erlangen bringt mich um."

„Also schön", sagte Stephen mit einem tiefen Seufzer, „was erwartest du? Wo willst du hin? Nach Paris, nach Rio, oder vielleicht nach Hongkong?"

Ich starrte zu den bedrückend nahen Bergen hinüber und begann zu weinen.

Sofort war Stephen neben mir, nahm mich in die Arme, strich mir zärtlich über das Haar. „Sag mir doch, Darling, wo würdest du dich denn wohl fühlen?"

„An einem Ort, der mir wenigstens noch ein bißchen das Gefühl geben würde, wieder in Deutschland zu sein."

Diese Antwort stürzte Stephen in noch tiefere Ratlosigkeit. Er schwieg lange. Dann begann er eine Reihe von Orten aufzuzählen, die ich zum großen Teil gar nicht kannte. Es war so gut gemeint, so naiv und töricht, daß ich von neuem zu weinen begann.

„München", sagte da Stephen in heller Verzweiflung, „da soll viel los sein. München ist noch richtig ‚good old Germany'!"

„Ja?" fragte ich und hob den Kopf.

„Möchtest du nach München?"

Ich nickte.

Als ich Januar 1948 nach München kam, sah ich einen gewaltigen, häßlichen Schutthaufen. Man hatte mir immer erzählt, München sei eine der schönsten Städte Deutschlands, aber ich suchte vergebens nach all den Schönheiten. Ich sah nur Ruinen und Trümmer und Menschen, die frierend und hungernd ein termitenhaftes Dasein führten.

Ich sah sie in Trauben an den Trambahnen hängen, in Schlangen vor den Lebensmittelgeschäften stehen, in grauen Scharen durch die Straßen trotten. Ich beobachtete, wie sie, bis zur Nase vermummt, vor Theatern und Kinos anstanden, um sich in kaum geheizten Räumen ein Stück oder einen Film anzusehen; ich stellte mir vor, wie sie hinter rissigen Mauern und holzverschalten Fenstern in ihren kalten Zimmern saßen und sich von Kartoffeln und Rüben ernährten. Und ich schauderte bei dem Gedanken, ich könne jemals wieder in eine ähnliche Situation geraten.

Fortsetzung im nächsten *stern*

Cleopa ist an alle schuld

Seit sechs Stunden bereits wurde im Innern des Schiffes an Cleopatra gearbeitet.

Die Einwohner der Stadt Tarsus merkten nichts davon. Immer noch standen sie fassungslos staunend am Ufer des Flusses Cydnos und begafften die riesige goldene Barke, die vor ihren Augen majestätisch auf dem Wasser ruhte.

Gestern war sie erschienen, diese Barke, der zwanzig andere Schiffe folgten, die alle bis zum Bersten mit schönen Sklaven, edlen Pferden, goldenen Geräten und vielen, in Tarsus nie geschauten Kostbarkeiten beladen waren.

War Venus, die Göttin der Liebe, selber gekommen, um sich mit Marcus Antonius zu vereinen, dem mächtigen Römer, der hier wie ein Gott verehrt wurde? Oder war es Cleopatra, Königin von Ägypten, wie man im Gefolge des Antonius behauptete?

Während sich das Volk darüber stritt, ging die Arbeit an Cleopatra weiter. Bis zum Abend mußte sie sich in eine Venus, eine lebendige Göttin der Liebe, verwandelt haben.

Denn sie erwartete Antonius an Bord. Ihn wollte sie besiegen, wie sie einst Caesar besiegt hatte.

Zu diesem Sieg benötigte sie ihre unfehlbaren Waffen: ihre Schönheit, ihren Liebreiz, ihre Verführungskunst – und ihre Kosmetik.

Hundert Sklavinnen rüsteten die Herrin für die Begegnung mit dem Römer. Lange badete Cleopatra in einer gewaltigen Alabasterschale, die mit einer Mischung aus Wasser, ätherischen Ölen und herben Gewürzen gefüllt war.

Danach ließ sie sich von ebenholzfarbenen nubischen Sklavinnen mit besonderen, rauhgewebten Handtüchern abreiben. Manchmal gefiel es Cleopatra, sich mit den blonden Locken germanischer Knaben abzutrocknen. Doch heute stand ihr der Sinn nicht nach dieser koketten Spielerei.

Schon warteten die Friseusen im Ankleideraum auf sie. Die geschickteste dieser Haarkünstlerinnen war Iras, die aus Persien stammende Lieblingssklavin der Cleopatra. Iras benötigte etwa eine Stunde, um mit Hilfe

Unsere Lehrer durften nicht die Wahrheit sagen. Sie verschwiegen viele Sünden der Cleopatra. Zu verworfen und zu blutig war die Zeit, in der sie lebte. Dieter Bochow berichtet, mit welchen Mitteln sie zur Weltherrschaft strebte

tra



von goldenen Haarnadeln die schulterlange Haarflut der Königin zu einer kunstvollen Frisur aufzutürmen.

Das darauffolgende Schminken war eine Wissenschaft für sich. Eine Wissenschaft übrigens, die Cleopatra ihr Leben lang selber studierte; sie schrieb sogar eine Abhandlung über die Kosmetik.

Mit schwarzen Salben und blauem Antimon wurden zunächst ihre Augenlider behandelt. Dann wurden Augenwinkel und Lippen mit Karminfarbe bestrichen. Wangen und Brust wurden mit rötlichem Puder bestäubt. Mit Bleiweiß wurden dünne Linien an ihren Armen, um den Hals, an der Taille und über die beiden Grübchen an den Rundungen ihrer Hüften gezogen.

Die Fingernägel wurden mit zerstoßenem Perlmutt auf Hochglanz gebracht. Kostbares Parfüm, von Chemikern in Alexandrien eigens für Cleopatra hergestellt, wurde ihr nicht nur hinter die Ohren, unter das Kinn und unter die Arme getupft.

Ihr Seidengewand, das die Brüste frei ließ, sowie Schmuck von unermeß-

→

Cleopatra ist an allem schuld

lichem Wert vervollständigten ihre Erscheinung.

Cleopatra bereitete Antonius und seinem Gefolge einen überwältigenden Empfang. Der Römer war schon von ihrem Anblick hingerissen – doch was er dann erlebte, war ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht.

Im Morgendämmern entließ Cleopatra endlich den verliebten Antonius und seine Freunde. Jeder Gast durfte das massivgoldene Geschirr, von dem er gegessen und getrunken hatte, als Geschenk mitnehmen. Dazu erhielt er einige junge Sklaven, damit er das Geschirr nicht selber zu tragen brauchte. Auch die Sklaven durfte er behalten. Jeder bekam ein feuriges Pferd, das ihn heimwärts trug – oder eine reichgeschnitzte Sänfte.

Am nächsten Abend wiederholte sich das Spiel: ein zweites Festmahl. Es war noch luxuriöser, noch raffinierter, noch großzügiger.

Am dritten Abend lud Antonius Cleopatra ein. Doch sein Fest hatte nicht annähernd das Format der Bordabende, die Cleopatra gegeben hatte. Er entschuldigte sich dafür. Und Cleopatra tröstete ihn: Sie nahm ihn mit auf ihr Schiff, wo er zum erstenmal allein bei ihr bleiben durfte. Bei ihr fand dieser vitale Sinnenmensch das vollkommene Glück.

Antonius schlug ihr keinen Wunsch ab. Und sie hatte recht bestimmte Wünsche. Ihre jüngere Schwester Arsinoe, die Antonius vor kurzer Zeit als Priesterin im Diana-Tempel von Ephesus kennengelernt hatte, war Cleopatra als mögliche Rivalin seit langem ein Dorn im Auge.

Antonius verstand: Arsinoe wurde hingerichtet.

Das süße Leben am Nil

Im Herbst des Jahres 41 v. Chr. reiste die 28jährige Cleopatra zufrieden nach Alexandrien zurück. Die Fahrt nach Tarsus hatte sich gelohnt.

Antonius war jetzt in ihren Händen ein willenloses Werkzeug. Sie wollte ihn und seine Macht dazu benutzen, ihre ehrgeizigen Weltherrschaftspläne doch noch zu verwirklichen.

Für Antonius gab es nur noch Cleopatra. Er ordnete hastig alle schwebenden staatsmännischen Probleme und folgte der Königin Ägyptens und seines Herzens so schnell wie möglich nach Alexandrien.

Die ägyptische Königin betätigte sich nach der Ankunft des Geliebten als erfindungsreiche Zeremonienmeisterin der raffiniertesten Ausschweifungen, die ein menschliches Hirn überhaupt erdenken kann.

Der aus kleinen Verhältnissen stammende und stark verschuldete Antonius sah sich plötzlich als Herr in einem Gewirr von Palästen und blühenden Gärten, als höchster Gast eines unermeßlich reichen Landes.

In diesem Land gab es Vergnügungen wie kaum an einem anderen Ort: Theater, Ballett, Pferderennen, Ringkämpfe und Wagenrennen.

Wenn Antonius an keiner dieser Veranstaltungen Interesse zeigte, arrangierte Cleopatra für ihn Jagdausflüge oder dachte sich andere Belustigungen aus.

Besonders reiche Erfindungsgabe entwickelte sie in der Ausgestaltung nächtlicher Festgelage: In den größten Sälen der Paläste lagerten die Gäste auf goldenen Ruhebetten; Sklaven fächelten ihnen Luft zu, salbten ihn die Stirn, während Sklavinnen ihnen immer neue Speisen und Getränke reichten.

Die Augen und Ohren der Gäste wurden von ausgesuchten Tänzerinnen und Musikantinnen verwöhnt, die auf den leisesten Wink ihre Vorführungen unterbrachen, um die persönlichsten Wünsche des Gastes zu erfüllen.

In der Küche bruzzelten ständig acht Wildschweine am Spieß, damit Antonius und seine Freunde zu jeder Tages- und Nachtzeit ein saftiges Stück Braten bekommen konnten.

Es gab die feinsten Delikatessen: Hummer, Austern, Muscheln, es gab Fasane, Rebhühner, Wachteln, Truthähne und sogar gebratene Pfauen.

Die Getränke wurden von einem Mundschenk beaufsichtigt. Er mischte aus den besten Weinen von Ägypten und Zypern die berauschendsten Getränke.

Die Wette um ein Königreich

Diese Orgien kosteten Cleopatra Unsummen. Daß ein einziges Gelage jedoch mehr als – umgerechnet – eine Million Mark kosten könnte, erklärte Antonius für ausgeschlossen. Prompt wettete Cleopatra, sie könne ihm solch ein Millionenfest bieten. Antonius bot das phönizische Königreich in Kleinasien dagegen und schlug ein.

Am nächsten Abend gewann Cleopatra das Königreich. Sie nahm einen ihrer berühmten Ohrringe ab. Der Ohrring bestand aus einer rosigen, birnenförmigen Perle von der Größe eines Taubeneis. Sie ließ die Perle in einen mit Weinessig gefüllten Becher fallen, die Perle löste sich auf. Cleopatra trank den Becher aus – die Wette war gewonnen, denn der Wert der Perle überstieg die Million.

Wenn selbst solche Unterhaltungen den in steter Trunkenheit befindlichen Antonius langweilten, veranstaltete Cleopatra dann zur Abwechslung in kleinstem Kreis einen sogenannten „Schwarzen Abend".

Bei diesen nächtlichen Orgien wurden sehr seltene Weine ausgeschenkt, in die man Rauschgifte gemischt hatte und die zu völliger Enthemmung führten. Am Morgen nach solchen Festen lagen die Teilnehmer in unentwirrbaren Knäueln wie tot am Boden.

Nur Cleopatra erhob sich, badete und ging dann daran, wie an jedem Tag die Staatsgeschäfte zu versehen und ihren Sohn Caesarion zu erziehen. Daß Cleopatra als einziger Mensch niemals volltrunken wurde, schrieben ihre Zeitgenossen einem schützenden Amethysten zu, den sie um den Hals trug. Es wird wahrscheinlich eher an der Kunst der alexandrinischen Chemiker gelegen haben, die ihr ein Mittel gaben, das sie vor Trunkenheit bewahrte.

Die unerhörten Gelage fanden den allgemeinen Beifall der reichen Lebewelt von Alexandrien. Der Adel, die Kaufleute, die Staatsbeamten, sie alle fanden Geschmack daran. Die Art zu leben, wie sie von Cleopatra und Antonius vorgeführt wurde, entsprach auch ihrem Ideal.

Unter der Leitung von Cleopatra wurde in Alexandrien bald darauf der „Club der Brüder vom unnachahmlichen Leben" gegründet.

Die vornehmsten Alexandriner veranstalteten reihum Feste, zu denen auch Cleopatra und Antonius geladen waren. Mancher Gastgeber machte nach seinem Fest bankrott, weil jeder den Ehrgeiz hatte, das Fest des Vorgängers an Ausschweifung und Luxus zu übertreffen.

Ort der Feste waren meistens die Liebesinseln auf dem Marea-See, die nicht nur in diesen Nächten von Hetären und Lustknaben wimmelten ...

Als auch diese Club-Abende ihren Reiz verloren, ersann Cleopatra ein neues Spiel. Sie verkleidete sich als arme Sklavin, hängte auch Antonius ein paar dürftige Fetzen um und wanderte mit ihm nach Rhakotis, der verrufenen Altstadt von Alexandrien.

Dort zogen sie unerkannt durch finstere Kneipen und Spielhöllen,

trieben ihren Schabernack mit ahnungslosen Fischern und begannen Prügeleien mit Hafenarbeitern und Matrosen.

Selbstverständlich vergaßen die „Unnachahmlichen" bei allem Feiern nicht, hin und wieder einen Tempel aufzusuchen.

Besonders ein Tempel hatte es dem hohen Paar angetan. Er lag östlich von Alexandrien, zwischen der Stadt und der Rennbahn.

Der Tempel der Aphrodite.

Zweihundert Jahre vor der Geburt der Cleopatra hatte ihn ein Ptolemäer errichtet. Mächtig ragte der mehr als neunzig Meter lange Bau gegen den Himmel, getragen von 86 Marmorsäulen.

Siebzehn Stufen führten zu den massivgoldenen Tempeltoren, die sich gegen Nordwest öffneten. Denn nie durfte ein Sonnenstrahl in diesen Tempel der Liebe fallen.

Auf einem Fries, der sich rings um alle vier Wände zog, konnte man die Liebesabenteuer der Götter und Helden aus der griechischen Sagenwelt in sehr realistischer Darstellung betrachten.

Fünfzehnhundert Priesterinnen der Liebe befanden sich stets in dem großen Park hinter dem Tempel. Sie hatten ihr Leben der Aphrodite geweiht.

Der Park wurde von einer zwölf Meter hohen und vierzehn Kilometer langen Mauer eingefaßt. Im Park verstreut standen fünfzehnhundert kleine Liebestempel, die über verschlungene Pfade zu erreichen waren.

Wer den Türklopfer der Eingangstür betätigte, konnte in den ersten Raum solch eines Tempelchens eintreten. Hier stellte sich die Priesterin auf einem Podest zur Schau.

Die liebesgeweihten Mädchen kamen aus siebzig Ländern. Blauschwarze Nubierinnen waren darunter, Spanierinnen, Chinesinnen, Inderinnen, weißblonde Frauen aus Germanien und Britannien, aus Kleinasien und Gallien — jedes damals bekannte Volk war vertreten.

War der Besucher mit der zur Schau gestellten Priesterin einverstanden, zog sich das Paar in den zweiten Raum des Tempelchens zurück.

Einmal im Jahr trafen sich die fünfzehnhundert Priesterinnen zu einem gemeinsamen Wettstreit. Die zwölf einfallsreichsten Liebesdienerinnen wurden jedesmal zu Priesterinnen der Göttin Cottyto erhoben.

Für 36 Cottyto-Priesterinnen stand im Park das Cottytteion bereit, ein Tempel in Dreiecksform. Nur sehr reiche Männer oder Frauen konnten sich die Dienste dieser Damen leisten.

Cleopatra und Antonius waren häufig hier zu Gast.

Im Frühjahr jedoch endete das unbeschwerte Treiben der „Unnachahmlichen". Aus Kleinasien kam die Kunde, die Perser seien dabei, sämtliche römische Provinzen zu überrollen.

Angeführt wurden die Perser von einem ehemals römischen Feldherrn namens Labienus. Dieser Labienus hatte übrigens in Gallien einmal die Stadt Lutuhezi eingenommen und zerstört. Caesar hatte sie wieder aufbauen lassen. Sie heißt heute Paris.

Labienus hatte leichtes Spiel mit den von Antonius verlassenen römischen Truppen.

Noch bedenklicher waren die Nachrichten, die Antonius aus Rom erhielt. Seine Gattin, die ehrgeizige und herrschsüchtige Fulvia nahm alle Rechte für sich in Anspruch, die ihrem in Alexandrien weilenden Antonius zugestanden hätten. Mehr noch. Eigenmächtig nahm sie in Italien ganze Städte in Besitz, erpreßte die Bürger, verschenkte Land, das ihr nicht gehörte, und versuchte, den römischen Senat einzuschüchtern.

Von Octavian, dem Großneffen Caesars, der von Rechts wegen für die Ordnung in Rom und im Mutterland verantwortlich war, fürchtete sie nichts. Denn der junge Octavian war ihr Schwiegersohn, seit er — um die Freundschaft mit Antonius äußerlich zu bekräftigen — ihre Tochter Clodia aus erster Ehe geheiratet hatte.

Doch schließlich riß Octavian die Geduld. Um sich von der zügellos regierenden Schwiegermutter zu distan-

——▸

Fortsetzung auf Seite 75

zieren, schickte er Clodia zu ihr zurück.

Fulvia rüstete zum Gegenschlag. Sie stachelte Lucius, einen Bruder des Antonius, zum Bürgerkrieg gegen Octavian auf.

Der Bürgerkrieg dauerte jedoch nicht lange. Lucius wurde in der Stadt Perusia – heute Perugia – eingeschlossen und belagert, bis er sich den Truppen des Octavian ergeben mußte.

Fulvia floh daraufhin mit dreitausend Reitern über die Adria nach Griechenland und erwartete in Athen ihren Gatten.

Schnell reiste Antonius nach Kleinasien, sammelte zweihundert Schiffe, stoppte Labienus und den Vormarsch des persischen Heeres, und fuhr dann gleich weiter nach Athen.

Das Wiedersehen mit Fulvia zeichnete sich nicht gerade durch Herzlichkeit aus; der Streit des temperamentvollen Ehepaares erreichte klassische Größe. Doch dann zogen sie gemeinsam gegen Octavian, der ein Heer zusammengestellt hatte und den Gegner bei Brundisium (Brindisi) erwartete.

Auf dem Marsch dorthin erkrankte Fulvia. Sie mußte zurückbleiben und starb in der griechischen Stadt Sikyon. An der Aufregung, behaupten ihre Zeitgenossen. Es ist aber wahrscheinlicher, daß Cleopatra ihrem Antonius beim Abschied ein sicheres Giftmittelchen zugesteckt hatte.

Bei Brundisium stand der frische Witwer schließlich Octavian gegenüber.

Die Soldaten des Antonius und die Soldaten des Octavian zeigten offen, wie müde sie es waren, als Römer gegen Römer zu kämpfen. Ein Freund Octavians, der kunstsinnige Maecenas, schaltete sich als Vermittler ein. Es kam zu keiner Schlacht, sondern zur neuerlichen Versöhnung.

Wieder wurde das Reich geteilt. Antonius erhielt den Osten, Octavian den Westen, der politisch kaum interessierte Lepidus behielt Nordafrika. Nun war nur noch ein Unruhestifter zu besänftigen: Sextus Pompejus, einer der Söhne des großen Pompejus, der nach der Ermordung Caesars das Kommando über die römische Flotte übernommen hatte.

Octavian wandte ein damals beliebtes Mittel an, den Gegner außer Gefecht zu setzen: Er machte Sextus zum Verwandten, indem er dessen Nichte Scribonia ehelichte. Die Scribonia war zwar älter als Octavian, zweimal verwitwet und außerdem vom letzten Gemahl im sechsten Monat schwanger – aber das machte nichts.

Unter dem Jubel des Volkes beschlossen außerdem Antonius und Octavian, ebenfalls verwandtschaftliche Bande zu knüpfen. Diesmal heiratete Antonius die Stiefschwester des Octavian, die schöne, sanfte, gütige und vornehme Octavia.

Octavia war zwar auch frisch verwitwet, und sie befand sich im dritten Monat der Schwangerschaft, doch auch hier war die politische Überlegung stärker als alles andere.

Cleopatra schien vergessen.

Als sie von der Hochzeit ihres Antonius hörte, schrie sie hysterisch auf und zerstörte in einem Tobsuchtsanfall die gesamte Einrichtung ihrer Schlafgemächer.

Schon die Niederlage als Politikerin schmerzte sie tief. Noch härter traf es sie aber, als Frau verloren zu haben. Denn sie hatte sich gegen ihren Willen in den Naturburschen Antonius verliebt.

Und auch sie war schwanger.

Im nächsten stern

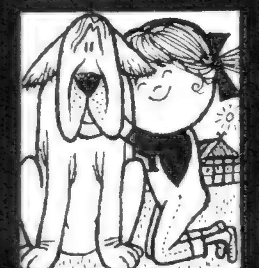
Eine Frau bringt den Tod: Cleopatra sehen und sterben

Nr. 25 vom 24. Juni 1962

sternchen

sternchen-Leser sagen ihre Meinung

Was meint ihr?



Kennwort „Bello"

Gisela Thiele (13) ist mit dem Hund Bello zusammen aufgewachsen, den sie sehr gern hat. Jetzt ist Bello fast erblindet und kann nicht mehr beißen. Da Giselas Eltern aber immer einen Wachhund brauchen, haben sie jetzt einen jungen Hund gekauft. Bello soll nun getötet werden, weil Giselas Vater nicht für zwei Hunde die Steuern zahlen will (Nr. 22).

Steuerfrei

Dein Vater sollte Bello das verdiente Gnadenbrot geben. Wie ich weiß, ist der zweite Hund als Wachhund steuerfrei.
Hannover Sigrid Bacher (12)

Schwacher Trost

Ich würde nicht traurig sein, wenn Bello getötet werden soll; er ist so und so ein alter Knacker.
Baden Gerd-Friedr. Kossow (8)

Auch ein Argument

Ich würde an Giselas Stelle zu ihrem Vater sagen, er würde als alter Herr auch nicht erschossen, wenn er nicht mehr arbeiten könnte.
Schwelm Karin Neuhoff (10)

Tierquälerei

Ich finde es eine Tierquälerei, ein Tier im Leben zu töten. Tiere wollen genauso bis an ihr Ende leben wie Menschen.
Aachen Rudolf Jennes (8)

Dankbarkeit

Weiß man denn, ob der Hund nicht einen Dieb daran gehindert hat einzubrechen? Wäre da vielleicht nicht viel mehr Geld gestohlen worden, als die Hundesteuer für Bello kostet?
Karlsruhe Arm. M.-Ohlheiser (15)

Entscheidung

Du solltest selbst entscheiden: Kann sich Bello noch des Lebens freuen, so zeige Deinen Eltern, um ihn zu retten, diesen Abschnitt im sternchen. Quält sich Bello aber ab, so solltest Du nicht so egoistisch sein und darauf achten, daß Bello kurz und schmerzlos in den Hundehimmel kommt.
Siegen Vera Kraplow

Gnadenbrot

Dein Vater sollte ihm doch ruhig das Gnadenbrot geben. Ein paar Schnäpse und Zigarren weniger, und die zweite Hundesteuer ist eingespart.
Brunsbüttelkoog V. Behnk (16)

Leider ist es im Leben oft so, daß alte Freunde abgestoßen werden, um neue Freunde zu bekommen. Aber ein korrekter Bauer gibt seinen alten treuen Tierdienern, wenn sie arbeitsunfähig sind, das Gnadenbrot.
Hamburg Swantje Strieder (11)

Selbsthilfe

An Deiner Stelle würde ich mich erstens an den Tierschutzverein wenden, und wenn dieses nicht klappt, kannst Du Dir ja das Geld für die Steuer verdienen, indem Du Pakete austrägst oder ähnliche Arbeiten machst.
Itzehoe Hans Ramm (12)

Leserbriefe

Liebes sternchen!

Vor einiger Zeit war meine Mutti beim Arzt, weil sie immer Kopfschmerzen hatte und müde war. Der Arzt hat ihr gesagt, sie soll einige Monate lang nur bestimmte Sachen essen. Meine Mutti hat sich dann ein Diät-Kochbuch gekauft, und danach kocht sie jetzt. Mein Vati, mein Bruder und ich mögen das Diätessen aber überhaupt nicht, weil es nicht gut schmeckt. Aber wenn wir meutern, sagt meine Mutti, sie kann nicht zweierlei kochen. Erstens weil es zu teuer ist und zweitens weil es so viel Arbeit macht. Und für uns sei das Diätessen auch gesund. Einmal haben wir mittags alle gestreikt, da hat sie geweint und gesagt, wir wollten ja bloß, daß sie weiter krank bleibt. Das ist aber nicht wahr. Wir wollen nur mal wieder etwas essen, was uns schmeckt.
Münster Christine Herling (13)

Was meint ihr dazu?

Schreibt bitte unter dem Kennwort „Diät" an das sternchen, Hamburg 1, Pressehaus. (Alter und Anschrift nicht vergessen!)

Fußball 1 × 1

Mit Interesse verfolge ich Ihre Rubrik „Wie werde ich ein Fußballmeister?" des sternchen. Ich habe schon eine ganze Serie Ihres Fußball 1 × 1 ausgeschnitten und zusammengelegt zwecks Belehrung unserer Schülermannschaft, der ich das sternchen empfohlen habe.
Schifflange Vorstand des F.C.
Luxemburg The National

Auflösung des Preis-Quiz (N. 22):

Sport. Gewinner: 1. Sonja Coerrens, Solingen; 2. Jürgen Stein, Saarbrücken; 3. Brigitte Burkhardt, Kempten. Die übrigen Gewinner wurden benachrichtigt

Wie werde ich ein Fußballmeister!

Fußball 1x1

Da ihr das Dribbeln nur durch systematisches Training erlernen könnt, zeigt euch unser Trainer Hans Rohde diesmal zwei Übungen, die im Laufen ausgeführt werden









1
Falsch: Niemals beim Dribbeln den „Kopf in den Sand stecken"

2
Richtig: Kopf hoch und den Blick nach vorn in Laufrichtung. Hier seht ihr die erste Übung: Mehrere Spieler stellen sich nebeneinander auf und laufen dann mit dem Ball am Fuß nach vorne

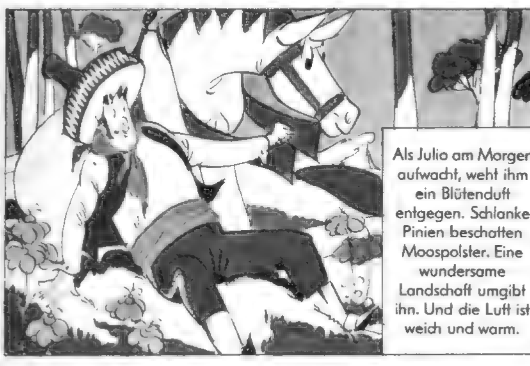
3
Beim Pfiff des Trainers bleiben die Spieler sofort stehen und stellen den Fuß auf den Ball. Der Spieler in der Mitte konnte den Fuß nicht auf den Ball stellen, weil er ihn zuweit gestoßen hatte

4
Das ist die zweite Übung: Mehrere Spieler stellen sich im Kreis auf. Auf den Pfiff des Trainers laufen sie mit dem Ball am Fuß im Kreis. Pfeift der Trainer, bleiben sie sofort stehen und stellen den Fuß auf den Ball

JIMMY das Gummipferd

erdacht und aufgezeichnet von Roland Kohlsaat

Julio reitet den ganzen Tag umher, um sich die Riesenechsen vom Leib zu halten. Sehnsüchtig wartet er auf den Aufgang des Mondes. Als es endlich soweit ist, haben die Riesenechsen Julio und Jimmy eingekreist. Plötzlich beginnt der Stein zu glühen und steigt mit den beiden steil in die Höhe. Noch bevor der Mond wieder untergeht, sinkt der Stein herab. Mit ihm Julio und Jimmy, die auf weiche Polster fallen.









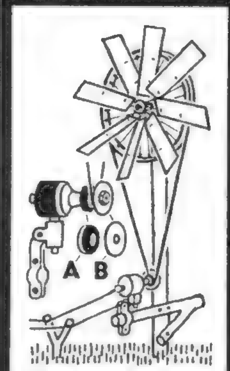




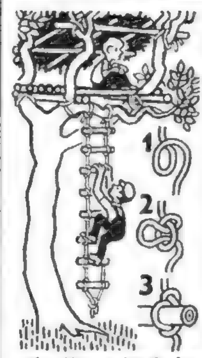
Tips für die Ferien (5)



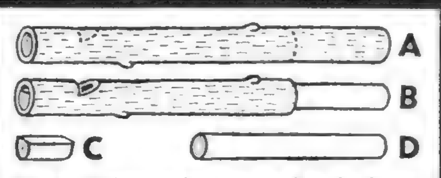
Wenn ihr längere Zeit zeltet, vergeßt nicht, ein Buch mitzunehmen oder ein Musikinstrument, und für den Abend solltet ihr ein paar Gruselgeschichten parat haben! Womit ihr euch sonst noch beschäftigen könnt, seht ihr hier



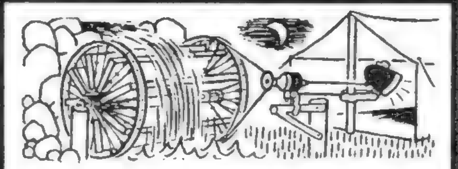
Für Strom im Zelt sorgt ein Windrad. Nehmt ein Rad vom alten Fahrrad, schraubt die Achse aus, befestigt es mit Nagel an einer Stange. Brettchen, Pappe oder Blech als Mühlenflügel mit Draht befestigen. Über Schnur wird Fahrraddynamo angetrieben. Auf Laufrad Flaschengummi A ziehen, Scheibe B anschrauben



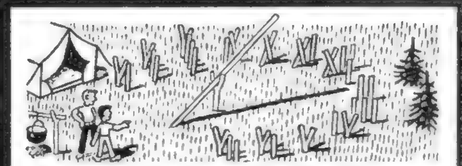
Ein Horst hoch im Baum ist der ideale Ausguck für Spiele im Gelände. Sucht euch einen geeigneten Baum aus und befestigt zuerst das Stangengerüst mit Stricken. Nicht nageln! Verkleidung mit Ästen, Schilf oder Binsen. Strickleiter wird nach Zeichnung geknotet. Gegen unerwünschten Besuch kann man sie rasch einziehen



Für die Weidenpfeife braucht ihr ein fingerdickes Stück A einer saftigen Rute. Macht die Einschnitte nach Zeichnung B und klopft die Rinde mit dem Messerrücken weich. Durch Drehen läßt sich das Holz leicht von der Rinde trennen. Am Mundstück wird Teil C eingefügt. Durch Verstellen von Schieber D läßt sich dann die Tonhöhe regulieren



Das ‚Kraftwerk' besteht aus zwei alten Rädern eines Fahrrades. Zwischen den Speichen müßt ihr einige gleich lange Bretter mit Draht befestigen. Montiert das Wasserrad in einem Wasserlauf und betreibt damit einen Dynamo für die Zeltbeleuchtung. Ihr braucht zwei Leitungsdrähte, einer verbindet die Gehäuse von Dynamo und Lampe



Auf einem freien Zeltplatz könnt ihr eine Sonnenuhr bauen, die euch wirklich die genaue Tageszeit angibt. Als Zeiger dient eine schräg gestellte, gerade Stange, die genau nach Norden ausgerichtet sein muß. Das Zifferblatt wird aus Astwerk hergestellt, und zwar so, daß ihr jeweils stündlich mit einer Uhr den Schatten der Stange absteckt

TARÓ

Das Reich des Hülü

Im Auftrag der Regierung soll Taró den geheimnisvollen Hülü aufspüren. Frank begleitet ihn. Sie verfolgen zwei Boten Hülüs, die vergebens versuchen, sie abzuschütteln. Taró will den Fazendeiro de Parella besuchen. Er schwindelt der Tochter Margarida vor, sie seien bei ihrem Vater angemeldet.













TITUS mit der Trompete

Eine Zirkusgeschichte von Ursula Thomasius

Durch das Hereinstürmen von Titus in die Manege des Zirkus Wilson ist die Kunstreiterin Stella verunglückt. Sie muß ins Krankenhaus gebracht werden. Titus flieht aus dem Zelt und irrt in der Stadt umher, bis er schließlich nach Hause zurückkehrt. Er wagt aber nicht, in den Wohnwagen hineinzugehen und schläft erschöpft auf der Wiese ein. Dort findet ihn der Großvater, der ihn gesucht hatte und trägt ihn in sein Bett

Titus' Vater schrieb mit bunter Kreide auf eine große, schwarze Tafel die Ankündigung, daß am Nachmittag, Punkt drei Uhr, Kindervorstellung sei. Er war so vertieft in diese Beschäftigung und merkte nicht, daß Titus mit der Trompete in der Hand auf die Wiese lief. Titus wollte nicht gesehen werden; er hatte Angst wegen des Unglücks am Abend vorher.

Als Herr Riese fertig war, strich er sich eine Haarsträhne aus der Stirn und überblickte zufrieden seinen kleinen Zirkus. Er sah aus wie ein Zigeuner; so schwarz und schwermütig waren die Augen, so dunkel das Haar und die Hautfarbe.

„Ju-u-li -a-a!" rief er in den Wohnwagen hinein. Statt einer Antwort ertönte ein „Igitt-igitt!" Dann kam ein schlankes, blondes Mädchen die Stufen heruntergesprungen. Man hätte nie vermutet, daß die sechzehnjährige Julia die älteste Tochter von Herrn Riese war. Sie hatte keine Ähnlichkeit mit ihm. Sie war das Ebenbild der Mutter.

„Was ist denn los?" fragte der Vater das brummig dreinschauende Mädchen. „Ist dir 'ne Laus über die Leber gelaufen?"

„Nee, aber 'ne Kröte über den Fuß".

Der Vater lachte. Titus mit seinem Viehzeug machte ihm Spaß. In irgendwelchen Ecken standen immer Schachteln und Zigarrenkisten, aus denen, gerade wenn man es nicht vermutete, irgendein Tier zum Vorschein kam.

„Stell dich nicht so an, Julia! — Sag mal, sind die Kostüme für die Zwillinge fertig?"

„Ja. — Warum?"

„Die beiden treten heute auf, mit Titus. Die Kleinen werden ein Attraktion".

„Au fein! — Weiß Titus Bescheid?"

„Nein. — Wo steckt er eigentlich?"

Julia zuckte die Achseln.

Titus saß in den Zweigen eines Apfelbaumes und spielte so leise auf seiner Trompete, wie er es nur konnte. Das tat er immer, wenn er Kummer hatte; dabei kamen ihm oft die besten Gedanken. So auch in diesem Augenblick.

„Ich muß den Großvater sprechen. Am besten gleich — sofort."

Titus kletterte vom Baum herunter und sprang von dem letzten Ast mit solchem Schwung auf die Erde, daß ein paar Äpfel ins Gras purzelten. Er hob einen auf und biß hinein. Titus hatte noch nichts gegessen. Das Erlebnis von gestern hatte ihm den Appetit verdorben. Er hatte ein Gefühl, als läge ein Mühlstein auf seinem Herzen.

Der Großvater stand plötzlich vor ihm. „Na, mein Sohn?"

„Großvater, hast du Zeit? Ich möchte — du sollst — " stammelte Titus. „Erzähl mir bitte nochmal die Geschichte von dem kranken Kind. Du weißt schon: Die von früher".

Der Großvater rückte seine braune Baskenmütze zurecht und setzte sich neben Titus auf eine kleine Mauer.

„Ja — das war so — Ich hatte mich gerade abgeschminkt. Es war nach der Abendvorstellung. Da erschien eine fremde Frau in meinem Wohnwagen. Ihr Gesicht war traurig und verweint.

‚Entschuldigen Sie bitte', sagte die Fremde, ‚daß ich so spät zu Ihnen komme. Mein Kind liegt todkrank zu Hause. Es wimmert vor sich hin —' Die Frau fing an zu weinen.

‚Na, nun beruhigen Sie sich mal', entgegnete ich. Sie tat mir leid, die Frau.

‚Bärbel flüstert immerzu Ihren Namen. Ja — Ihren Namen'.

‚Meinen Namen?' fragte ich.

‚Ja, sie möchte den Clown vom Zirkus wiedersehen, über den sie so gelacht hat. Wir waren vor einigen Wochen in der Vorstellung, und da hatte sie soviel Spaß an Ihrem Auftritt. Bärbel hat den Clown Peppe mit der Violine nicht vergessen.'

„Glaub mir Titus, da hätte ich am liebsten geheult", sagte der Alte und seine blauen Augen glänzten.

„Ich nahm also mein Kostüm untern Arm und meine Geige und folgte der fremden Frau. Als das fiebernde Mädchen, es war acht Jahre alt, mich sah, strahlte es. Ich spielte viele Lieder und machte meine Späße, bis sich Bärbel im Bett aufrichtete. Ich mußte näherkommen, und dann legte sie mir ihre dünnen Ärmchen um den Hals und drückte mich. Ja — und dann — — "

Der Alte zögerte —

„Weiter, Großvater, weiter", bat Titus. Er wollte schnell das Ende hören.

„Dann fiel das Mädchen in einen tiefen Schlaf. Und als es wieder aufwachte, war die Krise überwunden, und es wurde gesund — wie durch ein Wunder".

„Wie durch ein Wunder", wiederholte Titus und strich mit beiden Händen seine schwarzen Locken zurück. Er schwitzte vor Aufregung. Verlegen scharrte er mit den Schuhen im Sand und stierte auf seine Trompete, die neben ihm lag. Dann hielt er es nicht länger aus und erzählte stockend seine Erlebnisse im Zirkus Wilson. Da wurde dem Großvater klar, warum Titus die Geschichte vom kranken Kind hören wollte.

„Na, da hast du ja was Schönes angerichtet, mein Sohn", sagte der Alte und zog seine Baskenmütze über das Ohr. „Da sitzen wir verteufelt in der Tinte".

„Zu Hause die dürfen nichts davon erfahren", flehte Titus. Aber es sollte anders kommen.

Es war kurz vor drei Uhr. Titus wurde von seinem Vater gerufen und lief in den Wohnwagen, um sich für die Vorstellung anzuziehen.

Die Zuschauer kamen schon. Es waren Kinder aus der Nachbarschaft, die gern in den kleinen Zirkus gingen. Er war billiger als der große Zirkus Wilson, und wenn sie frühzeitig da waren, bekamen sie einen Platz in der ersten Reihe. Es machte ihnen Spaß, dort zu sitzen. Die Piste, die die Manege umgab, war so dicht vor ihnen, daß sie das Pony und den Clown während der Vorstellung hätten anfassen können.

Julia ging durch die Sitzreihen und sammelte auf einem Teller das Eintrittsgeld ein. Die Kinder bestaunten das Zirkusmädchen mit der glitzernden Blume im Haar und den lila Seidenschuhen. Während sie ungeduldig auf den Beginn der Vorstellung warteten, erklang aus einem Lautsprecher Marschmusik. Eine Zirkuskapelle hatte der Zirkus Riese natürlich nicht.

Plötzlich ertönte ein Trompetenstoß. Es wurde mucksmäuschenstill. Clown Titus trat in die Manege. Er hatte eine rote Pappnase aufgesetzt und eine rote Perücke über das Haar gestülpt. Unter den weiten, buntkarierten Hosen, die hinten mit einer riesigen Sicherheitsnadel gehalten wurden, guckten ein Paar viel zu große Schuhe hervor. Bei jedem Schritt stolperte der Clown und schlug einen Purzelbaum. Dabei verlor er seinen Hut. Jedesmal, wenn er ihn greifen wollte, stieß er ihn mit seinen Schuhen wieder weg. Endlich hatte er ihn erwischt und setzte ihn sich auf den Kopf. Dann schmetterte Titus einen Tusch auf der Trompete. Die Vorstellung hatte begonnen. Aber als er die Trompete wieder an die Lippen setzen wollte, ließ er sie vor Schreck sinken und starrte mit aufgerissenen Augen auf den Mann in der letzten Reihe.

(Fortsetzung im nächsten Heft)

schach

Von Georg Kieninger

Die beiden Turniersieger im Kampf

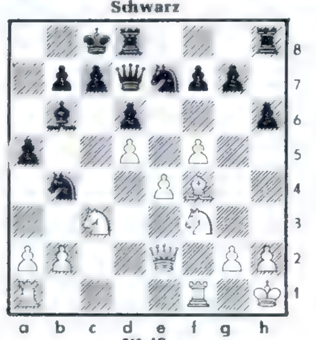
Partie Nr. 431

Italienische Partie

Gespielt um die Meisterschaft des Niederrheins 1962

Weiß: Friehoff (Duisburg-Hamborn) Schwarz: Kolbe (Düsseldorf)

Schwarz



Weiß

Stellung nach dem 19. Zuge von Schwarz

1. e2–e4 e7–e5 2. Sg1–f3 Sb8–c6 3. Lf1–c4 Lf8–c5 4. c2–c3 Dd8–e7 (Eine Idee des früheren Weltmeisters Aljechin. Er gewann damit gegen Dr Tarrasch.) 5. 0-0 Lc5–b6 6. d2–d4 d7–d6 (Das ist die Idee des Damenzuges. Schwarz ist nun in der Lage, seinen Zentrumsbauern e5 zu behaupten.) 7. Sf3–g5 Sc6–d8 8. f2–f4 (Die weißen Angriffsbestrebungen scheinen bei der mangelnden Entwicklung verfrüht.) 8. . . . e5×d4 (Geschieht, um die Öffnung der f-Linie zu vermeiden.) 9. c3×d4 h7–h6 10. Sg5–f3 Lc8–e6 11. Sb1–c3 Le6×c4 12.Dd1–a4+ De7–d7 13. Da4×c4 Dd7–c6 14. Dc4–d3 Sg8–e7 15. Kg1–h1 Dc6–d7 16. f4–f5 Sd8–c6 17. d4–d5 Sc6–b4 18. Dd3–e2 a7–a5 19. Lc1–f4 0-0-0 (Sieht gewagt aus, aber ist doch sorgfältig berechnet. In der Folge kann Weiß keinen erfolgversprechenden Angriff gegen die schwarze Rochadestellung einleiten.) 20. a2–a3 Sb4–a6 21. b2–b4 Td8–e8 22. De2–c4 g7–g5 23. Lf4–g3 Te8–g8 24. Sc3–b5 Kc8–b8 25. b4×a5 Lb6–c5 (Schwarz spielt sehr sorgfältig und baut sich eine nicht zu erschütternde Verteidigungsstellung auf.) 26. Ta1–b1 Kb8–a8 27. f5–f6 Se7–g6 28. e4–e5 d6×e5 29. Sf3×e5 Sg6×e5 30. Lg3×e5 Tg8–c8 31. Le5–d4 c7–c6 (Nach diesem Zuge reißt Schwarz die Initiative vollkommen an sich.) 32. d5×c6 Tc8×c6 33. Ld4×c5 Tc6×c5 34. Dc4–b3 Th8–c8 35. Tf1–d1 Dd7–c6 36. Sb5–d6 Tc8–c7 37. Sd6×f7 Tc5–c2 (Das ist bereits die Entscheidung.) 38. Td1–d8+ Sa6–b8 39. Tb1–g1 Dc6×f6 40. Td8–f8 Tc2–c1 41. Db3–b6 Tc1×g1+ 42. Db6×g1 Tc7×f7 43. Tf8×f7 Df6×f7 44.Dg1–b6 Df7–f1+ Weiß gibt auf.

graphologie

Schriftprobe und Schriftanalyse von

J. H., männlich, 23 Jahre

Um den Auftraggeber braucht man sich keine Sorgen zu machen; denn er steht mit beiden Füßen auf der Erde, ist tüchtig (wenn auch etwas unruhig in seinem Temperament) und intelligent.

Die Verstandesartung des Einsenders zeichnet sich durch lebhafte und aufgeschlossene Denkweise, durch leichte Auffassung und durch – gemessen an seiner Jugend – Umsicht aus,

Tod meiner Angehörigen kam
, im Jahre 1954 würde ich in d
llwarenfabrik gegeben. Mir gef
e' ich ihn. 1955 trat ich die L

die sich mit Realistik und mit Wirklichkeitsnähe verbinden.

Wir sind der Auffassung, daß der Schreiber beruflich noch höher steigen kann, weil er die entsprechenden geistigen Qualitäten hat, ehrgeizig ist und auch Willenselemente besitzt.

Die seelische Entwicklung beurteilen wir nicht ganz so positiv, indessen, manche Unzulänglichkeiten müssen wir mit seinen wenigen Lebensjahren entschuldigen, nicht zuletzt aber auch mit dem fehlenden Elternhaus. Seine geringe Reife wird sich allmählich ausgleichen, so daß auch seine gegenwärtig noch bestehende Ungeduld und Unrast mit der Zeit, wenn nicht ganz behoben, so doch gemildert werden.

Ganz sicher wird es ihm nicht leichtfallen, zu einer größeren Gelassenheit hinzufinden, aber es wird weitgehend an ihm und seiner Willensanpassung liegen, dieses lohnende Ziel zu erreichen, denn damit würden auch Zufriedenheit und Harmonie wachsen und sein Selbstgefühl stärken.

——— Hier ausschneiden! ———

Wir übermitteln Ihnen im Namen und für Rechnung unseres Graphologen gern eine graphologische Charakterskizze zu einem Vorzugspreis von DM 6,50 pro Schriftprobe. Überweisen Sie den Beitrag auf das Stern - Postscheckkonto Hamburg 288 740 Abt. Graphologie. (Nachnahme des Betrages ist leider nicht möglich.) Schicken Sie zugleich an Stern, Hamburg 1 : a) diesen

Anrechtschein für Schriftanalyse

b) 25–30 Zeilen fortlaufende Handschrift, keine zerschnittenen Texte, keine Abschriften! c) Angaben über Beruf, Alter und Geschlecht, d) einen frankierten Briefumschlag mit ihrer Adresse. Mit der Bestellung des Gutachtens geben Sie zugleich ihre Genehmigung zur Veröffentlichung. Unser Graphologe wird Ihnen möglichst innerhalb von 4 Wochen antworten. 25/62

die sterne lügen nicht

DIE WOCHE VOM 24. BIS 30. JUNI 1962

Rußland und Amerika lassen sich in ihren Bemühungen, die Berlin- und Deutschlandfrage endlich aus der Welt zu schaffen, nicht durch Beschwerden irritieren. Ob in diesem Punkt wesentliche Fortschritte erzielt werden, bleibt jedoch zweifelhaft, da sich keiner der Gesprächspartner im Augenblick exponieren möchte. Frankreich steuert seinen eigenen Kurs und dürfte durch Auseinandersetzungen mit den USA Aufsehen erregen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß es sich von seinen bisherigen Bündnispartnern trennt.

STEINBOCK

22.–31. Dezember Geborene: Probleme tauchen auf, die im ersten Moment weitaus schlimmer aussehen, als sie sind. Schließlich stehen Sie nicht allein auf weiter Flur. Am 26./27. VI. ist dafür gesorgt, daß Ihr Anteil befriedigend ausfällt.
1.–9. Januar Geborene: Einige Verbesserungen sind ganz offensichtlich. Sie haben also keinen Grund, den Kopf hängen zu lassen. Für Ihre wirtschaftlichen Verhältnisse nimmt sich der 26. VI. günstig aus. Auch Glück in der Liebe steht bevor.
10.–20. Januar Geborene: Wer auf Gunstbeweise wartet, wird nicht lange zu warten brauchen. Vor allem den Damen liest man die Wünsche von den Lippen ab. Am 25./26. VI. ist es selbstverständlich, daß Sie Hilfe anbieten.

WASSERMANN

21.–29. Januar Geborene: Ein kleiner Dämpfer hat Ihren Schwung erlahmen lassen. Setzen Sie sich selbst ein Ziel, um über die Flaute hinwegzukommen. Am 27./28. VI. verläuft eine Unterredung in unerwartet herzlichem Einvernehmen.
30. Januar bis 8. Februar Geborene: Vermeiden Sie es, in größerem Kreis private Dinge zur Sprache zu bringen. Ihre Sorgen würde man sich ohne innere Anteilnahme anhören. Am 26./27. VI. will man dagegen unbedingt Ihre Aufmerksamkeit erregen.
9.–18. Februar Geborene: Die Ihnen übertragene Aufgabe zeugt davon, daß man mit Ihnen zufrieden war. Lassen Sie sich durch Unstimmigkeiten in Ihrer Umgebung die Schaffenskraft nicht nehmen. Eifersucht am 27./28. VI. ist überflüssig.

FISCHE



19.–27. Februar Geborene: Sie sind ein unruhiger Geist. Darum fällt es Ihnen so schwer, Ihr Glück sorglos zu genießen. Das Wochenende sollten Sie getrost einmal der Familie widmen. Übernehmen Sie am 24./25. VI. keine schwierigen Missionen.
28. Februar bis 9. März Geborene: Man glaubt, in Ihnen den Menschen gefunden zu haben, mit dem man Pferde stehlen kann. Enttäuschen Sie die hohen Erwartungen Ihrer Freunde nicht. Am 28./29. VI. kostet es keine Mühe, andern Freude zu bereiten.
10.–20. März Geborene: Meinungsverschiedenheiten können begraben werden. Nur dürfen Sie nicht den Fehler begehen, allzuoft Ihrem Partner die Schuld in die Schuhe zu schieben. Am 27./28. VI. ist man gewillt, Ihnen Konzessionen zu machen.

WIDDER

21.–30. März Geborene: Die Woche kann einen Einschnitt in Ihren Alltag bedeuten. Wer sich von den für alle geltenden Vorschriften betroffen fühlt, tut gut, keine Schleichwege einzuschlagen. Vielleicht würde er in einer Sackgasse landen.
31. März bis 9. April Geborene: Sie haben Gelegenheit, mit Ihren Freunden einen Plan auszuhecken. Eine erfreuliche Periode rückt immer näher. Am 25./26. VI. erhalten Sie eine Reihe von Informationen, die Sie selbst auswerten müssen.
10.–20. April Geborene: Ihr Start in diese Tage erfolgt unter den günstigsten Aspekten. Sie können schalten und walten, ohne daß Sie jemand bekrittelt. Eine Liebesbeziehung wird immer enger und Ihr Himmel zeigt sich ohne Wolken.

STIER

21.–29. April Geborene: Das trennende Moment wird jetzt aus der Welt geschafft. Nach dem 26./27. VI. sehen Sie, was Ihre nächsten Handlungen sein müssen. Dinge, die mit Heim und Familie in Verbindung stehen, fordern Ihr Interesse.
30. April bis 10. Mai Geborene: Ein Mensch fasziniert Sie, doch sollten Sie sich nicht durch äußeren Schein blenden lassen. Am 27./28. VI. zeigt sich, was hinter der Fassade steckt. Ihre Erziehungsmaßnahmen sollten nicht zu streng sein.
11.–21. Mai Geborene: Wer seelisch noch nicht ganz mit sich ins Reine gekommen ist, wird auch mit seiner Umgebung nicht immer leicht fertig werden. Ihr Verstand muß Ihnen am 23./24. VI. helfen, Minderwertigkeitskomplexe auszurotten.

ZWILLINGE

22.–31. Mai Geborene: Haben Sie den Menschen gefunden, der zu Ihnen paßt? Die Antwort auf diese Frage ist schon für die Gestaltung Ihrer nächsten Zukunft ausschlaggebend. Am 28./29. VI. müssen Sie selbst Ihre Lebensgeister anfachen.
1.–9. Juni Geborene: Ihre Befangenheit gegenüber Leuten in höherer gesellschaftlicher Position schwindet, nachdem Sie sich selbst bestätigt sehen. Lassen Sie sich aber dennoch nicht verleiten, nach den Sternen zu greifen.
10.–20. Juni Geborene: Eine Umgruppierung wird sich in Ihrem Team nicht umgehen lassen. Danach haben Sie Konkurrenz kaum noch zu fürchten. Am 23./24. VI. ist entscheidend, daß menschliche Probleme einmal offen ausgesprochen werden.

KREBS

21. Juni bis 1. Juli Geborene: Sie können augenblicklich erstaunlich viel durchsetzen. Je mehr Sie Ihre Kraft auf eine einzige Aufgabe konzentrieren, desto zufriedener werden Sie auch sein. Am 26./27. VI. belohnt man Sie für alle Mühe.
2.–11. Juli Geborene: Wie gut Sie daran taten, den Verlockungen zu widerstehen, erkennen Sie jetzt. Sie haben nichts versäumt und vieles liegt noch vor Ihnen. Am 25./26. VI. braucht eine berufliche Zwangspause für Sie kein Schaden zu sein.
12.–22. Juli Geborene: Man staunt, wie Sie sich entwickelt haben. Sicher wird alles versucht werden, um Ihr Herz im Sturm zu erobern. Am 27./28. VI. können Sie ohne Scheu Garantien verlangen, wenn man mit Vorschlägen an Sie herantritt.

LÖWE

23. Juli bis 2. August Geborene: Es gibt Tatsachen, die Sie nicht übersehen können. Damit ist ja auch Ihre Bahn ziemlich festgelegt. Am 26./27. VI. müssen sachliche Entscheidungen getroffen werden, auch wenn das Herz nach Romantik verlangt.
3.–12. August Geborene: Übereinstimmung ergibt sich auf fast allen Lebensgebieten. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit darf Sie aber am 24./25. VI. nicht Ihre Individualität verleugnen lassen.
13.–23. August Geborene: Noch immer haben Sie Ihre volle Handlungsfreiheit nicht erlangt. Da Sie aber auch gegen Wände anrennen, sind die empfangenen blauen Flecke nicht verwunderlich. Treiben Sie am 27. VI. einmal keine Opposition.

JUNGFRAU

24. August bis 2. September Geborene: Zwingen Sie sich im Augenblick nicht zu Dingen, gegen die Sie ausgesprochenen Widerwillen haben. Sie sind nicht in Zeitdruck und können Ihre Wahl mit bedacht treffen. Der Kassenabschluß muß aber stimmen.
3.–12. September Geborene: Trotz Ihrer hochfliegenden Pläne müssen Sie wieder auf dem Boden der Realitäten landen. Schon am 27./28. VI. tritt man mit ganz profanen Wünschen an Sie heran. Arroganz könnte Ihnen Feindschaft eintragen.
13.–23. September Geborene: Jemand ist von Ihnen sehr eingenommen. Bei den einen wirkt sich das in einer finanziellen Aufbesserung, bei den anderen in der Zahl der Einladungen aus. Am 24./25. VI. lohnt sich großer Aufwand nicht.

WAAGE

24. September bis 2. Oktober Geborene: Wer bisher nicht mit offenen Karten gespielt hat, wird jetzt gezwungen, sie aufzudecken. Achten Sie darauf, daß Ihre Zeiteinteilung nicht aus den Fugen gerät. Am 24. VI. fühlen Sie sich vernachlässigt.
3.–12. Oktober Geborene: Das Schicksal verwöhnt Sie eine Weile. Es ist wichtig, daß Sie sich allen Neuerungen und Verbesserungen aufgeschlossen zeigen, damit Sie die günstigen Tendenzen voll ausnützen können.
13.–23. Oktober Geborene: Sie sind in Ihrem Element. Was Sie tun, wiegt schwer und wird auch dementsprechend bewertet. Der 25./26. VI. steht ganz im Zeichen der Vorfreude. Dabei wäre es schön, wenn Sie unausgesprochene Wünsche errieten.

SKORPION

24. Oktober bis 2. November Geborene: Die Zeit ist da, in der Sie Vorhandenes erweitern können. Behördengänge und berufliche Aktionen haben positive Ergebnisse. Am 26./27. VI. melden sich Freunde für das Wochenende an.
3.–11. November Geborene: Manchmal wäre Ihnen etwas mehr Zuversicht zu wünschen. Ihre Gereiztheit wird nachlassen, wenn Sie merken, daß Sie den Ereignissen nicht machtlos gegenüberstehen. Der 26. VI. weckt vielleicht Ihren Tatendrang
12.–22. November Geborene: Ihre Arbeitsunlust wirkt sich in verstärktem Schlafbedürfnis aus. Es wäre gut für Sie, wenn Sie einmal hinauskämen. Wie steht es denn mit Ihrem Urlaub? Melden Sie Ihre Ansprüche an.

SCHÜTZE

23. November bis 1. Dezember Geborene: Sie sind nur durch Beweise zufriedenzustellen. Hoffentlich schwinden dann die Vorurteile, die für den menschlichen Kontakt ein großes Hindernis waren. Am 28./29. VI. ist eine Forderung nicht zu hoch.
2.–11. Dezember Geborene: Sie sind gegen alles gewappnet. Sticheleien und Tratsch lassen Sie unberührt. Am 29./30. VI. erweist es sich, daß Sie es sind, der zuletzt und am besten lacht. Damen fühlen sich als Gastgeberinnen wohl.
12.–21. Dezember Geborene: Ihre Entschlüsse lösen allgemeine Überraschung aus. Das sollte kein Grund sein, zu korrigieren, was Sie als zweckmäßig erkannt haben. Mancher hat die Möglichkeit, sich frischen Wind um die Nase wehen zu lassen.

HOROSKOPISCHE HINWEISE FÜR NEUE ERDENBÜRGER
GEBOREN ZWISCHEN 24. UND 30. JUNI 1962

Kinder, die in dieser Woche auf die Welt kommen, besitzen eine Vielzahl geistiger Fähigkeiten. Verhältnismäßig spät allerdings kristallisiert sich die eine oder andere klar heraus, so daß manch einem die Berufswahl, zumal wenn sie früh erfolgen soll, ziemlich schwer fällt. Unverkennbar ist jedoch die Neigung, sich dort zu betätigen, wo die Geistesanlagen voll ausgeschöpft werden. In den Naturwissenschaften leisten viele von ihnen Großes. Bei den Mädchen gehört der Reichtum an Phantasie zu den hervorstechendsten Merkmalen. Sie finden sich in allen Situationen zurecht. Ihre Zuversicht ist geradezu ansteckend.


„Solange es noch soviel freie Sitzplätze in den Autos gibt, ist das alles dummes Gerede von der Übervölkerung der Erde!"
ALFRED

Waagerecht: 1. Gesichtsverzerrung, Fratze, **6.** enganliegende Mütze, **10.** Nahrungsmittel, **11.** Untergang, Verfall, **12.** Zeiteinheit, **13.** Klostervorsteher, **14.** Mündungsarm des Rheins, **16.** Saugröhre, Stechheber, **17.** antike Landschaft in Südarabien, **19.** Weltmeer, **20.** Nebenfluß der Donau, **22.** Flächenmaß, **23.** handwerksmäßige Gewandtheit (eindeutschende Dudenschreibweise), **24.** Strom in Sibirien, **26.** Pflanzenteil, **29.** Augenblick, **31.** Strudelwirkung, **34.** altägyptischer Sonnengott, **37.** Stadt in Nordfrankreich, **39.** Mißgunst, **41.** längerer Vortrag, **43.** Erlaß des russischen Zaren, **45.** bekannter Rheinfelsen, **47.** eingefräste Rille, **48.** Männername, **50.** afrikanischer Politiker, **51.** amerikanischer Wirbelsturm, **53.** Stadt in Thüringen, **54.** Niederschlagsart, **57.** fühlbarer Herzschlag, **58.** ostspanischer Küstenfluß, **59.** Hafenstadt in SO-Italien, **61.** chemischer Grundstoff, **62.** Pflanzenfaserprodukt, **64.** Wüsten-Reisegesellschaft, **68.** Evangelist, **71.** Kraftstoffbehälter, **72.** Wildart, **73.** Stadt in Indien, **75.** Ostseehalbinsel, **76.** Gebirge in der Sowjetunion, **77.** dörflicher Bereich, **79.** altes österreichisches Kronland, **82.** Senkblei, **85.** Nebenfluß der Weichsel, **88.** anderer Name des Apostels Paulus, **91.** Gibbonaffenart, **92.** Muse der Liebespoesie, **93.** nordeuropäische Meerenge, **95.** Aussteuer für die Ehe, **97.** Obstbrei, **99.** Gutschein, **100.** Honigbier, **101.** junges Nutzvieh, **102.** nordfranzösische Stadt, **103.** Längenkreis der Erde.

Senkrecht: 1. durch Wasseraufnahme gallertartig erstarrte kolloide Lösung, **2.** Papiermaß, **3.** Abkürzung einer englischen Anredeform, **4.** Festsaal, **5.** andere englische Anredeform, **6.** Masthahn, **7.** Vermittlerbüro, **8.** Edelrost auf Kupfer, **9.** Landschaftsform, **12.** Lebewesen, **15.** Schiffsanlegemauer im Hafen, **18.** Rennschlitten, **19.** Platz, Stelle, **21.** Blasinstrument, **22.** poetischer Name des Adlers, **25.** ostfriesische Insel, **27.** Schicksal, **28.** Getränk, **30.** Kinderfahrzeug, **32.** scharfer Gebirgskamm, **33.** afrikanischer Strom, **35.** Kriegsgott, **36.** plötzlicher Einfall, **38.** Spielkarte, **39.** Spaßvogel, Schalk, **40.** europäischer Strom, **42.** Frauenname, **44.** Verpackungsgewicht, **46.** Meergöttin, Gattin des Ägir, **48.** Fahrtrichtung, **49.** Schriftsteller von Beruf, **51.** militärisches Ausrüstungsstück, **52.** Mulde vor Hochgebirgswänden, **55.** Ziergefäß, **56.** Dreizehenfaultier, **57.** italienischer Strom, **58.** Eingangspforte, **59.** Geldinstitut, **60.** deutsche Großstadt, **61.** schweizerische Großstadt, **62.** schmaler Gewebestreifen, **63.** Frauenname, **64.** Heilverordnung, **65.** seitliche Zimmerbegrenzung, **66.** Sonnengott, **67.** Trugbild, Hirngespinst, **69.** Zeitalter, **70.** weiche Gesteinsart, **72.** alte spanische Münze, **74.** weibliches Nutzvieh, **78.** Nebenfluß der Donau, **79.** Nutztier, **80.** Trägheit, Mangel an Erregbarkeit, **81.** luftförmiger Körper, **83.** Seewesen eines Staates, **84.** wütende wildgewordene Weiber, **86.** Kurzname einer brasilianischen Stadt, **87.** Lebensbund, **88.** Mittelmeerinsel, **89.** Bestandteil von Früchten, **90.** Bergweide, **93.** kleine Sundainsel, **94.** Stadt in der Sowjetunion, **96.** russischer Monarchentitel, **98.** japanische Münze.

GELEGENHEIT

Diez – From – Ur – Enz – Vier – Zeichen – Mist – Hunte – Erde – Mode – Rad – Ziegel – Regen – Heim – Tabu – Sen – Lutz – Toni – Kemal – Salbe – Rede – Moder – Sieb – Vers – Fee – Halt. Bei den vorstehenden Wörtern ist jeweils ein bestimmter Buchstabe zu streichen. Die verbleibenden Wortteile ergeben, in der angegebenen Reihenfolge hintereinander gelesen, ein Wort über die Frauen von Henri Jeanson.

AUG' IN AUGE

Werst – Bein – Ems – Freud – Ende – Nichte – Ines – Lauge – See – Hein – Kanne – Kar – Inn – Son – Tuch – Eden – Fee – Indien – Nil – Acht – Bund – Liste – Gin – Schale – Achter – Manna.

Von den obigen Wörtern ist je ein bestimmter Buchstabe zu streichen. Bei richtiger Lösung des Rätsels ergeben die restlichen Wortteile, hintereinander gelesen, ein Wort von Friedrich Rückert

AUFLÖSUNGEN

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Kurzgeschichten, 11. Alberich, 12. Rachitis, 15. Tic, 17. Mehl, 18. Jota, 20. Lateinamerika, 22. Telegramm, 23. Bast, 25. Atmung, 27. Alt, 28. Oase, 29. Jeton, 30. Allee, 31. Ski, 32. Tip, 34. Cer, 35. Thema, 37. Seite, 39. Karree, 41. Benzol, 42. Einreibung, 44. Skat, 45. Lump, 47. London, 49. Adagio, 51. Arie, 52. Apennin, 54. Rab, 56. Odeon, 58. Drops, 59. Fenek, 60. Ute, 61. Escorial, 62. Gas, 63. Abasie, 64. Efeu, 65. Adept, 67. Ira, 69. Tula, 70. Sirius, 71. Aggregat, 73. Gin, 74. Steine, 78. Tentakel, 79. Iran, 80. Berg, 81. Palmerston. – Senkrecht: 1. Kannenbaeckerland, 2. Ulan, 3. Zermatt, 4. Graete, 5. Eichelhaeher, 6. Schliersee, 7. Chi, 8. Idiomatik, 9. Tat, 10. Neckar, 13. Tiara, 14. Stemmeisen, 16. Inkognito, 19. Armut, 21. Wal, 24. Starre, 26. Notiz, 28. Olten, 33. Peloponnes, 36. Maikaefer, 38. England, 40. Rinderpest, 41. Butan, 43. Vorarlberg, 46. Minotaurus, 48. Nab.

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben: al – ar – bel – beth – che – chen – de – e – e – e – ei – es – ga – gon – grie – hoch – in – land – las – le – le – li – li – li – na – ne – nie – no – on – rak – re – rup – sa – sam – schu – se – sen – ser – so – stra – teur – ti – tor – tri – um – ur – zenz – sind die siebzehn Wörter der nachstehenden Bedeutung zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben: 1. Fahnenflüchtiger, 2. Papstname, 3. Vulkanausbruch, 4. Reisbranntwein, 5. Gefäß, 6. europäischer Staat, 7. Laubbaum, 8. chemisches Element, 9. tropisches Ölgewächs, 10. weiblicher Vorname, 11. Universität, 12. Stadt in Nordrhein-Westfalen, 13. inneres Organ, 14. Krokodilart, 15. Raubinsekt, 16. Fangseil, 17. Küchengewürz (ch = ein Buchstabe).

1 ______

2 ______

3 ______

4 ______

5 ______

6 ______

7 ______

8 ______

9 ______

10 ______

11 ______

12 ______

13 ______

14 ______

15 ______

16 ______

17 ______

AUS HEFT 24

50. Diokletian, 53. Ninive, 55. Assistent, 57. Eugenik, 63. Asiat, 65. Alaska, 66. Dattel, 68. Agger, 72. Ring, 75. Elm, 76. Eis, 77. Inn.

Silbenrätsel: 1. Determination, 2. Ellipse, 3. Neidenburg, 4. Seeanemone, 5. Tetraeder, 6. Ringelnatter, 7. Ochsenfurt, 8. Meistersinger, 9. Dardanellen, 10. Elektrizität, 11. Ruwenzori, 12. Tarantella, 13. Roulette, 14. Anneliese, 15. Ultimatum, 16. Elritze, 17. Riesengebirge, 18. Medikament, 19. Illumination; die ersten Buchstaben von oben nach unten und die dritten Buchstaben von unten nach oben gelesen ergeben den Sinnspruch: „Den Strom der Trauer mildert nur, wer ihn teilt."

Raten und Rechnen:

136 — 96 = 40
2 × 3 = 6
272 — 32 = 240



stern training test

Haben Sie Talent zum Urlaub?

Wenn Sie jetzt bald Ihre Koffer packen und in die verdienten Ferien fahren — sind Sie eigentlich sicher, daß Sie mit Ihren freien Tagen richtig umgehen? Welcher „Urlaubstyp" sind Sie? Der Stern-Psychologe sagt es Ihnen und nennt Ihnen — als praktische Hilfe — zwei Rezepte, Verlegenheit und Unruhe rasch zu überwinden

1. Training-Test-Aufgabe

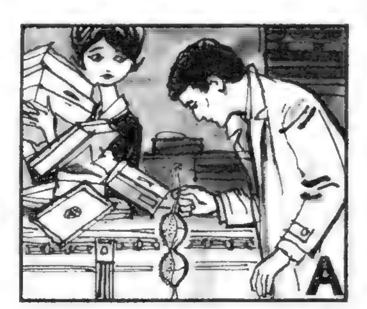


Bild A: Einer jungen Verkäuferin passiert das Mißgeschick, daß sie verschiedene Kartons und Schachteln mit zarten Dessous vom Ladentisch stößt. Ein Kunde bückt sich und hebt mit spitzen Fingern einen dieser zarten Gegenstände hoch und überreicht ihn der Verkäuferin.



Bild B: Einer jungen Dame zerreißt auf der Straße der Strumpfhalter. Sie bemüht sich, eine Katastrophe zu verhüten. In diesem Augenblick kommt ein Herr vorbei, dem diese Szene nicht entgeht. Die Dame blickt erschrocken auf und merkt, daß sie beobachtet wird.

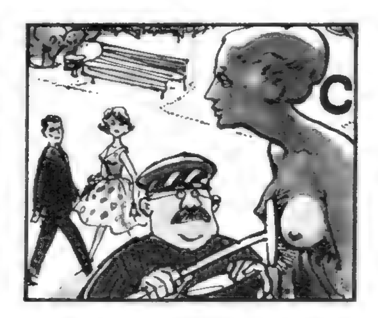


Bild C: Ein Arbeiter der Stadtverwaltung ist damit beschäftigt, mit Eimer und Bürste im Stadtpark einer steinernen Figur den Busen zu reinigen. Aus verschiedenen Richtungen kommen ein Herr und eine Dame, beide merken, daß sie die Szene beobachtet haben.

1. Frage: In welcher dieser drei Situationen würden **Sie** am stärksten in Verlegenheit geraten? A = 3 Punkte, B = 2 Punkte, C = 4 Punkte.

2. Frage: Welche der drei Situationen wäre Ihrer Meinung nach am ehesten dazu geeignet, zwischen **IHM** und **IHR** Liebe auf den ersten Blick auszulösen? A = 2 Punkte, B = 0 Punkte, C = 3 Punkte.

1. Frage:	Punkte
2. Frage:	Punkte
Insgesamt:	Punkte

Unser wissenschaftlicher Mitarbeiter Dr. Siegfried Heldwein sagt dazu:

Das vegetative Nervensystem ist zuständig für die Organe und Funktionen, die man mit dem Willen nicht beeinflussen kann. Zugleich stellt es eine Art Bindeglied zwischen Körper und Seele dar. Jede seelische Erregung teilt es den Organen mit. So kann sich zum Beispiel infolge heftigen Ärgers die Gallenblase verkrampfen, so daß es zu einer Kolik kommt. Auch das Erröten aus Verlegenheit, Verwirrung und Scham ist seelisch bedingt. Das vegetative Nervensystem überträgt den psychischen Zustand auf den Körper und bewirkt dort die Füllung der Blutgefäße im Gesicht. Das geschieht ohne eigenes Zutun und auch gegen den Willen des Betroffenen. Entsteht nun während des Errötens anderswo am Körper ein Schmerz, dann kümmern sich die vegetativen Nerven sofort um diesen und vergessen den Errötens-Anlaß; der Schmerz hat den Vorrang.

Training: Viele Menschen leiden darunter, daß sie oft rot werden und in Verwirrung und Verlegenheit geraten. Mit dem Willen können Sie nicht dagegen ankämpfen, und die besten Vorsätze nützen nichts. Kann man trotzdem etwas tun? Ja! Man drückt mit dem Daumen gegen einen Fingernagelrand der gleichen Hand, so daß ein leichter Schmerz entsteht. Die Folge: Es kommt nicht zum Erröten, das Blut schießt einem nicht in den Kopf, oder wenn es schon geschehen ist, geht es wieder zurück, und das Gefühl von Verwirrung und Verlegenheit bleibt im Hintergrund.

2. Training-Test-Aufgabe

Streichen Sie mehrmals mit dem Mittelfinger leicht über die Haut vom linken Ohr zum Kinn zum rechten Ohr und wieder zurück.

1. Frage: Auf welcher Gesichtshälfte ist Ihre Haut empfindsamer? Mehr rechts = 2 Punkte, mehr links = 0 Punkte, auf beiden Seiten gleich = 1 Punkt.

Streichen Sie zart mit einem stumpfen Bleistiftende quer über Ihre Stirn, und zwar von links nach rechts und zurück.

2. Frage: Auf welcher Stirnhälfte sind Sie empfindsamer? Mehr rechts = 0 Punkte, mehr links = 2 Punkte, auf beiden Seiten gleich = 1 Punkt.

3. Frage: Wo ist Ihre Haut empfindsamer? Vom Ohr zum Kinn zum Ohr? = 2 Punkte, quer über die Stirn? = 1 Punkt

1. Frage	Punkte
2. Frage	Punkte
3. Frage:	Punkte
Insgesamt:	Punkte

Training: Körperliche Unruhe und Nervosität haben nichts miteinander zu tun, aber es kann sehr unangenehm sein, wenn es einem überall kribbelt. In einer solchen Verfassung kann man am Kopf leichte kitzelnde Hautreize auslösen. Sie dämpfen das Kribbelgefühl. Weshalb ist das so? Der Körper meldet mit dem Kribbeln u. a. ein Bedürfnis an: Die Haut hat zu wenig zu tun. Die Reize am Kopf sind für die Haut eine Ersatz-Beschäftigung, denn sie leitet diese Erlebnisse über das Nervennetz weiter zu den Innenorganen.

3. Testaufgabe

Beantworten Sie jede Frage mit ja oder nein, und zählen Sie am Ende Ihre Punkte zusammen:

Sind Sie der Meinung, daß sich Ihr bisheriges Leben für einen Roman oder für eine Verfilmung eignen würde?
Ja 3, nein 4 Punkte

Kennen Sie mehr als drei Witze, die sich nur im engsten Kreise erzählen lassen?
Ja 1, nein 0 Punkte

Tut Ihnen ein Wild — Hase oder Reh — leid, wenn es Ihnen auf der Speisenkarte als Braten angeboten wird?
Ja 1, nein 2 Punkte

Spielen Sie gern mit einem Gegenstand, z. B. Schwamm oder Bürste, wenn Sie in der Badewanne sitzen?
Ja 2, nein 1 Punkt

Gibt es in Ihrem Leben immer wieder Tage, an denen Sie ohne ersichtlichen Grund traurig gestimmt sind?
Ja 1, nein 2 Punkte

Waren Sie schon mehrmals so verliebt, daß Sie jedesmal den Eindruck hatten, stärker ginge es nicht?
Ja 3, nein 2 Punkte

Machen Sie sich grundsätzlich ein festes Programm für den Fall, daß das Wochenende total verregnet?
Ja 0, nein 1 Punkt

Sind Sie der Meinung, daß man unsere Wälder dadurch schonen sollte, daß man für Weihnachten künstliche, aber echt aussehende Bäume herstellt?
Ja 0, nein 1 Punkt

Insgesamt:	Punkte

Zusammenfassung

1. Testaufgabe:	Punkte
2. Testaufgabe:	Punkte
3. Testaufgabe	Punkte
Gesamtsumme:	Punkte

Die Bewertung

Bei weniger als 17 Punkten:
Die Arbeit und der Alltag wirken sich bei Ihnen wie eine Gefühls- und Empfindungsbremse aus: Sie entfalten kaum die Hälfte Ihrer Persönlichkeit. Kaum hat jedoch der Urlaub begonnen, schon möchten Sie am liebsten alle Fesseln und Bindungen abwerfen: Ihr angestautes Temperament gebärdet sich wie ein gefangenes Wildpferd, das die Freiheit wittert. Seien Sie also vorsichtig im Urlaub! Ihnen liegt das Über-die-Stränge-Hauen im Blut.

Bei 18 und 19 Punkten:
Sie gehen mit einer eigentümlichen Ängstlichkeit in den Urlaub. Ständig zweifeln Sie, ob Sie sich auch wirklich erholen und ob Sie sich genügend freuen. Sie sollten von Anfang an auf solche Selbstkontrollen verzichten. Stürzen Sie sich mutig ins Vergnügen, das Sie auflockert und in Schwung bringt. Gönnen Sie sich ein bißchen von dem Leichtsinn, der vertretbar ist, und der Ihnen so schwerfällt. Flirten Sie ein wenig. Sie gehen schon nicht zu weit.

Bei 21 und 22 Punkten
Sie haben durchaus das Zeug zum Ferien-Genie in sich. Beneidenswert ist es, wie Sie schon in der Nacht zum ersten Urlaubstag die Sorgen und Probleme über Bord werfen. Erhalten Sie sich Ihre gesunde Ausgelassenheit für alle Ferientage. Eine Gefahr besteht nämlich in Ihrem Fall: daß Sie sich von anders gestimmten und veranlagten Menschen die Laune verderben lassen. Denen dürfen Sie sich nicht aus falscher Rücksichtnahme anschließen. Seien Sie also wählerisch in Ihrem Umgang.

Bei mehr als 23 Punkten:
Sie sind der Typ des Ferien-Fatalisten: Wie es kommt, wird es hingenommen. Das ist grundfalsch! Gerade im Urlaub sollten Sie nach Ihrer Fasson leben. Machen Sie also Pläne und führen Sie diese auch aus. Gestalten Sie bewußt Ihr Ferienschicksal! Sie werden dabei aufblühen. Die schwerste Last in Ihrem Sorgenberg besteht doch darin, daß Sie im Alltag ständig nach der Pfeife anderer tanzen müssen.

Sollten Sie insgesamt **17, 20** oder **23** Punkte haben, dann prüfen Sie bitte, ob Sie sich nicht bei einer der Aufgaben geirrt oder sie nicht richtig ausgeführt haben. Sie stehen nämlich auf der leeren Schwelle zwischen zwei Typen. Sollten Sie jedoch wieder eine der Leerzahlen erreichen, dann neigen Sie mehr zum Typenergebnis der nächsthöheren Zahl.

Welt der internationalen Hotels

Reisen ... der Zauber fremder Städte ... andere Menschen, immer wieder verlockend das Neue. Und überall trifft man sie, die Frau, die mit Charme das Leben meistert ... liebenswert, gepflegt und entzückend gekleidet. Harmonische Farben ... ein zartes Make up verraten die persönliche Note – und immer wieder der unnachahmlich zarte Duft der Seife Fa – der Feinseife neuen Stils.



5/62

PETER HEIM

Die Wolken haben kein Haus

Der Roman eines Mannes, der die Rache suchte und die Liebe fand

Das Attentat ist fehlgeschlagen, Karl Beckmann ist in Peru von der politischen Polizei des Diktators Robles verhaftet worden. Seine Freunde konnten ihm nicht mehr helfen. Der alte Elizardo ist tot, Mendoza geflohen. Beckmann wartet in einer Zelle auf das Urteil. Er ist vernommen worden, ohne Folter. Flucht ist unmöglich. Er weiß, daß er Robles' Willkür ausgeliefert ist.

Bei den Verhören war es drückend heiß. Die Männer, die ihn vernahmen, hatten deshalb die Jacken ausgezogen und die Hemdsärmel hochgekrempelt. Es waren Angehörige des G 2 – Robles' Abwehrdienst. Sie waren sehr jung, aber sie schienen ihr Handwerk zu verstehen. Außerdem waren sie erstaunlich genau über die Situation in Panama unterrichtet. Die Fragen prasselten pausenlos auf Beckmann herab. Sie wurden unpersönlich und sachlich gestellt. Es passierte selten, daß einer von den vernehmenden Beamten vor Beckmanns sturer Schweigsamkeit die Nerven verlor und zu brüllen oder zu drohen begann. Aber auch das war ihm gleichgültig. Zu den meisten Punkten verweigerte er präzise Antworten. Über die Organisation der Orosco-Truppen wußten sie ohnehin mehr als er selbst. Namen kannte er kaum. Immerhin konnte er aus den Fragen entnehmen, daß Mendoza geflohen war und noch gesucht wurde. So blieb es Beckmann noch immer ein Rätsel, wer das Attentat verraten hatte.

Er beharrte auf seiner einen Darstellung. Im großen und ganzen entsprach sie der Wahrheit. Er habe sich zu dem Attentat freiwillig gemeldet, der Plan stamme von ihm, Orosco habe ihm nur die notwendigste Unterstützung erteilt – die CIA habe überhaupt nichts damit zu tun. Merkwürdigerweise schien den G 2 seine Arbeit bei der CIA überhaupt nicht zu interessieren. Auch die Umstände seiner Flucht aus Peru wurden kaum berührt. Wahrscheinlich hatte Tereza hierzu bereits alles berichtet. Und was seine CIA-Arbeit bei dem Orosco-Putsch betraf, da wußte ja Fermin de la Puente Bescheid. So ergab sich wohl ein ziemlich lückenloses Bild.

In den kurzen Pausen zwischen den Verhören lag Beckmann auf seiner Pritsche. Er hatte es längst aufgegeben, sich über das, was ihn erwartete, Gedanken zu machen. Es gab keine Zweifel und keine Ungewißheit, alles stand absolut fest. Auch die Vorstellung von Tereza quälte ihn nicht mehr.

Er hatte sich vollkommen gegen seine Umwelt abgekapselt. Er aß, was man ihm vorsetzte, trank, wenn er Durst hatte, schlief, wenn er Gelegenheit dazu fand.

Nur wenn er sich ausmalte, wie sein Ende sein würde, überkam ihn eine würgende Bitterkeit. Der Widerwille gegen sich selbst, gegen sein gescheitertes, nutzloses Leben, und ein paarmal ertappte er sich bei dem Versuch, so etwas wie eine Bilanz zu ziehen. Die graue, trostlose Erinnerung an das Deutschland nach dem Krieg. *„Was haben Sie bisher gemacht? – Ach, Offizier? – Berufsoffizier – Aha – Nein, tut mir leid, wir wissen doch, wie das ist zur Zeit ... ja, wenn Sie uns Ihre Adresse hier lassen wollten – Danke – Danke sehr."*

Ja. Danke sehr. Er war nicht ausgezogen, um Amerika zu entdecken. Es war eine Flucht. Sie schien ihm auch geglückt. Zunächst wenig. Die ersten Tage in Lima. Sicher: Auch damals ging es ihm dreckig. Aber man konnte wieder atmen. Man war jemand. Man fühlte, daß man zwei Hände zum Arbeiten hatte, einen Verstand zum Denken, daß beides gefragt war, daß man mit einem bißchen Ehrgeiz weiterkommen und mit einem bißchen Energie die anderen überrunden konnte. Und er hatte die anderen überrundet. Viele wenigstens. Und dann. Geglückt? Was war ihm geglückt?

Nicht einmal sein Haß hatte sein Ziel erreicht. Statt dessen hatte ihn das Schicksal mit faulen Witzen bedacht. Auch das hier war ein Witz. Auch die Tatsache, daß ausgerechnet ein Fermin de la Puente von den Toten auferstanden war, um ihn zu schnappen, um ihn reif für den Tod an einer Mauer zu machen. Vielleicht würde der Comandante de la Puente die Exekution sogar selbst leiten. Ähnlich sah es ihm jedenfalls.

Fermin und Tereza – beide hatten den Schlußstrich der Bilanz gezogen. Jeder auf seine Weise. Nur daß Tereza nichts dafür konnte ... In diesen Minuten war es auch, daß Beckmann zum erstenmal daran dachte, das Ende vorwegzunehmen. Zumindest sich den Zeitpunkt vorzubehalten.

Er hatte keine Furcht davor. Im Gegenteil. Was ihn noch warten ließ, war eher eine stumpfe Neugier als Entschlußlosigkeit.

Immerhin schaffte er sich die Möglichkeit für einen letzten und endgültigen Abgang. Aus dem mürben, abgewetzten Rand des Essengeschirrs brach er sich ein Stück Aluminium und wetzte es auf dem Steinboden der Zelle so lange, bis es messerscharf war. Dann verbarg er das Instrument in seiner Matratze.

•

Der Kaffee schoß in dünnem, pechschwarzem Strahl in die Tasse. Fermin nahm eine Büchse amerikanischer Dosenmilch. „Willst du mehr?"

„Danke. Es reicht."

„Zucker?"

„Ja."

Fermin schob ihm die Untertasse mit den Zuckerwürfeln hin. Es war zum erstenmal seit der Gefangennahme, daß sie sich sahen. Der Comandante hatte diesmal keine Uniform an. Er trug einen zerknautschten dunkelblauen Sommeranzug. Sein Kragen stand offen. Sie saßen in einem sparsam ausgestatteten Büroraum. Vor Fermin, auf dem Schreibtisch, lag ein dicker Hefter mit dem Protokoll. Das Fenster gab den Blick auf ein Pinien-Wäldchen frei. Davor zog sich Stacheldraht. Und am Stacheldraht waren eine Reihe von Polizeifahrzeugen geparkt.

Beckmann wartete, bis der Kaffee sich abkühlte. Er zog an der Zigarette, die ihm Fermin angeboten hatte. Er war vollkommen entspannt.

„Nicht gerade überwältigend." Fermin klopfte mit dem Fingerknöchel auf das Protokoll. „Ich hätte dir ein bißchen mehr zugetraut. Zumindest hättest du geschickter lügen können."

„Da ist nichts gelogen."

„Natürlich nicht. Du hast dich freiwillig bei Orosco gemeldet, weil der ein so netter Mann ist, du hattest gar nichts anderes im Kopf, als zu ihm zu laufen, zu unserem gemeinsamen, großartigen Freund Orosco. Es konnte nicht schnell genug gehen. Du hast ihn ja schon immer heiß geliebt, nicht wahr?"

„Ich hab' ihn überhaupt nicht gesehen."

„So? Aber du warst bereit, für ihn zu krepieren. Du hattest überhaupt kein anderes Interesse. Für die gute Sache, nicht wahr, für die großartige Sache der peruanischen Befreiung durch Orosco ..." Fermin spuckte die einzelnen Worte aus wie Unrat. „Nichts anderes. Aus purem Idealismus! Du opferst dich für Peru. Was soll dieser Mist, Carlos?"

„Du weißt, daß ich meine Gründe habe."

„Ach Mensch, wärm' doch die alte Story nicht wieder auf. Die Story von Arequipa, von deiner Frau und so. Damit hast du mir einmal imponiert. Jetzt nehm' ich sie dir nicht mehr ab."

Fermin setzte sich auf die Schreibtischkante und schlug die Potokollakte auf. „Fangen wir bei dem Tag an, an dem du nach Panama kamst."

Es dauerte vier Stunden. Es war ein zähes, erbarmungsloses Ringen. Keiner gab dem anderen etwas nach,

⟶

Die Wolken haben kein Haus

keiner verlangte einen Augenblick Pause, es war der Kampf zweier Männer, die zuviel voneinander wußten, die sich vielleicht auch zu ähnlich waren, um sich zu schonen, und die sich darüber klar waren, daß es in dieser Situation kein Pardon geben konnte.

„Weißt du, was ich mit dir am liebsten machen würde", sagte Fermin schließlich, und sein Gesicht wirkte müde und verfallen, aber die schwarzen schrägen Augen funkelten noch voller Haß.

„Ja", nickte Beckmann. „Sonderbehandlung."

„Genau", sagte Fermin. „Genau das."

Stille entstand. Minutenlang. Beckmann spürte ein quälendes Verlangen nach einer Zigarette, die Schachtel auf dem Schreibtisch war leer.

„Fermin?"

„Ja."

„Woher hast du gewußt, daß ich hier bin?"

„Was anderes beschäftigt dich wohl nicht, was? Hör mal: Warum fragst du mich nicht lieber, weshalb i c h hier bin, wieso ich noch lebe, wieso ich, gerade ich es war, der dich geschnappt hat."

„Weil es mich nicht mehr interessiert", sagte Beckmann müde.

„Sieht dir ähnlich. Trotzdem will ich dir es sagen. Weil du es warst, der mir gezeigt hat, auf welche Seite ich gehöre. Du! Nicht Orosco. Das ist ein seniler, korrupter Idiot. Die gibt es dutzendweise hier, die hat es schon immer gegeben, und daran wird sich auch wohl eine Zeitlang nichts ändern lassen. Aber du. Das war was anderes. Du kamst von draußen – du hast was gezeigt, und du hast gekämpft. Wenigstens habe ich angenommen, daß du dich wie ein Mann für eine Sache einsetzt, an die du glaubst. Aber wo ist die Sache? Wo? Nein, mein Lieber. Damals in Huanuco, als du mich und die andern verheizt hast, als du mich und die andern geopfert hast, um deine eigene, feine Haut zu retten, da sind mir die Augen aufgegangen. Da sah ich plötzlich klar. Ich kam durch. Mich nahmen sie gefangen. Ich habe mich bei Robles gemeldet, habe ihm alles berichtet, alles, wie es kam und was los war, und er hat begriffen. Er hat erkannt, was er in Zukunft an mir haben würde. Und ich habe es ihm bewiesen, daß er recht hatte. Nicht zuletzt mit deiner Gefangennahme."

„Laß dir 'nen Orden geben", sagte Beckmann.

„Dein Humor wird dir vergehen. Weißt du, was du bist: ein billiger, bezahlter Mörder. Nichts weiter. Dazu einer, der noch nicht mal weiß, was er tut."

•

Das Gespräch mit Fermin beschäftigte ihn lange – es war, als habe diese einzige Diskussion etwas in ihm aufgestoßen, einen Abgrund aufgerissen, vor dem er erschrak. Immer wieder wiederholte er die Fragen. Stets versuchte er, sie zu beantworten, eine Rechtfertigung zu finden, es war wie eine Mühle, in der sein Schlaf und seine Gelassenheit angesichts des nahen Todes zerrieben wurden.

Die Zeit verstrich. Die Schritte der Posten zerstückelten sie, die Mahlzeiten waren die Zäsuren. Essen, schlafen, verdauen – es gab keinen Tag und keine Nacht und keine Hoffnung mehr.

In der ersten Zeit war noch wie ein fernes Signal der Gedanke an die Landung aufgetaucht. Er hatte versucht, den Zeitpunkt zu ermitteln, der in Panama angegeben worden war. Der Tag war längst verstrichen. Er glaubte ohnehin nicht daran, daß Robles' Plan noch realisiert würde. Und wenn. Auch das bedeutet für ihn das Ende. Fermin würde ihn, wenn nötig, eigenhändig erschießen.

Merkwürdig, daß er ihn nicht mehr zu sich rief. Auch die Verhöre waren abgebrochen. Wahrscheinlich hatten sie es aufgegeben. Und für das Urteil brauchten sie keine Beweise.

Blieb noch das kleine dreieckige Stück Aluminium.

Aber das hatte Zeit. Bis zum Prozeß. Auf einen Prozeß würden sie nicht verzichten. Eine solche Schau ließ sich Robles nicht entgehen. Wo würde er stattfinden? In der Plaza de Toros.

Am selben Ort, an dem Tereza verurteilt worden war.

Er empfand etwas wie Trost bei dieser Vorstellung.

•

„Mitkommen."

Die Zellentür schlug auf. Zwei Polizisten und ein Leutnant standen auf der Schwelle. Sie führten ihn über die Treppen und Korridore der Polizeikaserne in ein kleines Zimmer. Nach kurzer Zeit erschien ein Mann. Er trug einen weißen Kittel. Im ersten Augenblick hielt ihn Beckmann für den Arzt, der ihm den Verband erneuern wollte – aber dann sah er, daß der Mann aus der Aktentasche Rasierzeug packte ...

Das Begleitkommando sah schweigend zu, wie er rasiert wurde.

Einer der Polizisten verschwand und erschien mit einem Bündel Kleider wieder.

„Ziehen Sie sich das an."

Nicht einmal die Krawatte hatten sie vergessen. Sie war rot mit weißen Streifen. Der Anzug war zu eng, der Hemdkragen zu weit – die Schuhe durfte Beckmann behalten.

Er wurde durch einen Hintereingang auf den Hof geführt. Diesmal wartete ein Sanitätswagen auf ihn. Die Gestelle mit den Tragbahren waren daraus entfernt. Nur eine Kunstlederbank blieb noch an der Seite.

Beckmanns Herz begann unregelmäßig zu schlagen. Er spürte ein brennendes Stechen in der Brustgegend. Er spürte es oft in den letzten Tagen, es war begleitet von Atemnot und Furcht – er konnte nichts gegen diese Furcht tun, sie blieb stärker als sein Wille.

War das das Ende? Hatte er sich den Schlips für das Peloton umgebunden? Oder für den Galgen?

„Sitzen Sie so gut?" fragte der Polizist und rückte etwas zur Seite, um Beckmann Gelegenheit zu geben, seinen Gipsarm aufzulegen.

„Ja – danke."

Er wollte fragen, was ihm bevorstehe. Aber er brachte es nicht über die Lippen. Er sah geradeaus, sah auf das rote Kreuz auf den Milchglasscheiben, während der Wagen in rasender Fahrt losschoß ...

•

Als man ihn aus dem Wagen steigen ließ, erkannte Beckmann zuerst einen großen alten Pekabaum. Darunter dehnte sich ein kurzgeschnittener englischer Rasen aus, auf dem sich langsam ein Wassersprenger drehte. Eine Mauer. Zwei Soldaten mit umgehängten Maschinenpistolen warteten dort.

Die Polizisten nahmen ihn in die Mitte, der Leutnant ging voran, öffnete eine schmale Tür an der Rückseite eines weißverputzten Gebäudes. Ein kurzer Gang. Roter Läufer darauf. Drei Stufen. Wieder eine Tür.

Das Zimmer war klein und behaglich eingerichtet. An der Längswand stand ein etwas abgeschabter Diwan. Drei Korbsessel gruppierten sich um einen runden Tisch.

„Setzen Sie sich", sagte der Leutnant. „Ihr zwei bleibt draußen."

„Si, Teniente."

Die Polizisten verschwanden.

Der Leutnant nahm auf dem Sofa Platz, Beckmann setzte sich zögernd in einen der Korbsessel.

Dann hörte er draußen einen forschen schnellen Schritt. Hackenzusammenschlagen. Er wandte den Kopf.

Die Tür ging auf. Ein Mann betrat das Zimmer, ein schmächtiger, zierlicher Mann in einem grauen, hochgeschlossenen Leinenrock, den schmalen Schädel leicht vorgeschoben, ein halbes, spöttisches Lächeln auf den blassen Lippen.

Luis Ortega Robles.

„Buenas dias" – die Stimme war belegt und etwas heiser. Beckmann spürte ein Prickeln im Nacken und bewegte unwillkürlich die Schultern, als suche er etwas abzuschütteln. Umsonst. – Es änderte sich nichts.

Der Leutnant war aufgesprungen. Jetzt nahm er Haltung an. „Teniente Roccas", meldete er. „Zweites Regiment. Policia Armada. Das hier ist der Gefangene, Camerada Luis."

Der Diktator nickte.

Er stand noch immer an der Tür. Die eine Hand hielt die Klinke, die andere hatte er in der Seitentasche seines Jacketts, die Schultern waren leicht geduckt, er wirkte anders, ganz anders, als sich ihn Beckmann vorgestellt hatte. – Auf dem langen Hals saß ein schmaler, dreieckiger Kopf, die Gesichtsfarbe war ein blasses, ungesundes Gelb, seine Wangen waren eingefallen, über den hohen Backenknochen spannte sich die Haut. Er ähnelte eher einem halbverhungerten Dorfschullehrer als dem Messias der Indios, dessen Wort Zehntausende für die Bibel nahmen. Und doch ging etwas von ihm aus, das auch Beckmann sofort beeindruckte. Es war, als habe sich der Raum verändert in dem Augenblick, als er ihn betrat, vielleicht lag es an der Art, wie er lächelte, an seinem Blick, suggestiv und doch kühl, alles erfassend und doch völlig distanziert.

„Danke, Leutnant", sagte Robles und schloß sorgsam die Tür.

Beckmann blieb sitzen.

Die auseinanderstehenden schrägen Augen musterten ihn.

„Carlos Beckmann", sagte Robles. „Das also ist Carlos Beckmann."

Er nahm die Hand aus der Tasche, ging auf Beckmann zu und blieb vor ihm stehen. Er blickte auf ihn herab.

„Hat man Sie gut behandelt?" fragte Robles.

„Ich glaube schon."

„Der Mörder und sein Opfer", sagte Robles. „Sagen wir besser – der beinahe Ermordete. Und um Sie korrekt zu definieren, Señor Beckmann, muß ich ja von einem Attentäter sprechen. Stimmt das?"

„Definieren Sie, wie Sie wollen", sagte Beckmann.

„Sie haben recht", wieder lachte Robles. „Das Resultat ist dasselbe. – Oder wäre dasselbe gewesen. Ich wollte nur mal testen, wie so eine Begegnung wirkt. Nicht nur auf Sie – auch auf mich. Ich bin ein sehr neugieriger Mensch. Das ist eines meiner schlimmsten Laster. Wollen Sie rauchen? – Nein. – Sehen Sie, ich rauche auch nicht. Da haben wir also schon eine Gemeinsamkeit ..." Er sprach rasch, ohne Punkt, ohne Komma, in lässigem Stakkato, die Worte nur dann unterbrechend, wenn ihm irgendein Einfall dazwischenkam. Er zeigte selbst in diesem merkwürdigen, von Spannung erfüllten Gespräch einen zerstreuten Charme. Beckmann konnte sich ihm nicht entziehen, obwohl er sich mit der Frage abquälte, was dies alles bedeute.

„Neugierde?" dozierte Robles in seinem beiläufigen Konversationston. – „Nein, das ist es wohl nicht ganz. Ist nicht der richtige Ausdruck. Wissen Sie, es geht mir einfach darum, Menschen kennenzulernen, Freunde oder Feinde, das ist ganz gleich. Es ist immer wichtig, die Gründe von Freundschaft, Zuneigung oder Haß zu kennen, meinen Sie nicht?"

Beckmann erhob sich halb. Es war eine unwillkürliche Bewegung, die ihn sofort ärgerte. Er mußte etwas sagen. Was? Es gab nur eines. „Señor Robles", sagte er. „Ich bin verhaftet. We- →

Die Wolken haben kein Haus

gen versuchten Attentats. Ich weiß, was das bedeutet. Ich erwarte von Ihnen nichts, ich verlange von Ihnen nichts. Machen Sie mit mir, was Sie wollen. Das ist Ihre Sache. Aber erwarten Sie keine Antwort. Diese Unterredung mag für Sie ja interessant sein. Für mich ist sie es nicht."

Robles' Stirn rötete sich flüchtig.

Er wandte sich an den Leutnant:

„Leutnant Roccas! – Bitte, lassen Sie uns allein."

Robles lehnte sich nach vorn. „Nun sind wir zwei allein. Wenn Sie jetzt ihr prächtiges Gewehr bei sich hätten oder sonst irgendeine Waffe – sagen wir mal eine Pistole –, was dann? Würden Sie mich jetzt erschießen?"

Beckmanns gesunde Hand zog sich unwillkürlich zusammen.

„Antworten Sie!" bohrte Robles. „Geben Sie mir eine klare, verständliche Antwort. Würden Sie es jetzt auch tun?"

„Was soll das?"

„Keine Ausflüchte, Beckmann. Würden Sie jetzt schießen?"

Da sah Beckmann hoch. „Ich glaube – ja."

Einen Moment schwiegen sie beide und starrten sich an. Beckmann war der erste, der den Blick senkte.

„Sie sind ein kräftiger Bursche", hörte er die leise, heisere, eindringliche Stimme. „Der CIA hat Sie trainiert. Sie sind ein trainierter Killer, keine sehr schöne Berufsbezeichnung, aber sie trifft wohl zu."

„Ich bin kein Berufsagent."

„Lassen wir die Feinheiten."

Beckmann spürte wieder die eisigen Stiche im Nacken. Sie begleiteten eine Welle jähen Zorns.

„Man hat Ihnen doch beigebracht, wie man Leute rasch und geräuschlos beseitigt. Ohne viel Aufwand. Ich weiß es, ich kenne die Methoden von Fort Bradd, wo man Leute wie Sie ausbildet. Ich kenne Roberts Arbeit in Miami, in Panama. – Ich habe das ganze Material über den CIA sehr sorgfältig studiert. Sie können mir nichts vormachen, Beckmann."

„Was wollen Sie eigentlich?"

„Das werden Sie sofort wissen. Wie gesagt, Sie verstehen sich auf Ihr Geschäft. Gewiß, Sie haben nur einen Arm zur Verfügung, aber auch selbst mit einem Arm ..." Ein seltsames Leuchten ging von den großen Augen aus. Oder lächelte er nur? Was war mit ihm? Er spinnt, dachte Beckmann: Der Mann ist irgendwie krank. Irgend etwas ist an ihm, das nicht stimmt. „Ich bin ein ziemlich schwacher Mensch. Schon immer gewesen. Schon als Kind . . . Ich hätte Ihnen also wenig entgegenzusetzen. Sehen Sie sich nur um! Der Aschenbecher zum Beispiel. Oder hier diese Lampe. Sie hat einen sehr massiven Bronzefuß . . . wahrscheinlich brauchen Sie nicht mal ein derartiges Instrument."

„Sie sind nicht normal" stieß Beckmann hervor.

„Ich . . .? O doch." Robles verschränkte gemütlich die Hände über dem rechten Knie. „Ich will nur zeigen, daß mit I h n e n etwas nicht stimmt. Wenigstens versuch' ich das. Meine Beweisführung scheint mir ziemlich logisch. Wenn Sie ein solcher Fanatiker sind, wenn Sie einen so brennenden Wunsch hatten, mich umzulegen – dann bitte, jetzt haben Sie die Chance. Die einzige, reelle Chance, seit Sie von Panama weg sind. Vorher haben Sie die nämlich nie gehabt. Zu keinem Zeitpunkt. Wußten Sie das?"

„Nein", hörte Beckmann sich sagen.

„So. Dann können Sie mir das ruhig glauben. Wir wußten Bescheid. Von Anfang an wußten wir Bescheid."

„Woher . . .?"

Robles hob die Hand. „Paciencia ... Haben Sie doch ein bißchen Geduld. Das ist doch jetzt nicht wichtig."

„Für mich schon."

„Für Sie müßte jetzt allein interessant sein, daß Ihnen zum erstenmal die echte Möglichkeit geboten wird, mich umzubringen. Und zwar jetzt. In diesem Augenblick. Sie haben nichts mehr zu verlieren ... Sie haben doch selbst gesagt ... Also ..., bitte! Auf was warten Sie?"

Beckmann starrte ihn an, sah, wie Robles sich lächelnd zurücklehnte, vollkommen ruhig, vollkommen gelassen, der Blick forschend und aufmerksam wie der eines Arztes. Beckmann bekam die Augen nicht von diesem Gesicht. Er fühlte sich schlapp und ausgebrannt. Aber er konnte nicht wegsehen: Katze und Maus, durchfuhr es ihn wieder ..., Kaninchen und Schlange.

Seine verletzte Hand begann jäh und unvermutet zu pochen. Er faßte unwillkürlich danach. Das Schweigen dauerte an. Robles lächelte sein langsames, überlegenes, zwingendes Lächeln. Es war, als lächle er von weit her ...

„Das ist ein übler Trick", sagte Beckmann schließlich.

„Aber wieso denn?"

„Warum wollen Sie mich verhöhnen?"

„Verhöhnen? Nicht im geringsten. Ich will Ihnen nur zeigen, daß alles, was Sie taten, verkehrt war. Von Anfang an verkehrt. Sie haben eine Rechnung aufgemacht. Aber die konnte nie ein Resultat bringen. Sie haben sich in den Faktoren getäuscht. Sehen Sie: Einmal haben Sie sich selbst betrogen ... Sie sind nicht der Mann, für den Sie sich halten, Sie haben weder die Nerven noch die Brutalität, Sie haben sich einfach zu viel zugemutet, das ist es ... Und zweitens noch wichtiger: Sie hatten keinen schlechten Grund. Das haben Sie überspielt. Vergessen Sie nicht: Ich kenne Ihre Geschichte. Ich kenn' Sie aus den Akten. Und ich kenn' Sie von meiner Kusine, von Tereza. Gestern noch habe ich Ihren Fall genau mit ihr durchgesprochen."

Tereza! Gestern ... Beckmann hob verwirrt den Kopf. Das bedeutete ... Sein Gehirn suchte nach einem Ausweg. Er fand keinen. Was war mit Tereza? War sie nicht auf dem „Monton"? War sie nicht unter diesen bedauernswerten Weibern? Wo war Tereza wirklich ...?

„... ganz begreiflich. Der Tod Ihrer Frau hat Sie umgeworfen. Sicher, was dort in Arequipa passierte, war schrecklich. Niemand wird Ihnen sein Mitgefühl verweigern. Aber es war Ihre Tragödie, Beckmann. Ihre ureigene, persönliche Tragödie. Revolutionen lassen sich nicht steuern. Sie sind Elementar-Ereignisse. Eine Ordnung wird gestürzt, und aus dem Chaos entsteht eine neue. Ihre Frau fiel dem Chaos zum Opfer. So wie sie einer Sturmflut, einem Erdbeben, einem Feuer zum Opfer hätte fallen können. Was dann? Der liebe Gott natürlich ... Den jedoch hatten Sie in Ihrem Fall nicht zur Verfügung. Aber mich! Mich hatten Sie. Ich war Ihr fixer Punkt. Auf mich bezogen Sie alles. Sie brauchten einen Menschen, ein Symbol, dem Sie die Schuld gaben. Ihr Haß wuchs sich zu einer Krankheit aus, zu einer Neurose. Was immer geschah, Sie häuften es auf Robles, auf Ihr Symbol. Auch wenn Sie mit sich selbst nicht mehr zu Rande kamen: Robles war schuld, schuld an allem, selbst bei Ihrer Geschichte mit Tereza. Sie liebten sie. Wenigstens nehme ich das an ... Schließlich half sie Ihnen ja ... Aber daß daraus nichts wurde, daß Sie es nicht realisieren konnten, das war natürlich wieder ich ..."

„Hören Sie auf", murmelte Beckmann. „Lassen Sie mich doch in Frieden!"

„Nicht nervös werden, Beckmann. Sie waren es vorher doch auch nicht."

Die gebrochene, überanstrengte Stimme kannte keine Gnade, sie war wie eine rasiermesserscharfe Klinge, die sein Denken sezierte, sie schnitt tief, schnitt in die verborgensten Zellen seines Bewußtseins. „Das stimmt schon . . ., mein Lieber, so absurd es klingen mag: Sie haßten sogar meine Revolution, weil sie Tereza davon abhielt, mit Ihnen zu kommen."

„Das . . . das ist Unsinn", begehrte Beckmann auf. „Ich bin nicht gegen das, was hier vorging, ich habe nichts gegen den Sozialismus, ich bin nur gegen die Brutalität, die ihr mit euren Phrasen . . ."

„Sie sind überhaupt nichts", unterbrach ihn Robles scharf. „Sie sind nichts als ein mit Blindheit geschlagener Egoist. Sie haben Ihre Rache zum Götzen gemacht, dafür haben Sie gelebt . . ., das bißchen, was Ihnen meine Kusine zu erklären versuchte, haben Sie nie begriffen . . ."

„Ich habe . . ."

„Einen Augenblick." Robles ging zu dem Telefon auf dem Fensterbrett. Er hob den Hörer ab und sah Beckmann an. „Holen wir doch den dritten Beteiligten dazu. Das, was ich Ihnen zu sagen habe, geht auch Tereza an." Er lächelte sein dünnes, mechanisches Lächeln. „Ihr haben Sie übrigens mein Interesse an Ihnen zu verdanken. Sie ist eine großartige Person. Nur zu sentimental . . . Und vor allem sentimental zum falschen Zeitpunkt und bei der falschen Person. Ich fühle mich für Tereza verantwortlich . . . Die Gründe kennen Sie wahrscheinlich, ich fühle mich auch dafür verantwortlich, daß sie vernünftig wird, begreifen Sie . . ."

Beckmann saß wie erstarrt. Er fühlte den Schmerz. Ein Pochen, das zu einem dunklen dumpfen Ton anschwoll, aber das war nun nicht mehr die Hand, und nicht mehr sein Herz, und nicht mehr die Demütigung, die wie Steinschlag seinen Stolz zermalmte. Er blickte zu dem Mann hinüber, der telefonierte, er sah, wie sich sein Mund bewegte, aber er verstand nicht, was er sagte. Wieso auch? Dies war doch nur Theater, ein gespenstisches, unwirkliches Theater. Aufgebaut und in Szene gesetzt, um ihn zu vernichten, bevor man ihn an die Wand stellte. Tereza . . .? Man konnte es nicht ernst nehmen. Man konnte auch nicht darüber lachen. Wieso eigentlich nicht, wieso konnte man nicht lachen? Weil jetzt endgültig das Stichwort fiel und er eine Rolle zu spielen hatte, von der er nichts wußte. Er fühlte seine Hand zittern. Aber es war nicht die verletzte Hand. Es war die gesunde Hand, die zitterte.

Die Tür ging auf.

Dritter Aufzug!

Tereza!

Er starrte ihr entgegen. Er machte unwillkürlich eine Bewegung, um sich zu erheben. Aber er sackte wieder in seinem Sessel zusammen.

Sie sah ihn nur an.

Die Augen. Die Nacht in Tingo Maria. Damals, als sie ihn weckte. Die Augen und der Regen, der auf das Dach prasselte, und ihr Lächeln, ihr leuchtendes, behutsames Lächeln und der Duft nach Urwald und aufgebrochener, regennasser Erde . . .

Aber sie lächelte nicht, ihr Gesicht war versteinert wie sein eigenes. Sie sah ihn an, und dann wandte sie den schmalen Kopf mit dem schwarzen, glatten Haar Robles zu, reagierte auch auf sein Lächeln nicht, stellte sich nur neben ihn, mit blassem Gesicht, blassen Lippen, verschränkten, verkrampften Händen.

„Tut mir leid, Tereza", sagte Robles, und seine Stimme war sanft, beinahe zärtlich. „Aber ich halte es für besser so."

Sie bewegte sich nicht. Sie gab keinen Ton von sich. Sie stand nur da.

Robles ging zu seinem Sessel zurück. Er setzte sich nicht. Er hielt die Lehne mit beiden Händen umklam- →

Die Wolken haben kein Haus

mert, und sein Blick heftete sich auf Beckmann.

„Wie gesagt: Sie haben nie begriffen, was meine Kusine Ihnen erklären wollte. Im Grunde war sie Ihnen gleichgültig ..."

„Was wissen Sie schon ...", sagte Beckmann.

„Sehr vieles. Daß Sie immer nur an sich selbst dachten, nur an sich selbst, daß Sie Ihren Rachekomplex abreagieren wollten, daß Ihnen dies wichtiger war als alles andere. So was geschieht häufig. Es geschieht überall. In Ihrem Fall aber nahm es verbrecherische Formen an. Sie versuchten nämlich, Ihren eigenen, persönlichen Konflikt einem ganzen Volk aufzuzwingen, einem Volk, das Sie weder kennen noch kennenlernen wollten, dessen Tragödie Sie nie begriffen haben, einem Volk, das Ihnen im Grunde gleichgültig ist."

„Peru ist meine Heimat."

„Ach – reden Sie doch keinen sentimentalen Quatsch. Peru ist das Land, wo es Ihnen gut ging, wo Sie Besitz sammeln konnten. Ein Mann, der gerade noch ein Hemd auf dem Leib hatte, als er ankam, konnte hier Sägewerksbesitzer werden. Ein Herr, vor dem man den Hut zog und der das verlangte, wenn es einer zufällig vergaß. Heimat? Sie haben keine Heimat, Sie sind wurzellos, Sie haben es doch bewiesen, Beckmann, was Sie von Ihrer Heimat halten. Sie haben sich doch zum Werkzeug machen lassen von Leuten ..."

Beckmann hörte nicht mehr zu.

Er vermied, Tereza anzusehen.

Was ging ihn das alles noch an.

Keine Heimat?

Robles hatte recht. Keine Heimat ... Kein Regen, der auf ein Dach im Urwald trommelt, kein Singen von Sägen. Kein goldgelber Staub, der von den zerschnittenen Stämmen fällt. Kein Haus, in das man zurückkehren kann ... Ein Grab in Arequipa, Verachtung in den Augen, die du einmal geliebt hast, Verachtung für dich selbst, ein eiskalter Block von Verachtung ...

„Ein politischer Zufall hat Sie hochgespielt, dann wurden Sie wieder weggeworfen. Leute wie Orosco ..."

„Ich lehne Orosco genauso ab wie Sie", sagte Beckmann.

„Kommen Sie mir bloß damit nicht. Gerade das ist es doch, Beckmann, was Sie so schuldig macht. Hätten Sie wenigstens an Orosco geglaubt, wie diese anderen unverbesserlichen Idioten, wie Ihr Gehilfe Mendoza zum Beispiel ..., aber nein ..., Sie machten Ihren Privatkrieg. Das ist es doch, begreifen Sie denn nicht ..."

Beckmann versank wieder in sein brütendes Schweigen. Er hörte einen leisen, silbernen Metallton. Tereza! Die Armreifen ...

„In einer bestimmten Situation, zu einem ganz bestimmten Zeitpunkt und in einer Gott sei Dank sehr knapp bemessenen Zeitspanne – da waren Sie der geeignete Mann. Aber in der Politik ändert sich nichts so rasch wie die Prämissen, daran haben Sie nicht gedacht. Wir haben uns mit den USA arrangiert, damit war Ihr Spiel zu Ende."

Beckmann fuhr hoch. Was sagte der Mann da?

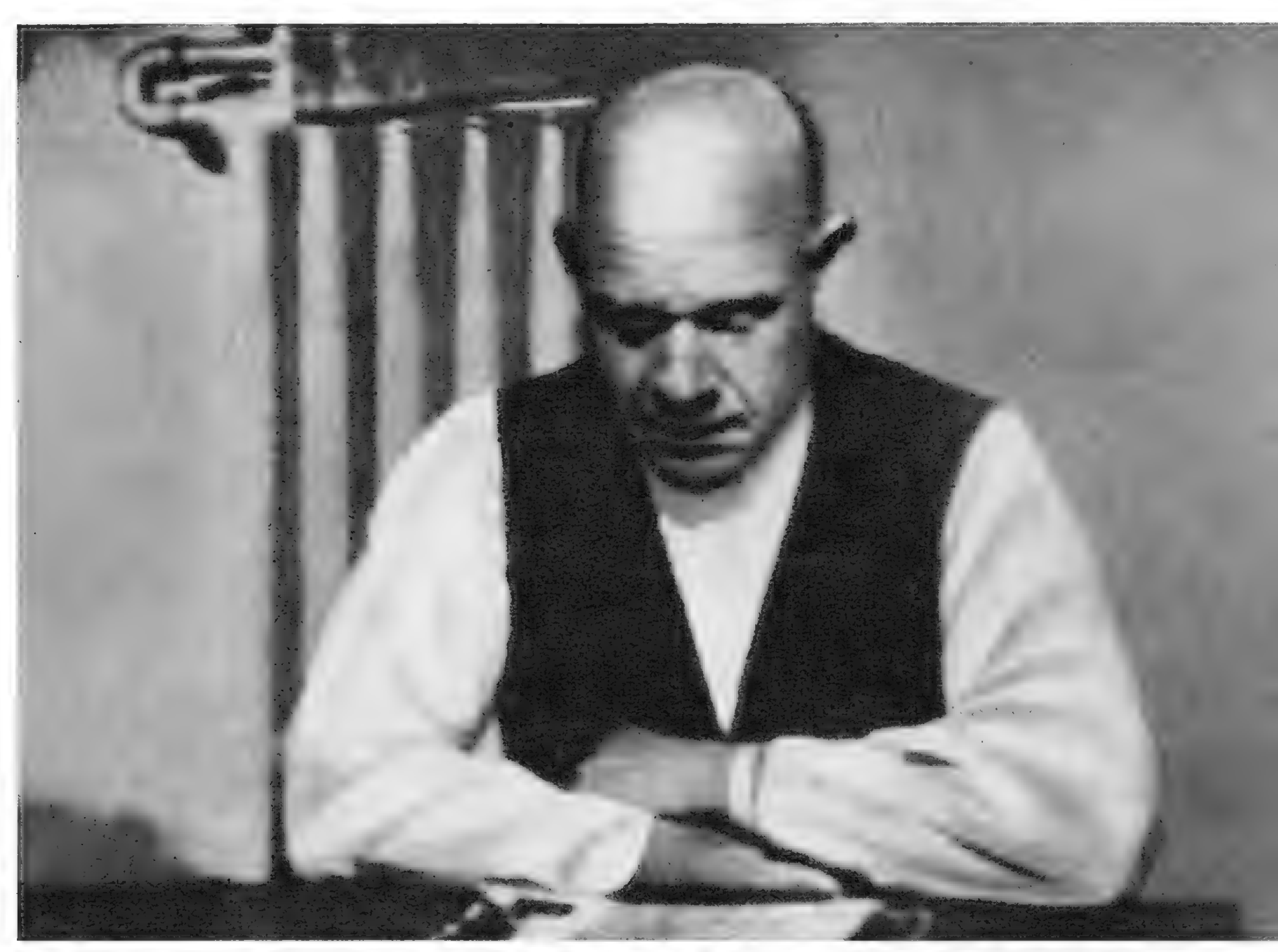
„Sehen Sie, Beckmann, jetzt wird es auch für Sie interessant."

Fortsetzung im nächsten stern



DIESE WOCHE

STERNKORRESPONDENTEN BERICHTEN



Von 1933 bis 1944 in Einzelhaft – dann plötzlich liquidiert: volkstümlicher KP-Chef Ernst (Teddy) Thälmann

Vier Schüsse um Mitternacht

KÖLN: Späte Fahndung nach den Mördern des Kommunisten-Führers Thälmann / *von Leo Bauer*

Die Menschen in der freundlichen Grenzstadt Geldern werden schweigsam, ja feindselig, befragt man sie über den Lehrer Wolfgang Otto von der katholischen Knabenvolksschule St. Michael. Dabei weiß jeder zumindest aus der Zeitung: Der Bewohner des kleinen Hauses am Harttor 23 soll an der Ermordung Ernst Thälmanns, des früheren deutschen Kommunistenchefs, beteiligt gewesen sein.

Jeder Fremde vor dem Haus Lehrer Ottos wird von der Ortspolizei mißtrauisch betrachtet: ein kommunistischer Agent? Denn wer sonst könnte sich für die Vergangenheit des angesehenen und frommen 51jährigen Schulmannes interessieren, der Spieß im Konzentrationslager Buchenwald gewesen ist. Rektor Gerritz von der katholischen Volksschule meint: „Otto ist ein guter Lehrer, ob ein guter Erzieher, das weiß ich nicht. Er spielt so gut Klavier." Und: „Otto gibt zu, an Exekutionen von Ausländern teilgenommen zu haben. Deutsche hat er nicht ermordet. Und stellen Sie sich vor: Auch als SS-Mann ist er nicht aus der Kirche ausgetreten."

Es geht darum: Die in der Sowjetzone lebende Witwe des deutschen KP-Führers der Vorhitlerzeit, Rosa Thälmann, hat Otto – und einen anderen – angezeigt; sie bezichtigt ihn der Teilnahme an der Ermordung ihres Mannes Ernst (Teddy) Thälmann.

Bereits 1959 war ein Ermittlungsverfahren gegen Otto eingeleitet worden. 1961 teilte die Staatsanwaltschaft Köln mit, es lägen keine Gründe für einen Haftbefehl vor. Erst als der sowjetzonale Star-Anwalt Kaul im Auftrag von Frau Thälmann im Frühjahr dieses Jahres Anzeige erstattete, wurden die Ermittlungen wieder aufgenommen. Damit überließ man wiederum den Kommunisten den billigen Triumph und ein weiteres Argument für ihre Propagandakampagne: Die Bundesrepublik sei ein Nazihort.

Vor wenigen Tagen erst hat der Regierungspräsident in Düsseldorf dem Lehrer Otto die Ausübung seiner Dienstgeschäfte bis zum Abschluß des strafrechtlichen Ermittlungsverfahrens untersagt. Bis dahin spielte Otto mit Hilfe der Ortsbehörden von Geldern Versteck mit der Presse und hielt weiter seine Schulstunden ab.

Seinem Lebensbericht, der dem Re- ▶



Ich habe nicht auf Ernst Thälmann geschossen: Alfred Berger

gierungspräsidenten vorlag, ist nicht zu entnehmen, wieso der gesunde Wolfgang Otto als 28jähriger den Krieg als Spieß des SS-Wachbataillons Weimar-Buchenwald hinter sich bringen konnte. Otto behauptet, einen Antrag um Aufnahme in die SS-Kriegsschule gestellt zu haben. Er sei abgelehnt worden, weil er nicht aus der Kirche austreten wollte. Über seine Tätigkeit im KZ schweigt sich Otto in diesem Bericht aus.

Massenmord im Pferdestall

1945 wurde er von den Amerikanern automatisch in Haft genommen und 1947 wegen Teilnahme und Mithilfe an Exekutionen in Buchenwald zu 20 Jahren Freiheitsstrafe verurteilt. 1950 wurde die Strafe auf 10 Jahre Zuchthaus abgeändert. 1952 wurde er aus dem Zuchthaus entlassen.

Bald nach der Haftentlassung betrieb Otto erfolgreich seine Rehabilitierung. Seit Mai 1954 durfte er wieder unterrichten. Erst 1959 begann man sich wieder für die Buchenwald - Vergangenheit des Lehrers zu interessieren. Von der Staatsanwaltschaft befragt, gab Otto zu, daß es zu seinen Obliegenheiten gehört habe, bei der Erhängung von Ausländern im Keller des Krematoriums von Buchenwald anwesend zu sein. Es sei auch möglich, daß er Befehle weitergegeben habe, um den Pferdestall für die Erschießung von Tausenden von Häftlingen vorbereiten zu lassen. Er habe solchen Massenmorden auch als Beobachter beigewohnt. In acht Fällen sei er als Schütze für Hinrichtungen benannt worden.

Dann kam die Anzeige der Witwe Thälmann. Otto bestreitet, bei der Ermordung des ehemaligen kommunistischen Reichstagsabgeordneten und Reichspräsidenten-Kandidaten Thälmann zugegen gewesen zu sein. 1933 nahmen die Nazis Thälmann in Haft. 1944 überführten sie ihn aus dem Gefängnis ins KZ Buchenwald und „liquidierten" ihn dort aus nicht klar erkennbaren Motiven.

Ein Zeuge steht auf

Als Beweis für seine Unschuld brachte Otto das Zeugnis des Rechtsanwaltes Dr. Morgen aus Frankfurt/Main bei. Dr. Morgen ermittelte im Auftrag des Polizei- und SS-Gerichtes in Buchenwald gegen den Lagerkommandanten Koch, an dessen Erschießung Otto mit teilnahm. In einem Schreiben teilte Dr. Morgen Lehrer Otto mit: Der letzte Lagerkommandant von Buchenwald, Pister, habe ihm im Herbst 1954 bestätigt, daß Thälmann in Buchenwald in der Nacht



Sie sichert den Schulweg, bevor ihr Mann das Haus verläßt: Ehefrau des

vom 17. zum 18. August 1944 von zwei Gestapobeamten erschossen und die Leiche mit Kleidern sofort verbrannt worden sei. Er, Otto, brauche sich also keine Sorgen zu machen.

Was Otto aber lange nicht wußte: Es gibt einen in der Bundesrepublik lebenden Zeugen, der bereit ist, vor jedem ordentlichen Gericht zu beschwören, daß Otto doch anwesend war, als Ernst Thälmann erschossen wurde, und daß Otto wohl wußte, wer der Erschossene war.

In München-Ramersdorf wohnt der heimatlose Ausländer Marian Zgoda. Von 1939 bis 1945 war er in Buchenwald, hatte verschiedene Lagerfunktionen und war zum Schluß Leichenträger im Krematorium. Zgoda: „Ich hatte mit Otto wenig zu tun. Aber ich kannte ihn gut, und er kannte mich, ebenso war es bei Berger. Beide waren dabei, als Thälmann ermordet wurde."

Bürger am Stammtisch

Werner Alfred Berger, 61 Jahre alt, wurde von SED-Anwalt Kaul ebenfalls als Thälmann-Mörder benannt. Berger ist heute bei der Zweigstelle der Landeszentralbank Baden-Württemberg in Rottweil beschäftigt. Nachdem er in der Zeitung die Meldung über die Mordanzeige gelesen hatte, prahlte er am Stammtisch der Rottweiler Weinstube Russ: „Ich habe keine Angst. Ich stehe in Verbindung mit etlichen NS-Größen, die heute wieder in besten Positionen sind."

Nippes, Sofa, Meyers Konservationslexikon, ein Radioapparat und der Wellensittich „Butzi" – bereitwillig läßt sich Berger in seiner guten Stube fotografieren. „Gell Butzi, wir haben uns nichts vorzuwerfen?"

Berger war 1941 nach Buchenwald versetzt worden und dort bis zum Kriegsende geblieben. Unumwunden gibt er zu, daß er einen Russen durch Genickschuß „liquidiert" habe und deshalb von den Amerikanern zu lebenslänglich Zuchthaus verurteilt, 1954 aber begnadigt worden sei. Dafür erhielt er von der Bundesregierung eine Haftentschädigung von 4000 Mark. Mit Thälmanns Ermordung habe er aber nichts zu tun gehabt. Im Gegenteil: „Thälmann war niemals im Lager. Fragen Sie doch Otto. Der war der Spieß, der wußte viel mehr als ich."

Demgegenüber ist der ehemalige Buchenwald-Häftling und Lei-



schuldigten Lehrers Wolfgang Otto ▶

chenträger Marian Zgoda bereit, zu beschwören: „Am 17. August 1944 kam nachmittags ein Telefongespräch aus der Telefonzentrale, daß die Öfen vorzubereiten seien. Bis 18 Uhr war nichts geschehen. Darauf kamen Rapportführer Hofschulte und Stabsscharführer Otto und sprachen mit dem Kommandoführer. Gegen 20 Uhr wurden wir in unsere Unterkunft am Krematorium eingeschlossen. Ich verließ sie wieder durch den Luftschacht und schlich mich zu meinen Kameraden in einer anderen Baracke, um dort den Abend zu verbringen. Als ich zurückkehren wollte, bemerkte ich am Lagertor eine gewisse Unruhe und sah, wie einige SS-Führer sich zum Krematorium begaben."

Zgoda verbarg sich im Hof des Krematoriums hinter einem Schlackenhaufen. Er berichtet: „Nach und nach erschienen eine Reihe SS-Führer, unter anderem Otto und Berger. Gegen Mitternacht fuhr ein großer Personenwagen in den Krematoriumshof. Zwei Zivilisten, die einen dritten bewachten, verließen den Wagen."

Der versteckte Leichenträger Zgoda konnte den Gefangenen nur von hinten sehen: Er war groß, breitschultrig und hatte eine Glatze. Die SS-Leute im Krematoriums-Hof, Pistolen in der Hand, bildeten ein Spalier. Die beiden Wächter in Zivilkleidung ließen den unbekannten Gefangenen vorangehen. In dem Augenblick, als er das Spalier der SS-Schergen passiert hatte und sich im Eingang des Krematoriums befand, fielen drei Schüsse. Die SS-Leute und die beiden Zivilisten betraten das Krematorium und schlossen die Tür hinter sich. Etwa drei Minuten später fiel ein vierter Schuß im Krematorium.

TELEGRAMME

DEUTSCHLAND

ALS AMATEURDIPLOMAT (Sektion: konstruktive Ostpolitik) betätigte sich, wie vorher schon in Polen, der Krupp-Generalbevollmächtigte Beitz nun in Ungarn. Auf einem Jagdausflug sondierte er Anfang Mai in Gesprächen mit dem Außenhandelsminister Insze die Eröffnung einer deutschen Wirtschaftsmission in Budapest. Beitz reizte die Magyaren mit der Aussicht auf einen Krupp-Kredit von 20 Millionen Mark.

KONKURRENT VON MONTE CARLO wird eine Spielbank auf der Insel Korfu, für die einer deutschen Gesellschaft von der griechischen Regierung eine 20-Jahres-Konzession erteilt wurde: zwölf Spielsäle im ehemaligen Sommerpalast von Kaiser Wilhelm II.

EINHEITSTAPETEN sollen künftig alle Dienstwohnungen der Bundeswehr zieren. Grund: Vereinfachung bei Reparaturen.

ALS GROSSVERKÄUFER stellte sich der Bonner US-Botschafter Walter C. Dowling vor: Bei einer Diplomaten-Sonderkonferenz nannte er den devisenbringenden Export amerikanischer Erzeugnisse als gegenwärtige Hauptaufgabe des US-Außendienstes.

INTERNATIONALES

ÖSTERREICH. Mit einer Gebühr von 20 Mark pro Auto für die Benutzung der „teuersten Autobahn Europas" von Kufstein bis zum Brenner droht Handelsminister Bock, falls Bonn sich nicht finanziell an der hauptsächlich von deutschen Touristen befahrenen Route beteiligen sollte.

FRANKREICH. Erfolg bei de Gaulles Atom-Alleingang — Forscher des Kommissariats für Atomenergie haben bei Chaméane eine Uranium-Ader von 500 Meter Länge und 100 Meter Breite entdeckt.

CHINA. Streng gerügt wurden rotchinesische Außenhandelsexperten, weil sie sich von sowjetrussischen Geschäftsfreunden übers Ohr hauen ließen. Die Russen hatten den Chinesen westliche Maschinen mit 200 Prozent Gewinn weitervermittelt.

USA. Auf einer weltweiten Beruhigungs-Tournee zu amerikanischen Armee-Standorten bezeichnete der Psychiater Dr. West die sogenannte „Gehirnwäsche" der Kommunisten als hysterische Irreführung. Weder mittelalterliche Foltermethoden noch moderne Drogen könnten die „geistige Persönlichkeit eines Gefangenen umdrehen".

KALEIDOSKOP

RASIERAPPARATE für 25 Pfennig (Klinge mit Plastikgriff, einmaliger Gebrauch) jetzt in Amerika angeboten.

WITZFIGUR in zahlreichen sowjetischen Zeitungen: Anna Kukushkina, ukrainische Kultur-Direktorin. Sie hatte zur Hebung der öffentlichen Moral auf Parkbänken die Inschrift anbringen lassen: „Vorsicht Bürger! Grippe ist eine Infektionskrankheit, übertragen durch Küsse und Händchenhalten."

SPRECHENDE ZAHLEN

Neueste Ermittlung der staatlichen Statistik: Die Amerikaner verlieren jährlich 700 Millionen Dollar aus Hosen-, Hand- und Rocktaschen.

Der Hof des Krematoriums war durch eine Lampe beleuchtet, so daß der Häftling Zgoda die Vorgänge verfolgen konnte. Zgoda heute: „Ich kann nicht sagen, ob Otto und Berger geschossen haben. Ich kann aber beschwören, daß sie dabei waren, und ich kann beschwören, daß sie wußten, daß es Thälmann war."

Denn etwa 20 Minuten nach der Erschießung – so berichtet Zgoda – verließen die SS-Führer das Krematorium. Von einem Kameraden gefragt, wer da umgelegt worden sei, habe Lagerspieß Otto in Gegenwart von Berger geantwortet: „Das war der Kommunistenführer Thälmann."

Am nächsten Morgen fand Zgoda beim Säubern der Verbrennungs-Öfen die Reste einer Leiche und eine ausgeglühte Taschenuhr. Aus der Farbe der Asche war zu schließen, daß der



Späte Klage: Witwe Thälmann

Tote mit allen Kleidungsstücken verbrannt worden war. Auf Befehl wurde die Asche aufbewahrt.

Als Zgoda am gleichen Tage dem Mithäftling Busse, einem deutschen Kommunisten, von dem Vorfall berichtete, wollte der nicht glauben, daß es sich um Thälmann gehandelt habe. Erst einige Tage später, als nach der Bombardierung Buchenwalds durch amerikanische Flugzeuge vom Propagandaministerium die Nachricht ausgestreut wurde, Thälmann sei bei dem Angriff umgekommen, zweifelte man nicht mehr daran, daß Thälmann „liquidiert" worden war.

Soweit die Aussage des ehemaligen Häftlings Marian Zgoda. Die Kölner Staatsanwaltschaft muß nun prüfen, ob Otto und Berger strafrechtlich zu verfolgen sind – die Schulbehörde, ob ein ehemaliger KZ-Spieß Kinder unterrichten darf.

Was aber die Anzeige des SED-Anwalts Kaul im Auftrag der Witwe Thälmanns angeht, so gibt es einen triftigen Grund, weshalb

▶

dieser Mord von den Kommunisten gerade jetzt wieder hochgespielt wird, obwohl ihnen die Tatsachen längst bekannt waren.

Der Stern hatte kürzlich in seinem Tatsachenbericht „Des Kremls Kreatur" unumstößliche Beweise erbracht, daß der Zonenmachthaber Walter Ulbricht an dem tragischen Schicksal Thälmanns nicht unbeteiligt ist. Die jetzt hervorgekramten Beschuldigungen gegen die ehemaligen Buchenwald-Wächter Berger und Otto sollen deshalb von der Tatsache ablenken, daß Ulbricht seinen damaligen Parteichef der SS überlassen hatte, um selbst die Führung der KPD zu übernehmen.

Es ist erwiesen, daß der wenig beliebte Ulbricht 1934 Versuche unterbunden hat, den populären Kommunistenboß aus Nazihand zu befreien, und daß er 1939 einen ins Auge gefaßten Austausch Thälmanns gegen in der Sowjetunion verurteilte deutsche Spione sabotiert hat.

Die in Ostberlin lebende Rosa Thälmann, die jetzt auf Betreiben der Ulbricht-Clique Mordanzeige erstattete, kennt die verräterische Rolle Ulbrichts. Anläßlich des ersten Treffens der Opfer des Faschismus nach dem Kriege in Berlin weigerte sie sich, Ulbricht die Hand zu geben: „Der hat meinen Mann auf dem Gewissen."

Sei hell, schwarze Schwester



NEW YORK: Die zwei Gesichter der großen Neger-Illustrierten



Tinkturen gegen das krause Haar der Farbigen: Ebony-Reklame

Eine braunhäutige Schönheit, die Schultern mit einem Weißfuchscape drapiert, strahlt mit Perlmuttlächeln den Betrachter an: Das Titelblatt von „Ebony" (Ebenholz), einer monatlich erscheinenden amerikanischen Neger-Illustrierten (Auflage 630 000), verspricht dem Käufer einen Bericht über die „bestangezogenen Negerfrauen" und über „die 100 reichsten Neger Amerikas".

„Ebony", 1945 gegründet und von Negern für Neger gemacht (nach dem Muster „Life"), spiegelt die zwiespältigen Gefühle der Farbigen in der amerikanischen Gesellschaft wider. Einerseits (im redaktionellen Teil) pflegt die schwarze Illustrierte einen Komplex gewisser Überwertigkeit, der aus einer jahrhundertelangen Unterschätzung durch die Weißen resultiert: stolz auf die Hautfarbe und darauf, den Weißen gleichwertig, wenn nicht sogar überlegen zu sein.

Andererseits (im Anzeigenteil) macht sich der quälende Minderwertigkeitskomplex der Neger bemerkbar: der Wunsch, sich den Weißen auch in Haar und Hautfarbe anzugleichen.

An der Mai-Nummer von „Ebony" läßt sich dieses unsichere Pendeln zwischen zwei Extremen besonders deutlich ablesen. In Bild und Text präsentiert die Redaktion eine Liste der wohlhabendsten US-Neger: Konzernherren, Zeitungsverleger, Wissenschaftler, Farmer, Ärzte. Diese Erfolgreichen haben geschafft, was einem Menschen mit dunkler Hautfarbe in den Vereinigten Staaten – trotz fortschrittlicher Rassengesetzgebung – nicht so ohne weiteres in

den Schoß fällt: öffentliche Anerkennung und Reichtum.

Unter den gemessenen Konterfeis farbiger Erfolgsmenschen fällt ein schwarzer Grundstücks-, Versicherungs- und Bestattungsunternehmer aus Texas auf: Breitschultrig und gewichtig, im blütenweißen Dinerjackett, am Arm eine zierliche weißhaarige Frau in Abendtoilette, strahlt er Schaffenskraft und Lebensfreude aus. Er sieht so aus, als habe er sich – als kleiner Junge in der väterlichen Drogerie – drei Dinge vorgenommen und erreicht: Millionär zu werden, eine bezaubernde Frau zu heiraten und nie das breite Lachen der Kindheit zu verlieren.

„Ebony" bemüht sich immer aufs neue, den Ausspruch des verstorbenen Negerdichters Richard Wright zu widerlegen: „So unvernünftig, auf Reichtum zu hoffen, war ich allerdings nicht. Ich wußte zu gut, daß dem Aufwärtsdrang schwarzer Menschen enge Grenzen gezogen sind."

Nun zielt der Aufwärtsdrang der amerikanischen Neger nicht allein auf ein mehrstelliges Bankkonto. Der Wunsch, sich in gesellschaftlicher Hinsicht der weißen Society anzugleichen, ist zumindest ebenso stark. Die Attitüden



Rasse auf Hochglanz: Ebony-Titel

der großen (weißen) Welt werden – auf oft rührende Art – kopiert.

So hatte sich die „Ebony"-Redaktion auf die Suche nach den bestangezogenen Negerdamen begeben und stellte das Ergebnis im Colorteil vor: siebzehn elegant gekleidete farbige Damen, die sich – abgesehen von der Hautfarbe – in nichts von ähnlich gutsituierten weißen Damen unterscheiden. Extravagante Frauen, erfolgreiche Unternehmer, umjubelte Boxer – die „Ebony"-Leser können ihrer Illustrierten die ermunternde Bestätigung entnehmen, daß man auch mit dunkler Hautfarbe seinen Weg machen kann.

Dem redaktionellen Optimismus entsprechen auch die selbstsicheren Mienen der farbigen Männer und Frauen auf den Inseraten, die Whisky, Zigaretten und Lebensversicherungen anbieten. Hinter den sorglosen Reklamegesichtern verbergen sich aber Sorgen, die mit dem von der Redaktion inji- ▶

zierten Selbstbewußtsein nicht in Einklang zu bringen sind.

Da flüstert beschwörend ein „Ebony"-Inserat: „Kein Mann kann dem Zauber eines hellen Teints widerstehen. Seien Sie hell und lieblich, verwandeln Sie Ihre dunkle und stumpfe Haut mit Hilfe unserer Bleichcreme in einen wundervoll lichten Ton."

Während die weißen Geschlechtsgenossinnen sich stundenlang von der Sonne bescheinen lassen, um eine goldbraune Tönung zu erlangen, mühen sich viele Negerinnen, ihren dunklen Teint mit Hilfe von Essenzen aufzuhellen.

„Einzigartige" Haarwässer werden angeboten, die unter Garantie den verräterisch-krausen Schopf glätten. Verführerische farbige Fotomodelle und Sängerinnen versichern, daß sie all diese Präparate mit Erfolg an sich selbst ausprobiert haben.

Im Unterbewußtsein noch der verachtete Sklave von der Baumwollplantage, in der obersten Bewußtseinsschicht aber schon das geachtete Mitglied einer Gesellschaft ohne Rassenvorurteile – ein Mensch voller Komplexe, voller Hemmungen, voller Aggressivität – das ist der amerikanische Neger im Spiegelbild seiner perfektionierten Illustrierten „Ebony".

Brigitte Hildenbrandt

Sechs große Stunden der Medizin

BOSTON: Die Meister-Operation an dem kleinen Everett Knowles

(Zu dem Bildbericht auf Seite 18)

Mediziner in aller Welt blikken gebannt auf einen zwölfjährigen Jungen im Massachusetts' General Hospital in Boston (USA). Aber der rothaarige, sommersprossige Everett Knowles ist sich nicht bewußt, daß die an ihm vorgenommene Operation vielleicht ein Markstein in der Geschichte der Chirurgie ist: In einer dramatischen Operation haben die Ärzte des Bostoner Hospitals den völlig abgerissenen Arm des Knaben Everett wieder am Schultergelenk befestigt.

Konnten die Bostoner Chirurgen also das bislang scheinbar so festgegründete Prinzip umstoßen, wonach ein Organismus das eigene Gewebe zurückweist, selbst wenn es nur ganz kurze Zeit von ihm getrennt gewesen ist? Die Antwort auf diese Frage – von den Wissenschaftlern mit Spannung erwartet – wird erst dann unzweifelhaft sein, wenn Everett Knowles den wieder angesetzten Arm auch bewegen kann. Denn selbst wenn das kühne Experiment vorerst von Erfolg gekrönt werden sollte, werden wenigstens noch zwei Jahre ins Land gehen, bis endgültige Klarheit herrscht.

Die erste Phase des ärztlichen Bemühens, dem jungen Everett wieder zum Gebrauch seines verlorenen Armes zu verhelfen, ist jedenfalls erfolgreich verlaufen: die Verbindung der Blutgefäße des Armes mit dem Blutkreislauf des Körpers und die Aneinanderfügung des Oberarmknochens mit dem Schultergelenk. Das Blut zirkuliert wieder im Arm. Die wichtig-



Für Stunden ohne rechten Arm: Everett (links), Baseballfreund

ste Operationsserie soll aber erst in vier bis sechs Monaten begonnen werden: Die Wiederverknüpfung der Nerven, ohne die Everetts Arm tot und nutzlos bleiben müßte.

Der zwölfjährige Everett wußte anfangs nicht, daß sein Arm völlig abgetrennt war – oder er wollte sich nicht eingestehen, was wirklich geschehen war: Er sprach nur davon, daß er sich an jenem Mittwoch, dem 23. Mai, den Arm gebrochen habe.

Die Familie Knowles – Everett hat noch zwei Schwestern – wohnt in Somerville, einem Bostoner Vorort. Auf dem Heimweg von der Schule wagte Everett sich zu nahe an ein Eisenbahngleis heran und wurde von einem schnell vorüberfahrenden Güterzug erfaßt. Ohne Hilfe erhob er sich, hielt den nur noch an einer Sehne hängenden rechten Arm mit der linken Hand und taumelte zu einem 20 Meter entfernten Lagerhaus, vor dessen Tür ein Mann stand. „Bitte helfen Sie mir", stöhnte Everett. Dann wurde ihm schwindlig, er verlor den abgerissenen Arm aus dem Griff und sank zu Boden. Der Arm lag neben ihm.

Ein herbeitelefonierter Ambu- ▶



Will Everetts Baseball-Dreß nicht einmotten: Mutter Knowles

lanzwagen transportierte den Jungen, der noch immer bei Bewußtsein war, in das Bostoner General Hospital. Der Arzt vom Dienst ließ sofort den Arm auf Eis legen. Die anwesenden Chirurgen wurden zusammengetrommelt. Sie standen vor der Frage: Was tun?

Die moderne Chirurgie hat bisher noch keinem Menschen ein verlorenes Glied wiedergeben können. Die Versuche, die in dieser Richtung angestellt wurden, sind alle gescheitert. Doch hatten die Spezialisten des Massachusetts General Hospital seit zehn Jahren theoretische Vorstöße in dieses Neuland der Chirurgie unternommen. Sie waren für einen Fall wie Everett Knowles gewappnet.

Der erste Pulsschlag

Laut Dr. Robert Shaw, der chirurgischen Koryphäe der Harvard-Universität, standen die Chancen für ein Gelingen der Operation eins zu einer Million. In einer Blitzkonferenz wägten die Spezialisten des Hospitals das Für und Wider ab – und entschlossen sich für den Eingriff. Es durfte auch keine Zeit verloren werden. Innerhalb von sechs Stunden mußte das Blut wieder zirkulieren, sonst würde der Arm trotz aller operativen Kunst absterben.

Die Ärzteschar ging ans Werk: Zunächst wurde das bereits abgestorbene Gewebe von Arm und Schulter entfernt. Dann wurden die Venen und Arterien zusammengefügt, um den Blutkreislauf wiederherzustellen. Fünf Stunden, nachdem Everett auf den Operationstisch gelegt worden war, war der Puls im rechten Arm wieder zu fühlen. Der Wettlauf gegen die Uhr war gewonnen. Als nächstes nagelten die Ärzte den Armknochen an der Schulter fest. Fünf Tage nach dem Unfall wurde die offene Wunde mit einem Hautflecken vom Oberschenkel bedeckt. Dr. Shaw untersuchte den Patienten: „Der Puls ist ausgezeichnet, die Blutzirkulation normal. Die Wunde schließt sich, und die Haut wächst an." Dr. Shaw beurteilt heute die Chancen, daß der junge Everett dereinst seinen Arm wieder bewegen können wird, optimistischer als vor der Operation.

Der neurologische Stab des Hospitals will aber erst die Heilung der Wunde abwarten, bevor in einer Folge neuer Operationen versucht werden soll, die Nervenenden von Arm und Schulter miteinander zu verbinden. Hernach muß sich Everett langwieriger physiotherapeutischer Übungen unterziehen, um die Nervenstränge zu reaktivieren. Erst nach Abschluß dieser Behandlungen, frühestens in zwei Jahren, wird Everett wissen, ob sein Arm ihm wie vor dem Unfall gehorchen wird.

Als er nach der ersten Operation aus der Narkose erwachte, lauteten seine ersten Worte: „Kann ich wieder Baseball spielen?" Everett, von den Klassenkameraden wegen seines Haarschopfes „Der Rote" gerufen, war ein Baseball-Champion seiner Schule. Mit dem Arm, um den jetzt die Ärzte kämpfen, hatte er als „Pitcher" seine Mannschaft mehrmals zum Siege geführt. Heute noch auf dem Hospitalbett träumt er von einer Karriere als Baseball-Spieler.

Der kleinste Fehler . . .

Aus ganz Amerika wird dem tapferen Jungen Zuspruch und Aufmunterung zuteil. Der linkshändige „Pitcher" der New Yorker Oberliga-Baseball-Mannschaft „Yankees", Sheldon Daley, injizierte dem jungen Sportfreund telegrafisch eine Spritze: „Ich bin ein Pitcher wie Du, und obgleich Du es nicht wissen wirst, ist mein rechter Arm durch Kinderlähmung behindert. Also verliere nicht den Mut. Was auch immer bei der Operation herauskommen wird – Kopf hoch, mein Junge. Du zeigst den Mut eines Oberliga-Spielers."

Indes war auch der Mut der Bostoner Hospitalärzte nicht zu unterschätzen, als sie den Entschluß zu der ungewöhnlichen Operation faßten, die möglicherweise in der Medizin Epoche machen wird. Erinnert sich einer der beteiligten Spezialisten: „Es war eine ganz große Sache – wie der erste Start eines Menschen in den Weltenraum. Ein ganz kleiner Fehler in der Koordination hätte alles zum Scheitern gebracht."

Mrs. Knowles, die Mutter Everetts, findet für die an ihrem Sohn vollbrachte medizinische Großtat überschwengliche Worte: „Diese wundervollen, wundervollen Ärzte!"

Lore Apé

Steinchen auf dem Weg zum Traualtar

LONDON: Der Diamantenkönig erhofft ein brillantes Geschäft

Der bei Europas jungen Leuten unmodern gewordenen Verlobung als Vorstufe zur Hochzeit will der südafrikanische Diamantenmillionär Harry Oppenheimer wieder zur familiären Geltung verhelfen. Die Beweggründe des Diamantenkönigs sind allerdings rein geschäftlicher Natur.

Der im ganzen erfreuliche Jah-



Die Idee: Harry Oppenheimer

resbericht (1961) des größten Diamantensyndikats der Welt (90% der Weltproduktion werden von Oppenheimers „De Beers Consolidated Mines Company" kontrolliert) beklagt nämlich, daß beträchtliche Mengen von Kleinstdiamanten auf Lager bleiben.

Nach Oppenheimers Idee entwerfen nun Werbefachleute einen Schlachtplan, um bei den Liebespaaren der in Wirtschaftsblüte stehenden mitteleuropäischen Länder wieder Sinn für die Verlobung zu wecken. Natürlich mit Verlobungsringen. Und diese mit einem kleinen Brillanten bestückt. Preissenkungen für kleine Steine sind bereits beschlossen.

Oppenheimers Werber verweisen auf das Beispiel Englands und Amerikas, wo noch immer 80% aller Bräute zur Verlobungsfeier einen Goldreif erhalten, der – entsprechend der pekuniären Lage des Bräutigams – mit einem oder mehreren Brillanten versehen ist.

Von einheimischen Juwelieren werden Oppenheimers Chancen in der Bundesrepublik nicht optimistisch eingeschätzt. Schon ein Ring mit einem splitterkleinen Brillanten kostet über 100 Mark. Hat der Stein auch nur eine Größe von einem viertel Karat, so beträgt der Preis 450 bis 600 Mark.

Vom Preis ganz abgesehen, liefert überdies das Allensbacher Institut für Meinungsbefragung ein ernüchterndes Argument gegen Oppenheimers Wiederentdeckung des beringten Brautstandes: Selbst 24 Prozent der Eheleute in der Bundesrepublik tragen keinen Ring mehr.

Die Zahl der feierlichen Verlobungen ist im Pegel der Statistik unter die 10-Prozent-Marke zurückgegangen. **Günter Löbering**

Es geschah...



So endete ein Kaiser von Frankreichs Gnaden: Ferdinand Maximilian von Mexiko (mit Bart) vernimmt sein Todesurteil

... vor 95 Jahren: Exekution im Morgengrauen

In Hufeisenform stehen Soldaten der Republik Mexiko bei Sonnenaufgang vor einer niedrigen Steinmauer. Die Gefangenen werden auf den Platz geführt: Ferdinand Maximilian, Erzherzog von Österreich, bis vor kurzem Kaiser von Mexiko, neben ihm seine letzten treuen Generale Miramon und Mejia. Das Exekutionskommando tritt vor. Maximilian gibt jedem Soldaten ein Goldstück und bittet sie, sie möchten gut zielen. Der kommandierende Offizier senkt den Säbel, sieben Schüsse krachen.

So endete am 19. Juni 1867, knapp 35 Jahre alt, nach dreijähriger „Kaiserherrschaft" der romantische Schwärmer und ehrgeizige Phantast Maximilian. Das mexikanische Abenteuer enthielt nahezu alles, was die Geschichte zu bieten hat: Geldgier, Machtrausch, Bestechung, Hofintrigen, Schlafzimmerpolitik, Fürstenhochmut, Lügen, Wortbruch, Verrat, aber auch guten Willen und grenzenlose politische Naivität. Nur eines nicht: Vernunft.

Seit der Befreiung von der spanischen Kolonialherrschaft im Anfang des 19. Jahrhunderts tobten in Mexiko Bürgerkriege. Als die Liberalen unter dem Indianerpräsidenten Juarez siegten, suchten konservative Emigranten Hilfe in Europa. Sie bekamen: Anleihen zu Wucherzinsen. Natürlich konnte das zerrüttete Land seine Schulden nie bezahlen. Ein prächtiger Vorwand zum militärischen Eingreifen. Der unablässig Pläne schmiedende Franzosenkaiser Napoleon III. witterte ein Geschäft.

Seine Gemahlin, Kaiserin Eugenie, hatte sich von mexikanischen Emigranten beschwatzen lassen, daß nur eine Monarchie ihre Heimat (und ihre Privatinteressen) retten könne. Das war ein Plan nach Napoleons Herzen: ein Kaiser von Frankreichs Gnaden in Amerika! Einen geeigneten Kandidaten fanden Napoleon und Eugenie in dem jungen Erzherzog Ferdinand Maximilian, der, zerstritten mit seinem Bruder Kaiser Franz Joseph von Österreich, ein politisches Betätigungsfeld suchte. Seine ehrgeizige Gemahlin Charlotte sorgte dafür, daß Maximilian gegen alle Warnungen das Angebot annahm.

Im Sommer 1864 zog das Kaiserpaar machtberauscht und ohne Kenntnis der Verhältnisse in Mexiko ein. Maximilian erließ Gesetze, baute Schlösser und entwarf ein dickleibiges Hofreglement. Bald mußte er Bettelbriefe schreiben. Der republikanische Präsident Benito Juarez beherrschte den größten Teil des Landes: Maximilians Macht blieb auf den Wirkungsbereich des französischen Expeditionskorps beschränkt. Als Napoleon III. unter dem Druck der Vereinigten Staaten seine Truppen abzog und damit alle Verträge brach, war Maximilians Schicksal besiegelt. Er aber glaubte immer noch an sein „Kaisertum". Seinen unzuverlässigen Ratgebern nahm er alle Schmeicheleien ab, die er gern hörte; Warnungen überhörte er.

Während Kaiserin Charlotte vergebens bei den europäischen Fürstenhöfen Hilfe suchte, wurde Maximilian von den siegreichen Streitkräften des Präsidenten Juarez gefangengenommen. Der weichherzige Maximilian, der stets lieber begnadigt als verurteilt hatte, wurde wegen radikaler Maßnahmen, die ihm die Franzosen aufgezwungen hatten, vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurteilt.

Kaiser Maximilian war nur eine machtlose Marionette gewesen. In Europa gab man sich gerührt und ging zur Tagesordnung über. Darunter verstand Napoleon III.: neue Liebesaffären. Dabei hieß die Tagesordnung für ihn bereits: Bismarck.

General Kammhuber: Auf den ersten Gegenschlag kommt es an

Fortsetzung von Seite 10

war 1959, noch bevor die Bundesrepublik weitere rund 400 Starfigther in Auftrag gab.

Gen. Kammhuber: Die Unfälle in Amerika entsprachen Kinderkrankheiten, die jeder Maschine bei ihrer Einführung anhaften. Das war aber nicht der Grund dafür, daß sie bei der amerikanischen Luftwaffe aus dem Dienst gezogen wurde, vielmehr haben sich die amerikanischen Einsatzbedingungen geändert.

Stern: Die Amerikaner haben also fünf Jahre Zeit und Riesensummen aufgewendet, um eine für ihre Zwecke ungeeignete Maschine zu entwickeln. Das ist immerhin erstaunlich. Aber für uns ist sie geeignet?

Gen. Kammhuber: Ja, in der für unsere europäischen Einsatzbedingungen ausgestatteten Version F 104 G. Diese Maschine hat eine völlig neue Elektronik (Navigations- und Feuerleitgeräte), sie ist an verschiedenen Stellen verstärkt worden, sie hat, da sie schwerer geworden ist, ein stärkeres Triebwerk bekommen und auch entsprechend größere Tanks.

Stern: Die Maschine ist also erheblich umkonstruiert worden. Ist die Entwicklung und Erprobung des Typs F 104 G inzwischen abgeschlossen?

Gen. Kammhuber: Selbstverständlich. Entwicklung und Erprobung wurden termingerecht abgeschlossen. Am 20. Juni wird das erste Geschwader mit F 104 G voll ausgerüstet in Nörvenich in Dienst gestellt.

Stern: Die Maschinen des Nörvenicher Geschwaders 31 entsprechen also haargenau den Plänen, funktionieren in allen Teilen einwandfrei und sind voll einsatzfähig?

Gen. Kammhuber: Ja.

Stern: Warum hat dann Verteidigungsminister Strauß in der Bundestagsdebatte vom 6. April erklärt, „daß einige Teile der Elektronik noch nicht unseren Forderungen entsprechen" und daß es „bei den ersten Verbänden gewisse technische Schwierigkeiten gibt"?

Gen. Kammhuber: Es gab Schwierigkeiten bei der Elektronik. Diese sind aber inzwischen behoben. Es mag sein, daß sich im Truppendienst noch diese oder jene Änderung als wünschenswert erweisen wird. Aber die Entwicklung ist abgeschlossen, die Maschine ist fertig und einsatzbereit.

Stern: Wie kommt es dann, daß im Haushaltsplan 1962 256 Millionen Mark für Entwicklungskosten des Starfighter F 104 G vorgesehen sind, als „erster Ansatz", dem weitere folgen werden? Wir wissen nicht, was im Verteidigungs- und Haushaltsausschuß besprochen wurde, das ist geheim. Aber Sie selbst haben ja vor dem Haushaltsausschuß diese Ausgaben begründet, und Sie sind ganz offenbar dahingehend verstanden worden, daß diese Riesensummen für die Starfighter-Entwicklung bestimmt sind, und daß diese Entwicklung frühestens Mitte 1963 abgeschlossen sein wird.

Gen. Kammhuber: Wenn es so wäre, wie Sie sagen, dann wäre ich mißverstanden worden. Wie ich bereits erwähnte, ist die Entwicklung der Maschine abgeschlossen. Die Serienfertigung läuft und wird bis zum vorgesehenen Termin abgeschlossen sein. Sie werden jedoch verstehen, daß die Taktik sich laufend ändert. Die Technik der Waffensysteme hat sich ihr anzupassen. Die beantragten Mittel sollen diesem Zweck dienen.

Stern: Also keine weitere Entwicklung mehr und alle 700 Stück 1965 bei der Truppe?

Gen. Kammhuber: Alle 700 Starfighter werden bis 1965 ausgeliefert sein.

Stern: Es ist vielfach behauptet worden, auch von uns, daß selbst bei planmäßiger Erfüllung des Programms bis 1965 der Starfighter zu dieser Zeit bereits veraltet und reif zur Ablösung sein werde. Sie selbst, Herr General, haben beispielsweise im vergangenen September, als Sie in Erding das Aufklärungsgeschwader 43 in Dienst stellten, öffentlich erklärt, schon 1965 würden einsatzfähige Senkrechtstarter verfügbar sein und den Starfighter ablösen.

Gen. Kammhuber: In Erding sprach ich von der Möglichkeit, ab 1965 die ersten leistungsfähigen Prototypen auf dem Gebiet des Senkrechtstarters vorzufinden, bis zur Produktionsreife vergehen dann noch voraussichtlich gut zwei Jahre, so daß bis zur Umrüstung der Starfighter-Verbände auf Senkrechtstarter noch eine Reihe von Jahren vergehen werden.

Stern: Der britische Senkrechtstarter Hawker P 1127 ist doch schon sehr weit entwickelt. Jedenfalls ist die Maschine schon in der Flugerprobung. Da wird es bis zur Einsatzreife doch nicht noch acht Jahre dauern.

Gen. Kammhuber: Doch, das wird noch lange dauern. Wie ich schon sagte, wird der Starfighter mindestens noch 1970 im Dienst sein. Das muß er übrigens auch aus wirtschaftlichen Gründen. Kein Land kann sich so große Beschaffungsprogramme in kürzeren Abständen leisten.

Stern: Es fragt sich dann doch, ob das Starfighter-Programm wirklich so riesengroß — über 700 Stück — sein muß.

Gen. Kammhuber: Die bisher im Einsatz befindlichen F-84, RF-84, Sabre VI und F-86 K müssen alle in den nächsten Jahren durch einen modernen Typ ersetzt werden. Die Zahl der benötigten Starfighter ergibt sich daher aus der Anzahl der ausscheidenden veralteten Flugzeuge.

Stern: Ursprünglich hieß es, die F 104 G werde mit einer Startstrecke von unter 1000 Metern auskommen. Ist das eigentlich erreicht worden?

Gen. Kammhuber: Die F 104 G braucht je nach Ausrüstung, Lufttemperatur und Höhe über dem Meeresspiegel ab 900 m Start- und Landestrecke. Das ist aber an und für sich nebensächlich, die Pisten der NATO-Flugplätze sind alle 3000 m lang.

Stern: Für den Ernstfall bedeutet das doch, daß die Starfighter vielleicht noch starten können, bei der Rückkehr aber ihre Pisten zerbombt vorfinden. Was dann?

Gen. Kammhuber: Der Führungsstab der Luftwaffe hat in Zusammenarbeit mit seinen NATO-Partnern entsprechende Maßnahmen geplant.

Stern: Können Sie das nicht genauer beschreiben?

Gen. Kammhuber: Leider nein, aus begreiflichen Gründen kann ich das nicht.

Stern: Wir verstehen doch recht, daß dafür gesorgt wird, daß die Maschinen irgendwo anders landen können, falls bei der Rückkehr vom ersten Start die Pisten zerstört sind! Aber wie soll die Maschine denn dann gewartet und versorgt werden, dazu bedarf es doch hochkomplizierter Einrichtungen?

Gen. Kammhuber: Dieses Problem wird bereits seit langem energisch angefaßt, und wir glauben, eine gute Lö-

sung gefunden zu haben. Im übrigen: Wenn die Maschinen ihren ersten Einsatz erfolgreich beendet haben, dann ist ihr hochkomplizierter Mechanismus – die Elektronik – für den weiteren Einsatz nicht mehr so wichtig.

Stern: Mit anderen Worten: Der Starfighter soll im Ernstfall den ersten Gegenschlag führen. Und vor allem dafür braucht er die komplizierten Navigations- und Feuerleitgeräte.

Gen. Kammhuber: Sie haben recht verstanden, daß im Verteidigungsbündnis der NATO dem ersten Gegenschlag entscheidende Bedeutung zukommt.

●

Mehr konnte General Kammhuber beim besten Willen nicht sagen – das Gespräch geriet in Bereiche, die mit dem Stempel „geheim" versiegelt sind. Das gilt auch für die naheliegende Frage, ob denn im Ernstfall die Gegenschlag-Starfighter überhaupt noch alle heil von der Piste starten können. Einen Teil der wertvollen Maschinen wird man jedenfalls mit kostspieligen Starthilfen auch ohne Piste in die Luft bringen. Später, laut General Kammhuber sehr viel später, wird dieses Problem durch die Senkrechtstarter entfallen.

Was unter „Gegenschlag" zu verstehen ist ... Am 24. April 1961 berichtete der Londoner „Observer": „Mit dem Starfighter F 104 G wird die Luftwaffe der deutschen Bundeswehr ab 1962 ein Flugzeug besitzen, das mittlere Atombomben tragen kann."

Das also ist es. Wenn es General Kammhuber auch nicht klar aussprechen konnte, was er sagte, und was sich aus zahllosen anderen Indizien ergibt, ist eindeutig: Der Starfighter ist als ein zielgenauer Atombomber für den Gegenschlag konzipiert.

Und damit ist die ganze Starfighter-Debatte auf eine andere Ebene verschoben.

Denn es ist ein Unterschied, ob man über ein konventionelles Flugzeug spricht oder über eine atomare Abschreckungs-Waffe.

Konventionell bleiben mancherlei Bedenken gegen den Starfighter. Als Abfang-Jäger: Feindliche Bomber zum Abfangen sind hier kaum zu erwarten. Als Jagdbomber: Normale Sprengbomben mit einem 5-Millionen-Flugzeug zu transportieren, ist mindestens überteuert. Das geht billiger und ist sowieso Sache spezieller Erdkampf-Typen. Als Aufklärer mag er taugen, jedenfalls in geringer Höhe. Und bei der Verwendung als „Mehrzweck"-Flugzeug erhebt sich die Frage, wie lange der Umbau von einer Fasson zur anderen dauert. Vom Jäger zum Jagdbomber und umgekehrt dauert es einige Stunden, vom Jäger zum Aufklärer und umgekehrt Tage. Beides wird unter Kriegsbedingungen kaum möglich sein.

Doch das alles ist zweitrangig, wenn die Maschine als Atombomber für den Gegenschlag angesehen wird. Das ist der eigentliche „Mehrzweck": Der Starfighter kann konventionelle Waffe, aber auch Atomwaffe sein. Nur so hat dieses teure Waffensystem einen Sinn.

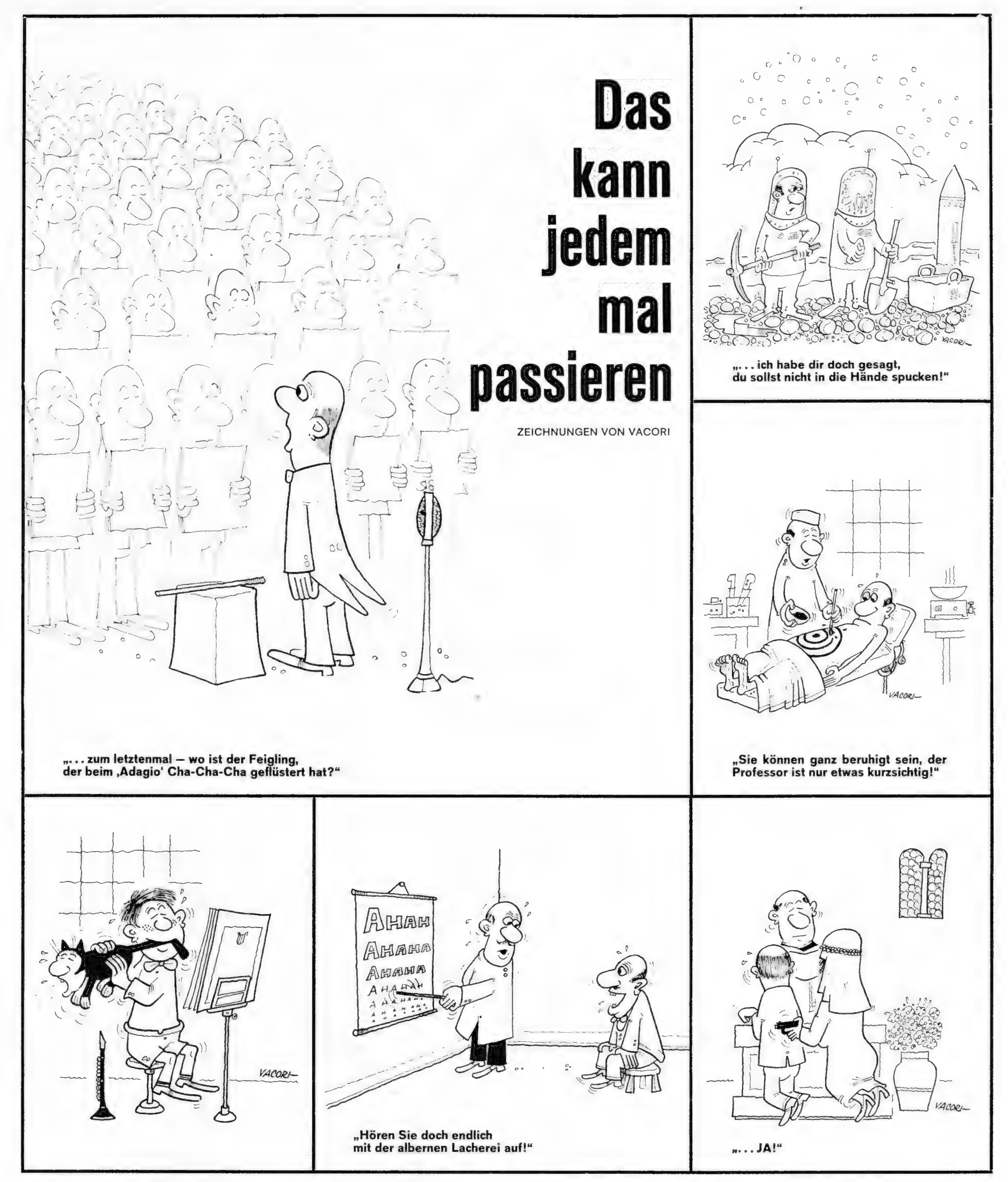
Daß es dazu auch taugt, wollte uns die Luftwaffe in Nörvenich vorführen.

Den „schönen Tod" hat man den Starfighter in Amerika genannt. Schön ist er. Es gibt nicht viele Flugzeuge solcher Eleganz. Man wundert sich, daß er fliegt, dieser langgestreckte, tonnenschwere Rumpf mit den kurzen Stummelflügeln daran. Aber er fliegt, und wie! Doch wie soll einer, der nicht gerade Testpilot von Beruf ist, erkennen

→

Das kann jedem mal passieren

ZEICHNUNGEN VON VACORI



„. . . zum letztenmal – wo ist der Feigling, der beim ‚Adagio' Cha-Cha-Cha geflüstert hat?"

„. . . ich habe dir doch gesagt, du sollst nicht in die Hände spucken!"

„Sie können ganz beruhigt sein, der Professor ist nur etwas kurzsichtig!"

„Hören Sie doch endlich mit der albernen Lacherei auf!"

„. . . JA!"

Fortsetzung von Seite 107

können, was die Maschine leistet und was nicht?

Für den, der es nicht gewöhnt ist, ist es schlechthin phantastisch, minutenschnell in 12 Kilometer Höhe geschossen zu werden, eben noch über Holland zu sein, dann über Belgien, dann wieder über Deutschland. Mal eben durch die Schallmauer – man sieht's nur an den Instrumenten, zu merken ist nichts.

Über uns zwei Kondensstreifen. „Die woll'n wir uns mal ansehen", sagt der Pilot, Nachbrenner rein, und ab geht's, der Zeiger klettert auf Mach 1,6 – das sind rund 1600 Stundenkilometer. Es waren zwei amerikanische F 105. Dabei liegt die Maschine wie ein Brett, nichts ist zu merken von dem Höllentempo. Daß die Maschine wendig ist, zeigt sich beim Fotografieren. „Etwas höher, bitte, jetzt etwas mehr Abstand, jetzt bitte so, jetzt bitte so . . ." – die Maschine gehorcht blitzschnell dem Steuerdruck, sie tanzt auf Fotografenwunsch um eine zweite herum, zentimetergenau. Das ist aber auch das einzige, was der Laie feststellen kann. Ob die Maschine die Sollgeschwindigkeit in bestimmten Höhen bringt, ob die Elektronik funktioniert – das alles war nicht festzustellen, denn was wir flogen, war der zweisitzige Trainer F 104 F, nicht die einsitzige, wesentlich schwerere F 104 G. Von der war allein zu sehen, daß sie reichlich 1500 Meter Startstrecke brauchte.

Es war ein Erlebnis, mit dem Starfighter zu fliegen, in Nörvenich. Aber das besagt für den Laien nicht viel. Jedenfalls nichts über das Flugzeug. Eine Menge allerdings über die Piloten. Gutes. Lauter intelligente, nette, kühle junge Männer, so um 27 herum, sehr sachlich, offenbar blendend ausgebildet, Menschen, denen man sich gern anvertraut. Offiziere, wie man sie sich für die Bundeswehr wünscht. Das war das Erfreulichste an der ganzen Starfighter-Geschichte.

Was bleibt? Es bleibt, nicht für Techniker und Flieger, sondern für Politiker und Militärs, die Frage, ob es sinnvoll ist, 700 derart wertvolle, hochgezüchtete Atombombenträger so dicht am Eisernen Vorhang zu stationieren. Es bleibt die Frage, ob das deutsche Gegenschlag-Konzept noch Sinn hat, angesichts der Abneigung Amerikas, die Verfügungsgewalt über seine Atombomben anderen zu überlassen. Angesichts auch der neuesten NATO-Überlegung, in Zukunft statt Bombenflugzeugen Mittelstrecken-Raketen zu verwenden.

Die Antwort darauf kann nur der Bundestag geben.

Tempo, Leben, Aktivität – das ist Deutschland!



Gelten lässt Sie voll den Tabak schmecken

Fr 22. Juni

Über NDR, SFB, Meissner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgebirge
10.00 Nachr., Tagesschau — 10.25 Morgen ist es zu spät — 12.00 Aktuelles Magazin

Köln: Jugendstunde
17.00 Wir lernen diskutieren
Eine Sendung mit Prof. Friedr. Kienecker

17.40 Alles über New York

18.10 Programmvorschau

Bayerischer Rdf.: 18.30 Nachr. — 18.35 Funkstreife Isar 12 — 19.05 Die Viertelstunde — 19.25 Münchner Abendschau
Berlin: 16.30 Menschen im Weltraum — 18.20 Progr. — 18.40 Nachr. — 18.45 Martin und die große Welt — 19.15 Sandmännchen — 19.25 Berliner Abendschau
Hessischer Rdf.: 18.25 Menschen im Weltraum — 18.50 Sandmännchen — 19.00 Hessenschau — 19.20 Guten Appetit! — 19.30 Meisterschule für Autofahrer
NDR und Bremen: 18.20 Progr. — 18.25 Nordschau — 19.25 Ganz fein gesponnen
Saarländischer Rdf.: 18.30 Blick ins Saarland — 19.10 Chinesische Artistenschau — 19.20 Familie Michael in Afrika
Süddeutscher Rdf. und SWF: 18.30 Meisterschule für Autofahrer — 19.00 Abendschau — 19.20 Geheimauftrag für John Drake
WDR: 18.30 Hier und Heute — 19.15 Mein Freund Armand

20.00 Tagesschau, Wetter

20.20 Die Familie Hesselbach
Der Dieb
Von und mit Wolf Schmidt



Vater Hesselbach hat sich mit der Aussteuer für seine Tochter Heidi nicht lumpen lassen. Aber auch Mutter Hesselbach will nicht zurückstehen. So wechseln Möbel, Einrichtungs- und Gebrauchsgegenstände ihren Besitzer. Ein großer Schrank macht allerdings einige Umstände. Er läßt sich nicht öffnen. Nun verschwinden ein silberner Löffel und ein Päckchen mit 400 Mark. Den Löffel hat Mutter Hesselbach aber vor wenigen Augenblicken ihrem Mann zum Umrühren seines Kaffees gegeben. Vater bestreitet das. Aber das hilft ihm alles nichts. Mutter macht bei ihm zur Sicherheit eine Leibesvisitation

21.20 Schatten über Italien
Ein Bericht von Jürgen Neven-du Mont

22.05 Eine Illustrierte bitte:
Die alte Muskete
Von Jörg Mauthe
Die Muskete, ein österreichisches Gegenstück zum Simplizissimus, wurde von Offizieren herausgegeben und ist ein Beispiel für die geistige Liberalität dieser Zeit. Sie hatte nicht nur Mut, sondern auch Raum für Selbstkritik

22.35 Tagesschau (Spätausgabe)

ZWEITES PROGRAMM

Nur für Westdeutschen Rundfunk (Regional):
19.30 Prisma des Westens

20.00 Tagesschau, Wetter

20.20 Zeugen des Jahrhunderts
Friedrich Sieburg
Ist man zu optimistisch, wenn man feststellt, es gäbe kein deutsch-französisches Problem mehr? Niemand vermag die Entwicklung der deutschen Beziehungen zu unseren westlichen Nachbarn mit mehr Sachverstand und stärkerer Sympathie zu prüfen als Friedrich Sieburg

20.50 Capriccio
Eine Schlager-Nonstop-Sendung mit der italienischen Combo „Five Crazies", Ines Taddio und Vittorio
Regie: Tilo Philipp

21.20 Verschwörung im Maya-Tempel
Ein Kriminalfilm
In einem kleinen Land wie Mittelamerika droht eine Revolution auszubrechen. Eine Gruppe fanatischer Indianer möchte das große Reich der Mayas wiederauferstehen lassen

Sa 23. Juni

Über NDR, SFB, Meissner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgebirge
10.00 Nachr., Tagesschau — 10.25 Abenteuer unter Wasser — 10.50 Hätten Sie's gewußt? — 12.00 Aktuelles Magazin

15.00 Aus aller Welt — zusammengestellt: **Das Telebilderbuch**

15.30 Brief an Freddy
Ein Fernsehfilm

15.55 Hinter der Leinwand
Kino zwischen Geld und Kunst

16.25 Hätten Sie's gewußt?
Ein Fragespiel mit Heinz Maegerlein

17.15 Zum blauen Bock
Mit Otto Höpfner

Bayerischer Rdf.: 18.30 Nachr. — 18.35 Karibische Welt — 19.05 Die Viertelstunde — 19.25 Münchner Abendschau
Berlin: 18.40 Nachr. — 18.45 Mutter ist die Allerbeste — 19.15 Sandmännchen — 19.25 Berliner Abendschau
Hessischer Rdf.: 18.30 Vater ist der Beste — 18.50 Sandmännchen — 19.00 Hessenschau — 19.20 Im Land der Tiere — 19.30 Über Berg und Tal
NDR und Bremen: 18.35 Progr. — 18.45 Nordschau — 19.25 Das möchte ich sehen
Saarländischer Rdf.: 18.30 Blick ins Saarland — 19.10 Lieder aus der Küche — 19.20 Sie schreiben mit
Süddeutscher Rdf. und SWF: 18.00 Star-Theater — 19.00 Abendschau — 19.20 Alarm für Dora X
WDR: 14.00 Die Woche — Hier und Heute — 18.30 Hier und Heute — 19.15 Mutter ist die Allerbeste

20.00 Tagesschau, Wetter

Aus Wien:
20.20 Sing mit mir - Spiel mit mir
Mit Lou van Burg

21.45 Der große Betrug
Ein Film der Perry-Mason-Serie
Es geht um eine Unterschlagung. In der Firma Hyett-Brewster & Hyett hat man den Kassierer verhaftet. Da entdeckt eines Tages der Firmenchef, daß sein Schwiegersohn die Tat begangen hat. Der Buchhalter ist hier zu Unrecht verurteilt worden. Natürlich zieht der empörte alte Herr seinen Verwandten sofort zur Rechenschaft, doch damit beginnen die Verwicklungen

22.35 Tagesschau (Spätausgabe)

22.45 Das Wort zum Sonntag
Es spricht Probst Peter Hansen-Petersen

ZWEITES PROGRAMM

Nur für Westdeutschen Rundfunk (Regional):
19.30 Prisma des Westens

20.00 Tagesschau, Wetter

20.20 Parlez-vous francais?
Von Terence Rattigan
Unter Palmen an der Côte d'Azur liegt das Studio Maingot. In der vornehmen Villa haben die Bewohner die Möglichkeit, sich französische Sprachkenntnisse anzueignen. Besonders solche Personen, die in den diplomatischen Dienst treten wollen

Diana . . . . Erika Pluhar
Alan . . . . Jürg Holl
Brian . . . . Pit Krüger
Kenneth . . . . . . Andreas Gerstenberg
Cpt. Rogers . . . Horst Michael Neutze
Kit . . . . Michael Lenz
Mr. Mingot . . . . Sigurd Lohde
Marianne . . . . Gertrud Ramlo
Jacqueline . . . . Bibiana Zeller
Lord Heybrook . . . . . . Heinzi Czeike
Regie: Franz Reichert

22.00 Der Clown von Ascona
Ein Erzählung ohne Worte von Guido Baumann



Der 25jährige Dimitri, Pantomime und Clown, Schüler Marcel Marceaus, ist die Hauptfigur in diesem Film. Er spielt einen jungen Mann, dem es während eines Nachmittags in Ascona bewußt wird, daß er Clown werden möchte

So 24. Juni

Über NDR, SFB, Meissner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgebirge
10.00 Nachr. Tagesschau — 10.25 Direttissima

11.00 Der Himmel auf Erden?
Über die christliche Hoffnung und revolutionäre Utopie.
Von Dr. Hans Bolewski

11.30 Wochenspiegel

12.00 Internationaler Frühschoppen

12.50 Programmvorschau

13.10 Magazin der Woche
Eine Regionalumschau

Hamburg: Jugendstunde
14.30 Spin und Marty

15.05 Alles Glück dieser Erde
Ein Spielfilm
mit Ulla Jacobsson, Lars Elldin u. a.
Regie: Rolf Husberg

16.35 Schöpfung ohne Ende
Spaziergang durch die Welt der Chemie
Manuskript: Ernst von Khuon

17.50 Gastgeber: Eine Stadt
Rückblick auf die Kieler Woche

18.20 Weltmeister unter der Lupe
Was erwartet uns bei den Turnweltmeisterschaften in Prag?
Sie sehen bisher noch nicht gezeigte Wettkampf- und Trainingsaufnahmen der Japaner und Russen im Kunstturnen

19.00 Diesseits und jenseits der Zonengrenze

19.30 Die Sportschau

20.00 Tagesschau, Wetter

20.15 Igor Strawinskij
Aus Anlaß des 80. Geburtstags Igor Strawinskijs überträgt der Norddeutsche Rundfunk heute aus der Hamburgischen Staatsoper ein Ballettabend
Ballette nach griechischen Mythen:
Orpheus - Agon - Apollon - musagéte
Dirigenten: Igor Strawinskij, Robert Craft und Leopold Ludwig
Mitwirkende: Das New York City Ballett und das Ballett der Hamburgischen Staatsoper
Inszenierung und Choreografie: George Balanchine

22.30 Nachrichten

22.35 Die Bundesfilmpreisträger 1962



Auch in diesem Jahr wird Friedrich Luft am Abend der Preisverleihung die neuen Bundesfilmpreisträger in einer Direktsendung vorstellen. Im festlichen Rahmen der Internationalen Filmfestspiele in Berlin überreicht Bundesminister Höcherl die Filmpreise an die besten Schauspieler, Regisseure, Kameramänner, Komponisten und Architekten des vergangenen Jahres

23.05 Tour de France
Bericht des Französischen Fernsehens

ZWEITES PROGRAMM

Bayerischer Rundfunk (Regional):
19.25 Bayerischer Bilderbogen
Politischer Stammtisch

20.00 Tagesschau, Wetter

20.15 Panorama

21.00 Auf der Tribüne
Sportveranstaltung vom Wochenende

Mo 25. Juni

Über NDR, SFB, Meissner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgebirge
10.00 Nachr., Tagesschau — 10.25 Sportschau — 10.55 Vilma und King — 11.25 Arabische Piratenküste — 12.00 Aktuelles Magazin

Köln:
17.00 Gesehen — gekonnt
Mit Dr. Marianne Stradal

17.20 Das Weibliche und die Freundschaft
Eine nachdenkliche Bildergeschichte für Erwachsene

17.35 Meine Groschen — Deine Groschen
Tips für Verbraucher

17.50 Der Himmel auf Erden?
(Wiederholung vom Sonntag)

Bayerischer Rdf.: 18.30 Nachr. — 18.35 Die Abenteuer des Hiram Holliday — 19.05 Die Viertelstunde — 19.25 Münchner Abendschau
Berlin: 16.30 Intimes Theater — 18.40 Nachr. — 18.45 Geheimauftrag für John Drake — 19.15 Sandmännchen — 19.25 Berliner Abendschau
Hessischer Rdf.: 18.25 Brücke der Hoffnung — 18.50 Sandmännchen — 19.00 Hessenschau — 19.20 Haben Sie das erwartet? — 19.30 Alles für den Chef
NDR und Bremen: 18.20 Progr. — 18.25 Nordschau — 19.25 Mutter ist die Allerbeste
Saarländischer Rdf.: 18.30 Blick ins Saarland — 19.10 Emil — oder der gute Ton — 19.20 Tele-Jockey
Süddeutscher Rdf. und SWF: 18.30 Stippvisiten in Amerika — 19.00 Abendschau — 19.20 Typisch Lucy
WDR: 18.30 Hier und Heute — 19.15 Alle Tage fließt der Tejo

20.00 Tagesschau, Wetter

20.20 Die Reporter der Windrose berichten
Des Handwerks goldener Boden
Leitung: Peter von Zahn

20.50 Landshuter Fürstenhochzeit
Ein Film von Manfred Schwarz



Für einen Tag ist man hier ins Mittelalter zurückgekehrt und macht in alten Gewändern Umzüge durch die Stadt

21.35 Unter uns gesagt
Gespräch über Politik in Deutschland.
Leitung Kurt Wessel

22.15 Tagesschau (Spätausgabe)

22.25 Deutsche Leichtathletik-Mehrkampfmeisterschaften
Ein Filmbericht

22.40 Tour de France
Bericht des Französ. Fernsehens

ZWEITES PROGRAMM

Nur für Westd. Rundfunk (Regional):
19.30 Prisma des Westens

20.00 Tagesschau, Wetter

20.20 Wir sprechen für die Zone

20.35 Taifun über Nagasaki
Ein Spielfilm
Regie: Yves Ciampi
Das alte und das neue Japan sind die beiden Aspekte dieses Films. Der junge französische Ingenieur Pierre Marsac (Jean Marais), von seiner Firma nach Japan geschickt, erliegt dem Reiz dieser fremdartigen Welt. Er verliebt sich in die Japanerin Norico (Kishi Keiko)

Erstes und zweites FERNSEH-PROGRAMM für die

Di 26. Juni

Über NDR, SFB, Meissner, Kreuzberg/ Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgebirge
10.00 Nachr., Tagesschau — 10.25 Schaubude — 11.05 Familie Hesselbach — 12.00 Aktuelles Magazin

Frankfurt: Kinderstunde

17.00 Die Abenteuer der fünf kleinen Äffchen
Puppenfilm

17.15 Bei mir im Wald
Ein Förster erzählt

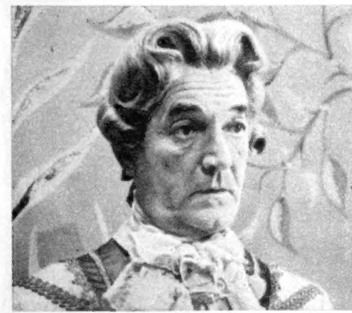
17.35 Ken macht Schwierigkeiten
Die Abenteuer eines Jungen

Bayerischer Rdf.: 18.30 Nachr. — 18.35 Familie Michael in Afrika — 19.05 Die Viertelstunde — 19.25 Münchner Abendschau
Berlin: 16.30 Ihr glücklichster Tag — 18.40 Nachr. — 18.45 Mit Siebenmeilenstiefeln — 19.15 Sandmännchen — 19.25 Berliner Abendschau
Hessischer Rdf.: 18.25 Ein Abend zu dritt — 18.50 Sandmännchen — 19.00 Hessenschau — 19.20 Sehr zum Wohle — 19.30 Straßen zum ewigen Eis
NDR und Bremen: 18.20 Progr. — 18.25 Nordschau — 19.25 Es stand auf der ersten Seite
Saarländischer Rdf.: 18.30 Blick ins Saarland — 19.10 Schlagzeilen des Jahrhunderts — 19.20 Dennis, Geschichte eines Lausbuben
Süddeutscher Rdf. und SWF: 18.30 Vater ist der Beste — 19.00 Abendschau — 19.20 Begegnung mit einem Sänger
WDR: 18.30 Hier und Heute — 19.15 Alarm für Dora X

20.00 Tagesschau, Wetter

20.20 Auf den Spuren der Antike
Von C. W. Ceram
1. Im Totenreich der Etrusker
Italien, eines der klassischen Länder der Archäologie, verdankt die wichtigsten Funde der letzten Jahre nicht den hergebrachten Methoden der Facharchäologen, sondern dem Hobby eines Außenseiters, des Mailänder Industriellen und Ingenieurs Carlo Lerici. C. W. Ceram

21.10 Cécile ... oder die Schule der Väter
Von Jean Anouilh



Natürlich geht es in diesem Stück einmal wieder um die Liebe. Monsieur Orlas (Karlheinz Schroth) hat für seine Tochter Cécile eine Gouvernante engagiert, die auf den exklusiven Namen Araminthe hört und durch ihren Charme den Hausherrn entzückt. Mit gemischten Gefühlen sieht Orlas, wie ein junger Graf der Tochter Cécile den Hof macht, zugleich aber auch der hübschen Gouvernante Araminthe gewogen scheint

Monsieur Orlas . K.-H. Schroth
Cécile . . . . . Loni von Friedl
Araminthe . . . . Grit Boettcher
Der Graf . . . . . . Peter Thom
Mons. Damiens H.-K. Friedrich
1. Mann . . . . . . Léon Bernard
2. Mann . . . . . . Manjon Rahn
Der Diener . . . . . Berni Looso
Regie: Hans Dieter Schwarze

22.10 Tagesschau (Spätausgabe)

22.20 Tour de France
Bericht des Französ. Fernsehens

ZWEITES PROGRAMM

Nur für Westd. Rundfunk (Regional):
19.30 Prisma des Westens

20.00 Tagesschau, Wetter

20.20 Notizen aus der „Jazz-Werkstatt"
Magnolia — und Gratulanten
Aus Anlaß des zehnjährigen Bestehens der Hamburger Magnolia-Jazzband treffen sich Musiker und Freunde dieser Amateurgruppe zu einer Jubiläumsfeier. Vor zehn Jahren wurden die Musiker der alten Magnolia-Band durch ihre Begeisterung für den bis zum Kriegsende in Deutschland verpönten Jazz zusammengeführt

21.25 Notizen aus Fernost
Sendung von Rolf Eschenbach

Mi 27. Juni

Über NDR, SFB, Meissner, Kreuzberg/ Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgebirge
10.00 Nachr., Tagesschau — 10.25 Vier bleiben auf der Strecke — 12.00 Aktuelles Magazin

Baden-Baden: Jugendstunde

16.00 Aus der Schule des Bergsteigers
Martin Schließler erzählt

16.50 Moderne Raritäten
Briefmarken aus Israel

17.00 Der Große Preis von Europa
Übertragung vom Internationalen Reitturnier in Aachen-Laurensberg
Aachen ist in den letzten Jahren Höhepunkt im deutschen Turniersport gewesen, sowohl in der Besetzung als auch in der Anteilnahme der Zuschauer

Bayerischer Rdf.: 18.30 Nachr. — 18.35 Der Scheitelpunkt — 19.05 Die Viertelstunde — 19.25 Münchner Abendschau
Berlin: 18.40 Nachr. — 18.45 Hautevolee — 19.15 Sandmännchen — 19.25 Berliner Abendschau
Hessischer Rdf.: 18.25 Das Herz des Managers — 18.50 Das Sandmännchen — 19.00 Hessenschau — 19.20 Kurbelkasten — Allerlei — 19.30 Grau ist alle Theorie
NDR und Bremen: 18.20 Progr. — 18.25 Nordschau — 19.25 Grau ist alle Theorie
Saarländischer Rdf.: 18.30 Blick ins Saarland — 19.10 Rechts oder links? — 19.20 Funkstreife Isar 12
Süddeutscher Rdf. und SWF: 18.30 Musik contra Staubsauger — 19.00 Abendschau — 19.20 Inka-Statue
WDR: 18.30 Hier und Heute — 19.15 Meisterschule für Autofahrer

20.00 Tagesschau, Wetter

20.20 Musik aus Studio B
Mit Chris Howland, Lale Andersen, Carmela Corren, Angèle Durand, Monika Grimm, Friedel Hensch, Britta Martell, Lou van Burg, Alberto Cortez, René Kollo, John Lamers, Jean Thomé, den Geschwistern Leismann und dem Fernseh-Ballett
Regie: Sigmar Börner

21.05 0 mal 0 = Kunst
Maler ohne Farbe und Pinsel
Von Gerd Winkler
Der Film berichtet von neuen Tendenzen, Konzeptionen und Standorten einer Kunst, die bewußt keine Kunst in traditionellem Sinn sein will. Er berichtet von Malern, die mit Licht, mit Feuer, mit Rauch und Wasser, mit Pfeil und Bogen, Nägeln und Plakatfetzen malen.

21.40 Jazz — gehört und gesehen
Avantgarde in Jazz
Joachim Ernst Berendt stellt vor: das John-Coltrane-Quintett mit Eric Dolphy und Elvin Jones

22.10 Tagesschau (Spätausgabe)

22.20 Tour de France
Bericht des Französ. Fernsehens

ZWEITES PROGRAMM

Nur für Westd. Rundfunk (Regional):
19.30 Prisma des Westens

20.00 Tagesschau, Wetter

20.20 Das Podium
Gespräch um kulturelle Fragen

21.00 Das Studio:
Der Abstecher
Von Martin Walser
Frieda . . . . Rost Schäfer
Hubert . . . . . . Horst Tappert
Erich . . . . . . Benno Sterzenbach
Berthold . . . . . Peter Eschberg
Regie: Günter Gräwert



Mit den spielerisch-grotesken Mitteln des „absurden Theaters" zeigt Walser an einer westdeutschen Alltagssituation ebenso amüsante wie gefegentlich auch bittere Einsichten in die Praxis konsequenter Lebenslüge und Heuchelei. Auf unserem Bild sehen Sie: Rosel Schäfer, Horst Tapper u. Benno Sterzenbach

Do 28. Juni

Über NDR, SFB, Meissner, Kreuzberg/ Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgebirge
10.00 Nachr., Tagesschau — 10.25 Die Preußen kommen — 11.45 Zwischen Tal und Wolken — 12.00 Aktuelles Magazin

Stuttgart:

17.00 Ratet mal!
Kinder spielen, bauen, schauen

Bayerischer Rdf.: 18.30 Nachr. — 18.35 Mit Siebenmeilenstiefeln — 19.05 Die Viertelstunde — 19.25 Münchner Abendschau
Berlin: 16.30 Im letzten Augenblick — 18.40 Nachr. — 18.45 Do-re-mi-fa — 19.15 Sandmännchen — 19.25 Berliner Abendschau
Hessischer Rdf.: 18.25 Kinder am Fluß — 18.50 Sandmännchen — 19.00 Hessenschau — 19.20 Dein guter Stern — 19.30 Sag die Wahrheit
NDR und Bremen: 18.20 Progr. — 18.25 Nordschau — 19.25 Taxi
Saarländischer Rdf.: 18.30 Blick ins Saarland — 19.10 Zeichentrickfilm — 19.20 Im letzten Augenblick
Süddeutscher Rdf. und SWF: 18.30 Spanische Skizzen — 19.00 Abendschau — 19.20 Der Fenstergucker
WDR: 18.30 Hier und Heute — 19.15 Morgenständchen, Geheimauftrag für John Drake

20.00 Tagesschau, Wetter

20.20 Landflucht — eine Frage des Lohns?
Kritischer Filmbericht von Hans Geißler und Wolfgang Feller
Mehr und mehr junge Bauern und Landarbeiter erliegen der Lockung des hohen Lohnes, den ihnen die Industrie bietet und verlassen ihr Dorf. Ist die Abwanderung wirklich nur eine Frage des Lohnes? Ist sie ein organisch gesellschaftlicher Umwandlungsprozeß? Diese und andere Fragen stellen die Mitarbeiter der Wirtschaftsredaktion

21.00 Warten auf Dodo
Nach der Komödie von Gerard Willem van Loon und Eugene K. Ilyin



Lawrence I. Paine (Harald Leipnitz rechts) ist verliebt in Dodo, die zauberhaft schöne Lady Handerson, die sich gern von ihrem Gatten trennen möchte. Dabei könnte es Lawrence viel einfacher haben. In seinem Vorzimmer sitzt nämlich Natalie (Sabine Eggerth links). Sie ist sehr hübsch und außerdem bis über die Ohren in Lawrence verliebt

Natalie Moorhaed . S. Eggerth
Charl. Wickham H. Caninenberg
Lawrence I. Paine . H. Leipnitz
Lord Biddestone . . H. Mahnke
Szenenbild: Walter Dörfler und Hubert Klehr
Regie: Rolf von Sydow

22.40 Tagesschau (Spätausgabe)

22.50 Amateurbox-Länderkampf: Österreich - Deutschland
Ein Filmbericht aus Innsbruck

ZWEITES PROGRAMM

Nur für Westd. Rundfunk (Regional):
19.30 Prisma des Westens

20.00 Tagesschau, Wetter

20.20 Paris, ein Kind und Jacqueline
Eine neue Folge der musikalischen Unterhaltungssendung

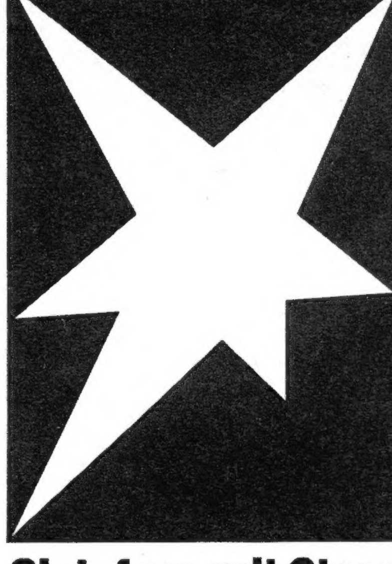
20.50 . . . und seinem Genius blickt er ins Angesicht
Begegnung mit Johannes Brahms

21.15 Die technischen Monde
Dokumentarbericht von Ernst von Khuon

21.45 Mit spitzer Feder
Karikatur des Monats

22.05 Mit anderen Augen
Es spricht Pastor Claus Heitmann

Änderungen vorbehalten



Sieh fern mit Stern

HOLLAND Kanäle 4–7, 10

Fr., 22. Juni 19.00 Ruderregatta — 20.00 Tagesschau, Wetter — 20.20 Aktuelles — 21.00 Solo für Kamera. Film — 21.30 **Mit Familienanschluß** — 22.05 Nachdenkliche Betrachtung
Sa., 23. Juni 15.00 Auf Reisen — 15.30 Leichtathletik-Treffen Italien gegen Deutschland — 17.00 Für die Kinder — 20.00 Tagesschau, Wetter — 20.20 **Mit Musik kommt alles wieder** — 21.00 Anruf bei Interpol. Film — 21.35 Quiz — 22.35 Aktuelles
So., 24. Juni 19.30 Wochenschau — 20.00 Sport — 20.30 Trysting place — 21.15 Orchesterkonzert — 21.55 **Der Mann mit der goldenen Hand.** Film
Mo., 25. Juni 20.00 Tagesschau, Aktuelles — 20.30 **Papa hat recht.** Film — 21.15 Die tapferen Jahre — 21.40 Forum
Di., 26. Juni 20.00 Tagesschau — Polit. Plauderei — 20.30 Sorgen um Wohlfahrt. Film — 20.45 **Juni-Braut.** Film
Mi., 27. Juni 17.00 Für Kinder — Der Fernseher — 17.45 Bibelstunde für Jugendliche — 20.00 Tagesschau, Wetter — 20.20 Sport — 21.00 Der echte Amateur — 21.40 **Wasserdichter Mantel.** Film — 22.00 Meine Schwester Eileen. Film
Do., 28. Juni 20.00 Tagesschau, Aktuelles — 20.30 Filmprogramm — 20.55 **Der Prozeß Andersonville.** Film — 22.30 Nachdenkliche Betrachtung

LUXEMBURG Kanal 7

Fr., 22. Juni 19.00 Progr. — Al Christies Comedies — 19.25 Roman der Wissenschaft — 19.57 Wetter, Tagesschau — 20.30 **Treffpunkt Luxemburg** — 21.15 Catch — 21.35 Composez 999 — 22.00 Tagesschau
Sa., 23. Juni 18.30 Progr. — Die 4 Rächer — Sport — 19.25 König Fußball — 19.57 Wetter, Tagesschau — 20.40 Für Briefmarkenfreunde — 21.00 Varieté — 21.30 **Luxemburg 1962** — 22.20 Tagesschau
So., 24. Juni 17.00 Die Wölfe heulen — 18.30 Wunder des Meeres — 19.00 Côte d'Azur — 19.25 Sport — 19.57 Wetter, Nachr. — 20.30 Tour de France — 20.40 Kanad. Polizei — 21.05 **Mein Vater hatte recht.** Film (Nur für Erwachsene)
Mo., 25. Juni 19.00 Progr. — Zeichenfilm — 19.25 Ismar Visco — 19.30 Sport — 19.57 Wetter, Tagesschau — 20.30 Tour de France — 20.40 **Humoreske.** Film — 22.10 Ballett — 22.25 Nachr.
Di., 26. Juni 19.00 Progr. — Atomspiele — 19.57 Wetter, Tagesschau — 20.30 Tour de France — 20.40 **Papa hat recht** — 21.10 Auf Euren Posten — 21.40 Catch — 22.25 Tagesschau
Mi., 27. Juni 19.00 Progr. — Zeichenfilm — 19.57 Wetter, Tagesschau — 20.30 Tour de France — 20.40 **Stars nach Ihrer Wahl** — 21.25 Das Kristallauge. Film — 22.45 Tagesschau
Do., 28. Juni 17.00 Progr. — Schulschwänzer — 19.08 Für Mütter — 19.18 Roy Rogers — 19.57 Wetter, Tagesschau — — 20.30 Tour de France — 20.40 **Flieder im Frühling.** Film (Nur f. Erw.) — 22.10 Kino-Echo — 22.35 Tagesschau

ÖSTERREICH Kanäle 2, 4–8, 10

Fr., 22. Juni 19.30 Für Sie notiert — Streiflichter — 20.00 Zeit im Bild — 20.20 Kurzfilm-Mosaik — 20.30 **Professor Bernhardi** — Komödie von Arthur Schnitzler — 22.30 Zeit im Bild
Sa., 23. Juni 19.00 Für Sie notiert — Was sieht man Neues? — 20.00 Zeit im Bild — 20.10 Kurzfilm-Mosaik — 20.20 **Sing mit mir — spiel mit mir.** Mit Lou van Burg — 21.45 Zeit im Bild
So., 24. Juni 19.00 Im Scheinwerfer — 19.20 Es wird Sie sicher interessieren — 19.30 **Familie Leitner** — 20.00 Zeit im Bild — 20.20 Der Fenstergucker — 20.50 **Ein Kind von der Straße.** Ein Spielfilm (Nur f. Erw.) — 22.20 Christ in der Zeit — 22.30 Zeit im Bild
Mo., 25. Juni 19.30 Für Sie notiert — Mit Rat und Tat — 20.00 Zeit im Bild — 20.20 Kurzfilm-Mosaik — 20.50 Einundzwanzig. Quiz — 21.30 **Menschliches, allzu Menschliches** — 22.00 Zeit im Bild
Di., 26. Juni 19.30 Für Sie notiert — Hausfrau sein dagegen sehr — 20.00 Zeit im Bild — 20.20 Kurzfilm-Mosaik — 20.30 Glück ab — gut Land — 21.00 **Der Doppelselbstmord.** Komödie von Ludwig Anzengruber — 22.10 Zeit im Bild
Mi., 27. Juni 17.00 für die Kinder: Kleine Zeichenkunde — Ferien im Zoo — 17.55 Die Axt im Haus . . . — 19.30 Für Sie notiert — Streiflichter — 20.00 Zeit im Bild — 20.20 Kurzfilm-Mosaik — 20.30 **Ihr Auftritt bitte** — 21.15 **Musik erklingt** — 21.45 Zeit im Bild
Do., 28. Juni 19.30 Für Sie notiert — Sport — 20.00 Zeit im Bild — 20.20 Kurzfilm-Mosaik — 20.30 **Paul Flora** — 21.00 **Karriere um jeden Preis.** Kriminalfilm — 22.20 Zeit im Bild

SCHWEIZ Kanäle 2, 3, 7, 10

Fr., 22. Juni 20.00 Tagesschau — 20.15 Aller Anfang ist schwer — 20.45 Im Zeitspiegel: Ereignisse, Dokumente, Meinungen — 21.30 **Bonsoir** Eine Varieté-Sendung — 22.15 Nachrichten
Sa., 23. Juni 15.00 Leichtathletik-Länderkampf Italien-Deutschland — 17.30 Über Pole, Kontinente und Meere — 18.00 Jazz am Samstagnachmittag — 20.00 Tagesschau — 20.20 **Wer gewinnt?**
So., 24. Juni 14.00 Ausscheidung für die Weltmeisterschaften im Kunstturnen — 16.45 Landwirtschaftl. Rundschau — 17.10 Für Stadt u. Land — 17.35 Vater ist der Beste — 18.00 Von Woche zu Woche — 18.30 Sport — 19.30 Tagesschau — 20.00 Filmbriefe aus Asien — 20.35 **Hotel Sahara** — 21.45 Nachr.
Mo., 25. Juni 20.00 Tagesschau — 20.20 **La finta simplice** (Das schlaue Mädchen) Opera buffa von W. A. Mozart — 21.45 Nachr.
Di., 26. Juni Keine Sendung
Mi., 27. Juni 20.00 Tagesschau — 20.15 Arm in Arm und Kron' an Krone — 21.00 Cory der Indianer — 21.50 **Une lille futée** (Für Freunde der französischen Sprache) — 22.15 Nachrichten
Do., 28. Juni 17.30 Musik kennt keine Grenzen — 20.00 Tagesschau — 20.15 Das Buch der Woche — 20.20 **Denn sie sollen getröstet werden.** Spielfilm — 21.50 Nachrichten


Sunil
Sunil
bringt alles Weiß zum Strahlen
Ein strahlend weißes Kleid...wie geschaffen für einen schönen Tag! Die Mutti weiß schon, warum sie die weißen Sommersachen mit so viel Umsicht und Sorgfalt pflegt - denn erst durch gute Pflege wird alles Weiße strahlend weiß!
Wieviel schöner ist ein Weiß, das strahlt...
...ein Weiß, dem man die Pflege ansieht!